



Die Liebe des Ulanen. Teil 1

Karl May

Die Liebe des Ulanen. Teil 1

Karl May

Karl May

Fortsetzung 1

Fortsetzung 2

Fritz war nicht mehr zu sehen; der dichte Regen erlaubte nicht, weit zu sehen; doch hatte Müller keine Sorge um ihn, da er auch ein ausgezeichneter Schwimmer war. Zwar waren die Ufer nicht zu erkennen, aber wenn er sich nur immer so viel wie möglich links hielt, mußte er bald landen können.

So vergingen fünf Minuten, bis die phantastischen Gestalten alter Weiden im Gusse des Regens auftauchten. Müller stieß noch einige Male kräftig aus und kam an das Ufer. Aber er mußte sich an den überhängenden Zweigen festhalten, um nicht weiter fortgerissen zu werden. Es kostete ihm sehr große Anstrengung, festen Fuß zu fassen, ohne seine süße Bürde zu verlieren.

Dort legte er sie in das Gras nieder, um einige Augenblicke auszuruhen. Da lag sie bleich und regungslos. Das nasse Gewand

legte sich eng an die herrlichen Glieder und ließ die Formen derselben so deutlich erscheinen, als ob sie unbedeckt seien. Müller achtete nicht auf den Regen; er vergaß das Brausen des Sturmes und das Brüllen des Wassers; er sah nur die Heißgeliebte vor sich. Er ließ sich neben ihr nieder, nahm ihren Kopf in den Arm und legte seine Lippen auf den Mund, welcher, leise geöffnet, die köstlichen Zahnperlen sehen ließ. Er küßte, küßte und küßte sie wieder und immer wieder, bis er fühlte, daß ihre Lippen warm wurden.

Da, da schlug sie langsam die Augen auf; ihr matter Blick ruhte auf ihm mit einem Ausdrücke, als ob sie sich im Traume befinde. Der Sturm machte eine kurze Pause, und da klang es aus ihrem Munde:

»Richard!«

Er fuhr zurück; er hatte das Wort ganz deutlich vernommen, und er sah das glückliche Lächeln, unter welchem die Herrliche die Augen wieder schloß, um von

Neuem in Bewußtlosigkeit zu sinken. Das war ja sein Name! Aber er schüttelte den Kopf. Sie konnte doch unmöglich ihn gemeint haben! Aber sie hatte willenlos ein Geheimniß verrathen: sie liebte bereits; sie liebte einen Glücklichen, welcher auch Richard hieß. War dies vielleicht Graf Rallion? Nein; Müller besann sich, daß dieser einen anderen Vornamen hatte. Müller fühlte sich durch diesen Umstand befriedigt, obgleich die Entdeckung, daß ihr Herz nicht mehr frei sei, sein Herz mit einem brennenden Schmerze durchzuckte.

Aber es war hier nicht der Ort, an diese Dinge zu denken; es galt vielmehr, die Baronesse unter ein schützendes Dach zu bringen.

Da, wo er an das Ufer gestiegen war, lagen wohl gepflegte Felder, ein sicheres Zeichen, daß menschliche Wohnungen nicht weit entfernt seien. Er eilte eine kleine Strecke am Flusse hinab und fand einen Weg, welcher oft betreten zu sein schien. Er holte die Baronesse und verfolgte, sie auf den

Armen tragend, diesen Pfad, der schließlich in einen Fahrweg mündete.

Da fühlte er, daß die Baronesse sich bewegte. Halb noch von ihrer Ohnmacht umfassen, schlang sie die Arme um seinen Hals und legte den Kopf auf seine Achsel. Er fühlte die weiche Gestalt eng an sich liegen; er drückte sie fest und immer fester an sich, sodaß ihr Busen an seine Brust zu ruhen kam, und gelobte sich im Stillen, jenen Richard kennen zu lernen, und mit ihm um den Besitz dieses unvergleichlichen Wesens in die Schranken zu treten.

Er mochte wohl zehn Minuten lang gegangen sein, ohne von der Schwere seiner Last belästigt zu werden, als er einen Bauernhof bemerkte, auf dessen Thor der Weg gerade zuführte. In dem großen, breiten Thore befand sich ein kleines Pförtchen, durch welches er eintrat. Die Bewohner des Gutes bemerkten ihn; sie sahen, daß er eine Dame auf den Armen trug, und sprangen ihm entgegen.

Die Nachricht von dem verunglückten Schiffe, welche er brachte, erregte die größte Bestürzung. Die Männer brachen sofort auf, um nach dem Flusse zu gehen, und zu sehen, ob noch zu helfen und zu retten sei. Den Frauen aber übergab er die Baronesse, um sie zu entkleiden und in ein Bett zu legen. Dann kehrte auch er nach der Unglücksstätte zurück, besonders, um nach Fritz und der anderen Dame zu suchen.

Der Regen hatte mittlerweile etwas nachgelassen, sodaß man wieder in eine größere Entfernung sehen konnte. Der Bauer und seine Knechte erblickten den Schornstein des Schiffes, welcher schief aus den Fluthen ragte. Am Ufer war kein Mensch zu sehen. Das Floß war zerrissen worden und verschwunden; es gab Nichts zu retten.

Müller forderte die Leute auf, mit ihm stromabwärts zu gehen, und da fanden sie denn nach einiger Zeit eine sehr sichtbare Fährte im hohen Grase des Ufers. Hier mußte Fritz das Wasser verlassen haben.

»Vielleicht hat der Mann, den Sie suchen, unsere Wächterhütte gefunden,« bemerkte der Bauer.

»Wo ist diese?« fragte Müller.

»Dort hinter jenem Erlengebüsch.«

Sie schritten darauf zu, hinter den Büschen erblickten sie eine sehr primitiv aus ausgeackerten Feldsteinen errichtete Hütte.

Die Thüröffnung derselben war ohne Thür, und die einzige Fensternische war mit Stroh verstopft. Als sie sich näherten, trat ein Mann hervor, es war wirklich Fritz, der Diener.

»Wo ist die Dame?« fragte Müller.

Fritz deutete nach innen und antwortete:

»Da auf dem Stroh. Sie ist noch immer ohne Bewußtsein.«

»Hat sie vielleicht zu viel Wasser schlucken müssen?«

»Nicht halb so viel als ich. Uebrigens dürfen Sie ohne Sorge sein; es ist Jemand bei ihr, der es versteht, zu beurtheilen, ob sie halb ertrunken ist oder ganz.«

»Ach, vielleicht Doctor Bertrand?«

»Allerdings. Er stand bereits am Ufer, als ich ankam. Wir fanden dann mit einander diesen Palast, in welchem wir uns bis jetzt ganz wohl befunden haben.«

Als Müller eintrat, kniete der Arzt bei der Dame. Er erhob sich sofort und sagte:

»Ach, Herr Doctor Müller! Ich muß Sie um Verzeihung bitten, daß ich so ohne allen Abschied vom Schiffe ging. Aber ich wußte die Damen unter der besten Aufsicht und hatte vor Allem die Pflicht, mich als Arzt zunächst zu retten, um dann zu Diensten sein zu können. Diese Dame ist nur in Folge des Schreckes ohnmächtig. Es wird Nichts für sie zu fürchten sein, wenn wir sie nur so bald wie möglich aus den nassen

Kleidern und in einen guten Schweiß zu bringen vermögen.«

»Es ist ein Meierhof in der Nähe,« antwortete Müller. »Ich werde sie hinbringen, die Baronesse ist auch bereits dort.«

Er nahm das Mädchen auf die Arme und schritt den Anderen voran, dem Bauergute zu, wo der Arzt sich sofort zu der Baronesse begab, während die Frauen einstweilen für Nanon sorgten.

Marion war wieder zu sich gekommen und sehr erstaunt darüber, daß eine männliche Person es wagte, zu ihr zu kommen. Bertrand entschuldigte sich:

»Gnädiges Fräulein, ich bin Arzt und halte es für meine Pflicht, Ihnen meine Aufwartung zu machen, da sich keine andere wissenschaftliche Hilfe in der Nähe befindet.«

Diese Worte versöhnten sie sofort.

»Ach, Sie sind Arzt, mein Herr,« meinte sie. »Wo befinde ich mich?«

»Auf einem Meierhof in der Nähe der Unglücksstelle.«

»Wer hat mich hierher gebracht? Ist mein – mein Retter am Leben?«

»Er befindet sich wohl und hat Sie nicht nur aus den Fluthen gerettet, sondern auch hierher getragen.«

»Wer ist dieser Mann?«

»Er ist ein Doctor der Philosophie, Namens Müller.«

»Also ein Deutscher?«

»Ja. Glauben Sie, daß dieser Umstand geeignet ist, den Werth seiner That zu vermindern?«

»O, nicht im Geringsten. Ich bin zwar Französin, aber keineswegs eine Deutschenhasserin aus Passion.«

»Das wird Herr de Sainte-Marie nur sehr ungern bemerken!« lächelte Bertrand.

»Wie? Sie kennen meinen Vater?«

»Ich habe die Ehre, ihn sogar sehr genau zu kennen. Während der Zeit Ihrer längeren Abwesenheit habe ich mich in Thionville etablirt und bin so glücklich gewesen, der Hausarzt Ihres Herrn Vaters und Großvaters zu werden.«

»Und wie kommt es, daß Sie mich kennen?«

»Ich war Passagier desselben Schiffes, auf welchem Sie der Todesgefahr entgingen. Ich hörte da Ihren Namen nennen. Wie Sie an meinem Anzuge sehen, habe auch ich mich durch Schwimmen gerettet. Wie befinden Sie sich, mein gnädiges Fräulein?«

»Ich bin bereits in wohlthätigem Schweiß und hoffe, ohne fernerer Schaden

davongekommen zu sein. Wie aber geht es meinem Retter?«

»O, der ist eine sehr starke, widerstandsfähige Natur, wie es scheint. Er wird die Kleider wechseln, um sie zu trocknen; das ist Alles. Für Sie aber und die andere Dame —«

»Ah, Nanon!« unterbrach sie ihn. »An die Gute habe ich eben gedacht, ehe Sie eintraten. Ist auch sie gerettet worden?«

»Ja, mein Kräutersammler hat sie nach dem Ufer gebracht. Sie befindet sich in einem anderen Zimmer dieses Hauses, und ich hoffe, daß sie ebenso schnell wieder wohl sein wird, wie Sie. Ich werde in die Apotheke des nächsten Ortes schicken, um einige Medicamente kommen zu lassen, und bin überzeugt, daß Sie morgen Früh Ihre Reise wieder fortsetzen können.«

»Aber um Gotteswillen nicht wieder mit dem Dampfer. Ich werde mir einen Wagen besorgen, der mich über Hetzerath und

Schweich nach Trier bringt, von wo aus ich dann die Bahn benutzen werde.«

Unterdessen hatten Müller und Fritz sich ihrer nassen Kleider entledigt, und sich von den Bewohnern des Hofes andere geliehen. Der Regen hatte jetzt vollständig aufgehört; die Wolken waren verschwunden, und am Himmel erglänzte die helle Sonne, um mit ihren liebevollen Strahlen die vom Unwetter erkältete Erde zu erwärmen. Müller trat vor das Thor und sah einige Männer auf das Gut zukommen. Er erkannte bereits von Weitem den Oberst Rallion und dessen Freunde. Er trat wieder in den Hof zurück, um ihnen nicht sogleich wieder als Zielscheibe ihrer schlechten Witze zu dienen. Sie kamen heran und trafen als Ersten den Arzt, welcher aus der Thür getreten war, um nach dem Wetter zu sehen.

»Heda, guter Freund!« rief ihm der Oberst zu, der ihn zunächst für einen Bauer hielt, »wißt Ihr bereits von dem Unglücke,

welches dort auf dem Flusse geschehen ist?«

»Ich denke, sehr wohl,« antwortete Bertrand lächelnd.

Rallion betrachtete ihn genauer und sagte dann.

»Alle Teufel, Sie waren ja mit dabei, wenn ich nicht irre. Sie fuhren ja mit auf dem ersten Platze. Sind noch Andere gerettet?«

»Bis jetzt weiß ich nur Vier.«

»Wer ist es?«

»Zwei Damen und zwei Herren!«

»Wer sind die Damen? Schnell, schnell!«

»Die Baronesse Marion de Sainte-Marie und eine Freundin von ihr.«

»Gott sei Dank! Diese suche ich. Wer hat sie an's Ufer geschafft?«

»Doctor Müller.«

»Ah, der deutsche Tölpel!«

Der Arzt machte ein sehr ernstes Gesicht und antwortete in verweisendem Tone:

»Mein Herr, es erscheint mir gerade nicht tölpelhaft gehandelt, eine Dame vom Tode zu retten, während Andere feig davonlaufen. Hätten Sie sich nicht des Kahnes bemächtigt, der mit Ihnen verschwunden ist, so verloren weniger Menschen ihr Leben, weil man, bis der Dampfer sank, nochmals zurückkehren konnte, um Leute aufzunehmen. Sie werden von Glück reden können, wenn Ihre Handlungsweise nicht untersucht und geahndet wird.«

Er drehte sich um und schritt davon. Der Oberst blickte ihm nach und sagte:

»Jedenfalls auch ein Deutscher! Es wird hohe Zeit, daß wir die Faust auf diese rohe Menschenklasse legen. Aber ärgern wir uns

nicht, suchen wir lieber die Baronesse, um ihr Glück zu wünschen.«

Er ging über den Hof hinüber und trat in die Wohnstube; die Anderen folgten ihm. Dort stand Müller, sich mit dem Meier unterhaltend. Als der Oberst ihn erblickte, lachte er laut auf und rief:

» *Parbleu!* das ist lustig! Seht unseren Billardkünstler als Bauer! Wie ihm die Jacke auf dem Buckel sitzt! Ich hätte ihn mögen schwimmen sehen!«

Müller machte eine höfliche Verbeugung und antwortete.

»Ich mußte wohl schwimmen, um abermals Ihre Stelle zu vertreten. Die Rettung der Baronesse wäre doch eigentlich Ihre Sache gewesen. Heute werden Sie es jedenfalls sein, der um Verzeihung zu bitten hat. Ich will Ihnen jedoch erlassen, sich auf den Tisch zu stellen.«

»Schweigen Sie!« donnerte ihn der Oberst an. »Wer hat Ihnen übrigens erlaubt, sich an dieser Dame zu vergreifen? Ihre Schwimmparthie soll Ihnen ein anständiges Trinkgeld einbringen. Hier haben Sie zwei Zwanzigfrancstücke; das ist für einen buckeligen Schulmeister eine mehr als noble Gratification. Lassen Sie sich aber nicht wieder bei der Dame sehen, sonst schlage ich Ihnen den Rücken breit, was Ihnen übrigens nur lieb sein könnte, weil dann Ihr Bisonhöcker eine manierlichere Gestalt bekäme. Hier, Sie Billardtölpel!«

Er griff in die Tasche, zog zwei Goldstücke hervor und hielt sie ihm entgegen. Müller verneigte sich höflich und antwortete:

»Ich bin ein armer Teufel und werde also Ihre freundliche Gratification annehmen, setze jedoch voraus, daß Sie mir erklären, daß Ihnen das Leben der Baronesse de Sainte-Marie wirklich vierzig Francs werth ist.«

Und als der Oberst, der sich durch diese Forderung förmlich verblüfft fühlte, nicht sogleich antwortete, fuhr er lächelnd fort:

»Ich sehe, daß Ihnen diese Summe denn doch zu hoch erscheint. Ueberlegen Sie sich den Handel, bis wir uns wiedersehen.«

Er ging. Nach einiger Zeit verließ er in seinem Anzuge, der wieder trocken geworden war, den Meierhof. Nur der Hut war auf dem Schiffe zurückgeblieben und mit diesem versunken, ebenso der alte Regenschirm. Fritz blieb zurück, da er jetzt zu Doctor Bertrand gehörte, welcher mit den Damen abreisen wollte.

Am späten Nachmittage erschien eine Dame, und ließ sich bei der Baronesse anmelden. Sie erklärte, daß sie eine Damenkonfectionärin aus Hetzerath sei, und eine Auswahl von Roben mitgebracht habe, da die Kleidung des gnädigen Fräuleins doch nicht wieder anzulegen sei. Und befragt, wie sie nach dem Meierhof komme, gab sie die Auskunft, daß sie von

einem buckeligen Herrn geschickt sei,
welcher ihr mitgetheilt habe, daß die beiden
Damen hier ihrer wohl bedürfen werden.

»Das ist mein Retter gewesen,« dachte
Marion. »Dieser Mann ist ebenso umsichtig
wie kühn. Er reißt mich wirklich aus einer
großen Verlegenheit, und ich wünsche sehr,
ihn wieder zu sehen, um ihm danken zu
können.«

Die Confectionärin verkaufte an Marion
und Nanon je ein Reisegewand.

Fortsetzung 3

Als Müller den Abstand zwischen dem Fenster und der Außenecke des Thurmes mit demjenigen der innern Ecke seiner Stube verglich, sagte ihm bereits das bloße Augenmaß, daß die Mauer des Thurmes wenigstens zwei Ellen dick sein müsse. Und als er behutsam an diese Mauer klopfte, hörte er aus dem Tone, daß sie vielleicht nur einen Fuß stark sei.

Es war also klar, daß es hier eine Doppelmauer gab. Wozu? Welchem Zwecke diene der dazwischen liegende Raum? Doch wohl nur dem Lauschen und Beobachten!

Wo aber war das Loch, durch welches man in das Zimmer sehen konnte? Er musterte die ganze Wandfläche; er blickte sogar hinter den Spiegel; er bemerkte nichts. Die betreffende Oeffnung konnte sich nur in der

Nähe des Ofenrohres oder in der gemalten Kante der Mauer befinden, das war klar.

Er setzte sich einen Stuhl hin, stieg hinauf und klopfte, doch nicht auffällig. Richtig, an dieser Stelle gab die Kante einen ganz anderen Ton. Sie fühlte sich auch glatter an; sie bestand aus Glas. Er hegte jetzt die feste Ueberzeugung, daß er beobachtet worden sei. Aber von wem? Gab es im Schlosse noch mehrere Doppelwände?

Er erkannte es als ein großes Glück, daß er diese wichtige Entdeckung bereits heute, bereits in der ersten Stunde gemacht habe. Wie nun, wenn er sich in Gegenwart des Lauschers entkleidet, und seinen künstlichen Buckel abgelegt hätte? Sein Geheimniß wäre ja sofort verrathen gewesen! Er hatte eine doppelte Veranlassung, vorsichtig zu sein. Auf der anderen Seite aber war es auch möglich, daß er aus seiner gegenwärtigen Erfahrung Nutzen ziehen könne.

Zunächst mußte er zu erfahren suchen, wer der Lauscher sei, denn nur im Zimmer desselben konnte der Eingang zu den Doppelwänden sein. Oder gab es auch noch andere Eingänge? Seine Gedanken wurden unterbrochen, denn es erschien ein Diener, welcher ihm meldete, daß er von dem Herrn Capitän und dem gnädigen jungen Herrn unten im Hofe erwartet werde.

Er gehorchte dem Rufe und fand die beiden Genannten seiner harrend. Der Haushofmeister stand mit einigen Dienern dabei, welche Waffen hielten. Alexander schien sich von seinem Schrecke bereits wieder erholt zu haben. Er sah zwar noch blaß, aber ganz und gar nicht krank aus. Er kam dem Erzieher entgegen und sagte:

»Monsieur Müller, ich wollte schlafen, aber es geht nicht. Großpapa sagte, daß Sie die Probe machen sollten, und da muß ich dabei sein.«

Der Capitän deutete nach einer Ecke des Schloßhofes und meinte:

»Sie sehen dort die Turnapparate. Gehen Sie hin, und zeigen Sie uns, was Sie leisten.«

»Sehr wohl, gnädiger Herr!«

Bei diesen einfachen Worten schritt Müller nach der Ecke, stellte sich vor den Bock und sprang, ohne Ansatz zu nehmen, oder die Hand als Stütze zu gebrauchen, über die ganze Länge desselben hinweg. Dann trat er zum Reck, legte die Hand an und machte, ohne sich eines Kleidungsstückes zu entledigen, den Riesenschwung mit nur einem Arme.

»Genügt dies, Herr Capitän?« fragte er.

»Großpapa, das hat noch Keiner gebracht!« sagte Alexander.

»Sehr wahr!« nickte der Alte. »Monsieur Müller, satteln Sie sich den Braunen, den man jetzt vorführt. Sie sollen die Schule reiten.«

Ein Stallknecht brachte das Pferd; ein Anderer trug Sattel und Zaum herbei.

»Ist nicht nöthig!« meinte Müller.

»Monsieur, der Braune ist schlimm!« warnte der Alte. »Er trägt nur mich; jeden Anderen wirft er ab.«

Das Pferd schien längere Zeit nicht aus dem Stalle gekommen zu sein. Es tanzte mit hoch spielenden Beinen und zerrte an dem Halfter, so daß der Knecht es kaum zu halten vermochte. Müller trat, ohne die Warnung des Alten zu beachten, hinzu und musterte das Pferd mit Kennermiene. Er nickte mit anerkennendem Lächeln und sagte:

»Sohn eines arabischen Halbblutes und einer englischen Mutter. Nicht, Herr Capitän?«

»Allerdings,« antwortete der Gefragte.
»Aber, sagen Sie, Monsieur Müller, woher

haben Sie dieses Kennerauge, welches – —
Morbleu! Geht weg!«

Er sprang mit diesen letzten Worten zur Seite, denn Müller saß, man wußte gar nicht, wie er hinauf gekommen war, ganz plötzlich auf dem Pferde, hatte das Halfter ergriffen, und jagte nun mit dem Braunen im Hofe herum. Das Thier gab sich alle Mühe, den Reiter abzuwerfen, aber dieser saß so fest, als sei er angewachsen. Kannte er vielleicht ein geheimes Mittel? Fast schien es so, denn bereits nach kaum einer Minute hatte er das Pferd beruhigt und ritt nun die Schule durch, mit einer Sicherheit und Eleganz, als ob er sich vor tausend Zuschauern in der Arena sehen lasse. Dann, als er in Galopp war, legte er sich plötzlich vornüber, sprengte über den Hof hinüber und sprang mit einem kühnen, unvergleichlichen Satze über die drei Ellen hohe Hofmauer hinweg.

»*Mille tonnerres!*« schrie der Capitän. »Er muß den Hals brechen. Der Braune ist auf alle Fälle hin!«

Alles rannte nach dem Thore. Sie hatten es aber noch nicht erreicht, so stoben sie erschrocken zur Seite; denn von draußen rief die laute Stimme Müllers:

»Hollah, gebt Platz drin!«

Und in demselben Augenblicke kam er wieder über die Mauer hereingesprungen. Er ritt noch einige Male im Kreise umher, um das Pferd zu beruhigen, und sprang dann ab.

»Alle Teufel, wo haben Sie das Reiten gelernt?« fragte der Alte.

»Mein Lehrer war ein Ulan,« antwortete der Gefragte.

»Reiten alle Ulanen so, Monsieur?«

»Noch besser!«

»Ja, sie sind ein wildes Volk, diese Hulanes. Sie wohnen in der Wüste, heirathen zehn bis zwanzig Frauen und reiten die Pferde zu Tode. Aber jetzt sollen Sie schießen!«

Müller sagte nichts, doch hatte er Mühe, ein Lächeln über die Worte des Alten zu verbergen. Er kannte ja zur Genüge die Thatsache, daß die Franzosen höchst zweifelhafte Geographen sind, und daß sie die Ulanen für eine wilde Völkerschaft halten, welche an der östlichen Grenze von Preußen lebt, und beinahe zu den Menschenfressern gerechnet werden muß. Ehe man sie im Jahre 1870 in Frankreich kennen lernte, dichtete man ihnen die ungereimtesten Dinge an. Es war klar, daß man sie mit den Baschkiren und andern asiatischen Völkerschaften verwechselte.

Der Capitän nahm aus der Hand des Hausmeisters einen Hinterlader und sagte, empor zur Wetterfahne deutend:

»Alexander hat gestern jenen kleinen Ballon steigen lassen, welcher mit der Schnur hängen geblieben ist. Ich werde ihn treffen.«

Er legte an und drückte ab. Der Ballon war getroffen.

»Sehen Sie! Machen Sie es nach!«

Er reichte dem Lehrer das Gewehr und eine Patrone. Dieser betrachtete jenes aufmerksam und sagte:

»Ah, ein Mauser! Ich kenne das Gewehr nicht, aber ich hoffe, wenn nicht mit dem ersten so doch mit dem zweiten Schusse die Schnur zu treffen.«

Die Männer blickten einander mit ungläubigem Lächeln an. Er aber lud und zielte. Der Schuß blitzte auf, und der Ballon schwebte auf das Dach nieder. Die Schnur war zerrissen worden.

»Wahrhaftig, Sie schießen eben so gut, wie Sie reiten und turnen!« rief der Alte. »Jetzt nun eine Fechtprobe. Ich bin überzeugt, daß ein Deutscher es mit keinem Franzosen aufnimmt. Hier, der Hausmeister weiß einen Degen zu führen. Er war *Premier sergent* Wachtmeister bei den *Chasseurs d'Afrique*. Ich stelle nämlich nur gediente Militärs bei mir an, was leider in Hinsicht

auf Sie nicht der Fall ist. Wollen Sie es wagen, einen Gang mit ihm zu versuchen?«

»Wenn Sie befehlen, so gehorche ich, Herr Capitän,« antwortete Müller.

»So legen Sie los!«

Bei diesen Worten spielte ein beinahe unheimliches Zucken um den Mund des Alten. Sein weißer Schnurrbart zog sich empor, und es zeigte sich jenes gefährliche Fletschen der Zähne, welches stets unheilverkündend war. Er wußte, daß der Hausmeister ein sehr guter Fechter sei, und bei seinem rücksichtslosen Charakter wäre es ihm nur ein Amusement gewesen, dem Deutschen eine Quantität Blutes abzapfen zu sehen.

Der Hausmeister hatte zwei gerade, schwere Chasseursdegen in den Händen. Er reichte dem Lehrer einen hin und sagte lächelnd:

»Monsieur Müller, bestimmen Sie
gefälligst, wo ich Sie treffen soll!«

Müller prüfte den Degen und antwortete:

»Diese Degen sind ja scharf und spitz. Wir
befinden uns nicht im Felde. Wollen wir
nicht stumpfe Waffen wählen, und uns mit
Haube und Bandagen versehen?«

»Ah, Sie fürchten sich?« höhnte der
Franzose.

»Allerdings habe ich Furcht,« antwortete
ruhig der Deutsche.

»Und das gestehen Sie?« fragte der
Intendant mit verächtlichem Lächeln.

»Wie Sie hören! Aber Sie scheinen mich
falsch zu verstehen. Ich habe nämlich
Furcht, Sie zu verletzen; für mich freilich
hege ich nicht die Spur von Bangigkeit. Sie
haben mir erklärt, daß Sie mein
Vorgesetzter sind. Darf ich einen
Vorgesetzten verwunden?«

»Warum nicht, wenn Sie es fertig bringen!
Also sagen Sie mir getrost die Stelle, an
welcher ich Sie treffen soll!«

»Das werde ich unterlassen, denn damit
würde ich für mich natürlich das Recht
beanspruchen, Sie an der gleichen Stelle zu
treffen.«

»Dieses Recht ertheile ich Ihnen. Also wo,
Monsieur Müller?«

Der Gefragte zuckte die Achseln und sagte.

»Wenn denn einmal der Ort, an welchem
man treffen soll, genannt werden muß, so
treffen Sie diese Bestimmung lieber selbst.
Ich bin hier fremd und muß vermeiden, mir
Vorwürfe machen zu lassen.«

»Gut,« meinte der Intendant mit einem
boshafte Blick.

»Diese Degen sind zwar besser für den
Stoß, aber wollen wir sie uns nicht lieber
einmal über die Gesichter ziehen?«

»Ganz wie Sie wollen, Monsieur,« meinte Müller. »Ich mache Sie jedoch darauf aufmerksam, daß man dabei sehr leicht die Nase oder das Auge verlieren kann, wobei es außerdem noch jammerschade um Ihre seidene Weste sein würde.«

»Ah, Sie spotten! Sie meinen, daß ich es sein werde, der die Nase verliert! Ich werde Ihnen das Gegentheil beweisen. Herr Capitän, billigen Sie unsere Vereinbarung?«

Ueber das Gesicht des Alten zuckte ein wilder, kampfbegieriger Zug. Er nickte und sagte:

»Ich gestatte sie unter der Bedingung, daß keinerlei Folgen auf mich fallen. Sie stehen Beide in meinen Diensten. Wer von dem Anderen dienstunfähig gemacht wird, hat keinen Sous Entschädigung von mir zu verlangen.«

»Gut! Beginnen wir also!«

Doben stand die Baronin am offenen Fenster. Sie hatte die Proben, welche Müller ablegen mußte, mit angesehen; sie hatte auch jedes Wort, welches gesprochen worden war, deutlich gehört. Eine Andere hätte Widerspruch erhoben; sie aber freute sich auf den Kampf und legte sich weiter zum Fenster heraus, um besser zusehen zu können. Sie war ein Weib ohne Herz und Gemüth.

Der Intendant legte sich aus – die Klingen blitzten – da stieß er einen lauten Schrei aus und fuhr zurück. Der Degen entsank ihm, und seine beiden Hände fuhren nach dem Gesicht, aus welchem ein breiter Blutstrahl niederfloß.

»Alle Teufel, welch ein Hieb!« rief der Capitän.

»Er hat es gewollt,« sagte Müller gleichmüthig, »obgleich es mir leid thut, meinem Vorgesetzten zeigen zu müssen, daß er noch Verschiedenes zu lernen hat,

ehe er davon reden kann, daß ich mich vor ihm fürchte.«

Der Intendant war quer über das Gesicht herüber getroffen. Der fürchterliche Hieb war ihm über den unteren Theil der Stirn und durch das Auge gegangen und hatte ihm dann den Nasenknochen tief gespalten. Das Auge war verloren. Der Verwundete brüllte vor Schmerz und Wuth.

Schafft ihn fort, und holt den Arzt!« gebot der Alte. »Wer hätte gedacht, daß er seinen Meister finden werde. Monsieur Müller, Sie sind ein ganzer Fechter. Man hat sich trotz Ihrer – hm, Unbefangenheit vor Ihnen in Acht zu nehmen. Sie haben Ihre Probe excellent bestanden; ich vertraue Ihnen meinen Enkel an.«

»Ich danke Ihnen, gnädiger Herr,« antwortete Müller. »Die Probe war etwas ungewöhnlich, aber da mir mein Gesicht jedenfalls lieber ist, als dasjenige des Herrn Intendanten, so mußte ich mich wehren.«

Er kehrte nach seinem Zimmer zurück,
während der Intendant von einigen Dienern
nach dem seinigen geschafft wurde.

Alexander hatte Alles mit angesehen und
sagte jetzt zu dem Alten:

»Großpapa, dieser Monsieur Müller ist
doch ein ganz anderer Mensch als meine
früheren Lehrer. Er fürchtet sich nicht,
selbst vor mir und Dir nicht, wie es scheint.
Das gefällt mir. Ich werde ihn nicht wieder
fort lassen.«

Und droben stand die Baronin. Sie hatte die
Fenster geschlossen, stand vor dem Spiegel,
um ihr schönes Bild zu betrachten, und
murmelte:

»Welch ein Mann! Er that das Alles wie
spielend. Selbst der Sprung war so leicht
und graciös, so daß er von seiner
Manneswürde nichts verlor. Ein solcher
Sprung ist gefährlich, denn der Springer
kann sich sehr leicht lächerlich machen,
was schlimmer als eine Verletzung ist.

Dieser Deutsche ist gebaut wie ein Adonis. Hätte er doch diesen fatalen Auswuchs nicht! Er wäre mir wahrhaftig lieber noch als der Director, welcher zu wenig Geist und Feuer besitzt.«

In seinem Zimmer angekommen, musterte Müller zunächst seinen Kopf. Glücklicher Weise saß seine Perrücke fest. Hätte er sie verloren, so wäre es sicher bemerkt worden, daß unter der falschen, schwarzen Bedeckung sich ein ächtes, blondes Haar verbarg. Es war überhaupt beinahe ein Wunder zu nennen, daß diese Perrücke nicht bereits während der gefährlichen Schwimmparthie in der Mosel verloren gegangen war. So hängt oft an Kleinigkeiten das Gelingen eines großen Planes.

Später kam ein Diener, um ihm zu sagen, daß der junge Herr mit ihm auszugehen wünsche. Das war dem Erzieher lieb. Er hatte so am Besten Gelegenheit, den Umfang von Alexander's Kenntnissen und Fertigkeiten zu prüfen, und so die

nothwendige Unterlage zu einem Lehrplan zu erhalten.

Als er, die Treppe hinabsteigend, den Hauptcorridor erreichte, öffnete sich eine Thür und er erblickte einen Mann, welcher mit gesenkten Augen ihm langsam entgegen geschritten kam. Es war der Baron, der sich vielleicht zu seiner Frau begeben wollte. Müller kannte ihn noch nicht, ahnte aber, als er den geistesabwesenden Ausdruck des bleichen Gesichtes bemerkte, sogleich, wer es sei. Er blieb stehen, um ihn vorüber zu lassen.

Sobald der Baron völlig herangekommen war, bemerkte er, daß Jemand da stehe. Er erhob das Auge langsam und richtete den starren Blick auf Müller. Da ging eine wunderbare, aber gewaltige Veränderung in diesem todten Gesichte vor: die Augen wurden langsam größer und erhielten den Glanz des Bewußtseins; die Brauen zogen sich empor, und der Mund öffnete sich in jener Weise, wie man es bei einem heftigen Erschrecken bemerkt. Er stand einige

Augenblicke mit geöffnetem Munde und abwehrend ausgestreckten Armen da; dann drehte er sich plötzlich um und rannte nach der Thür zurück, aus welcher er gekommen war. Dabei stieß er mit kreischender Stimme, der man eine entsetzliche Angst anhörte, die Worte aus:

»Er ist's! Er ist's! Er sucht wieder die Kriegskasse. Flieht um Gotteswillen! Er sucht die Kriegskasse!«

Damit verschwand er hinter der erwähnten Thür. Auch Müller stand bewegungslos da. Die Worte des Irren hatten einen ungeheuren Eindruck auf ihn gemacht. Er stand noch ohne Regung da, als sich bereits mehrere Thüren öffneten. Die Baronin erschien und ebenso der alte Capitän, welcher heftig an ihn herantrat und ihn mit funkelnden Augen fragte:

»Was ist's? Was giebt's! Wer rief hier so laut?«

Es bedurfte der ganzen, ungewöhnlichen Selbstbeherrschung, welche Müller besaß, um sich zusammen zu nehmen. Sein Gesicht nahm augenblicklich einen ganz verwunderten Ausdruck an; er sah aus, wie Einer, der Etwas nicht begreifen kann. Er schüttelte den Kopf und antwortete:

»Ich kam soeben die Treppe herab, da rief ein Herr, den ich nicht kenne, da vorn im Corridore von Krieg und vom Fliehen. Welch ein eigenthümlicher Scherz!«

»Welche Worte hat er gebraucht?« forschte der Alte dringend. »Sagen Sie es genau, ganz und gar genau!«

»Die Worte Krieg und Fliehen.«

»Keine anderen?«

»Nein, wenigstens habe ich keine Anderen vernehmen können.«

Er hütete sich wohl, die Wahrheit zu gestehen. Er stand da ganz unerwartet vor

der Lösung des Problems, welches auf das Tiefste in sein Leben, ja in das Glück seiner Familie und Anverwandten eingriff. Es lüftete sich hier auf einmal der Schleier eines Geheimnisses, für dessen Lösung er sehr oft so gern sein Leben hingegen hätte. Wie viele, viele hundert Mal hatte er, hatte seine liebe, herzige Mutter, hatte sein alter, greiser Großvater und seine holde, schöne Schwester auf den Knien gelegen, um Gott inbrünstig zu bitten, einen Lichtblick in das Dunkel fallen zu lassen! Vergebens! Und nun nach langen Jahren, nach dem Aufgeben aller Hoffnung, kam so unerwartet der erbetene Strahl, zwar nicht scharf und blendend wie ein Blitz, auch nicht hell und überzeugend wie das Licht des vollen Tages, aber doch vorbereitend und Ahnung erweckend wie das furchtsame, leise versuchende Grauen eines Morgens nach dunkler Wettersnacht. Da galt es, vorsichtig zu sein!

»Es ist mein Sohn, der Baron de Sainte-Marie,« meinte der Veteran jetzt kalt. »Sie müssen wissen, daß er an eigenthümlichen

Anfällen leidet; ich weiß nicht, ob ich sie hysterisch oder anders nennen soll. Dann träumt er laut. Man darf ihn nicht beachten. Ich habe strengen Befehl, daß zu solchen Zeiten ein jeder sich sofort zurückzuziehen hat, da die Gegenwart Fremder den Grad der Anfälle auf das Gefährlichste steigert. Auch Sie haben diesen Befehl zu respectiren. Gäben Sie den Worten, welche der Kranke redet, nur die kleinste Beachtung, so würde ich Sie auf der Stelle entlassen, wenn nicht gar noch etwas Anderes geschähe!«

Seine Augen glühten in einem bösen Feuer, und seine Zähne zeigten sich. Er hatte in diesem Augenblicke ganz das Aussehen eines Mannes, dem das Wohl oder Wehe, das Leben der ganzen Menschheit nur eine Bagatelle gilt.

»Was wollten Sie übrigens hier auf dem Corridore?« fragte er.

»Ich stand im Begriff, mich nach dem Hofe zu begeben,« antwortete Müller demüthig.

»Was dort?«

»Der junge Herr erwartet mich dort. Er hat mich zu einem Spaziergange befohlen.«

»So gehen Sie! Aber merken Sie sich, daß kein Mensch, kein Fremder Etwas über die Anfälle meines Sohnes erfahren darf!«

Er drehte sich mit jugendlicher Raschheit auf dem Absatze um und schritt nach der Thüre zu, hinter welcher der Baron verschwunden war. Müller ging in den Schloßhof, wo Alexander ihn bereits erwartete.

Die Baronin hatte diese kurze, eigenthümliche Unterredung mit angehört. Sie folgte mit langsamen Schritten dem Alten. Als sie das Zimmer betrat, in welchem der Baron sich gewöhnlich aufhielt, fand sie dasselbe leer; aber aus dem angrenzenden Cabinet drang eine jammernde Stimme, zwischen deren abgerissenen, angstvollen Rufen man die

harte, drohende Stimme des Capitäns
erkannte. Sie trat dort ein.

Es war das Schlafzimmer des Barons.
Dieser lag auf seinem Bette, hatte den Kopf
unter die Kissen versteckt und wimmerte:

»Er ist da! Er ist da! Ich habe ihn gesehen
und erkannt!«

»Schweig!« gebot der Alte. »Er war es
nicht!«

»Er war es!« behauptete der Irre. »Er sucht
die Kriegskasse!«

»Ich befehle Dir, zu schweigen!«

»Nein, nein, ich will nicht schweigen; ich
kann nicht schweigen!« rief sein Sohn,
indem er das Gesicht noch tiefer in die
Kissen vergrub. »Ich mag die Kasse nicht;
ich habe bereits eine geraubt. Ich habe die
Kasse von Magenta gestohlen; wozu
brauche ich die von Waterloo!«

»Schweig, sage ich, sonst muß ich Dich strafen!«

»Schlag zu, Alter! Schlag zu, Bösewicht!« rief der Baron. »Ich gehorche Dir doch nicht! Behalte Deine Kasse! Ich mag sie nicht! Das Gold trieft von Blut!«

Da zog ihm der Capitän die Kissen weg, erhob die geballte Faust und drohte:

»Mensch, noch ein Wort, und ich zeige Dir, wer Dein Meister ist!«

»Du nicht; Du bist es nicht!« rief der Kranke, indem er sich erhob und seinen Vater mit von Abscheu erfüllten Blicken anstarrte. »Du bist der Teufel, der Satan; aber mein Meister bist Du nicht! Mein Meister sitzt hier und hier!« Er schlug sich bei diesen Worten auf die Brust und vor die Stirn. »Er zermalmt mir das Herz und zerreißt mir das Gehirn. Ich mag die Kasse nicht. Ich gebe die eine zurück, und die andere lasse ich liegen. O, mein armer Kopf, mein armes Herz! Wie das brennt,

wie das quält! Nur ein Blick meiner Liama kann diese Schmerzen heilen. Wo ist sie? Ich will sie sehen, sehen, sehen!«

»Schweig, sage ich nun zum letzten Male!« donnerte der Alte.

»Ich schweige nicht!« rief der Sohn. »O, Liama, meine süße Liama! Gebt sie hin, die Kasse; gebt sie hin!«

Da fiel die Faust des Capitäns auf ihn nieder, nicht einmal, sondern in vielen, ununterbrochenen Hieben und Schlägen. Aber der Kranke rief fort. Er wehrte sich nicht gegen die herzlose, grausame Züchtigung seines eigenen Vaters, aber er hielt auch nicht inne, nach seiner Liama und der Kasse zu rufen. Die Arme des Capitäns ermüdeten; er wendete sich zu der Baronin, welche ohne das geringste Zeichen von Theilnahme Zeugin der Unmenschlichkeit gewesen war, und sagte:

»Der Anfall ist heftiger, als jeder andere zuvor. es gelingt mir nicht, ihn

einzuschüchtern. Versuchen wir das andere Mittel.«

Während der Kranke immer weiter wimmerte, antwortete sie:

»Das ist mir unangenehm, halten Sie es für ein Vergnügen, mich –«

»Sie werden es thun!« unterbrach er sie mit drohender Stimme. »Oder soll die Dienerschaft erfahren, wie es steht und um was es sich handelt?«

Sie zuckte die Achsel und fragte:

»Und wenn ich es doch nicht thue, was dann?«

»So haben Sie aufgehört, Baronin de Sainte-Marie zu sein!«

Sie zuckte zusammen, wagte aber doch die Frage:

»Ich möchte doch wissen, wie Sie das anfangen wollen, Herr Schwiegerpapa?«

»Ja, die Baronin will ich, die Baronin de Sainte-Marie!« rief der Irre, dessen Geisteskraft nur dazu hingereicht hatte, diesen Namen aufzunehmen.

»Schweig', Unvorsichtiger!« rief der Alte, indem er abermals zuschlug. Und zu der Baronin gewendet, fuhr er fort: »Ich weiß sehr genau, wie ich es anzufangen habe; ich bin, bei Gott, der Mann dazu! Wie wollen Sie beweisen, daß Sie die Frau meines Sohnes sind?«

»Ich habe Zeugen!«

»Sie sind todt!«

»So sind Sie deren Mörder. Die Listen der Mairie und des Kirchenbuches werden beweisen, was ich bin.«

»Die Blätter sind verschwunden,« antwortete er höhnisch.

»So sind Sie der Dieb! Uebrigens brauche ich weder Zeugen noch Bücher. Ich würde

Alles verrathen.«

»Und für lebenslänglich in das Zuchthaus wandern,« lachte er mit teuflischem Grinsen. »Wer will meinen Sohn bestrafen? Er ist ein Wahnsinniger. Wer will mich anklagen? Ich war nicht dabei. Wollen Sie meinem Befehle gehorchen, oder sich und Ihren Sohn um die Baronie bringen? Ich frage zum letztenmale.«

Der Baron krümmte sich unter den Fäusten des Alten, der sich jetzt alle Mühe gab, ihm den Mund zuzuhalten.

»Sie sind wahrhaftig ein Teufel!« knirschte die Baronin, indem sie sich anschickte, zu gehen.

»Und Sie sind eine Stallmagd, eine elende Bauerndirne. Gehorchen Sie sofort!« rief er ihr mit funkelnden Augen nach.

Sie kehrte mit vor Zorn hoch gerötheten Wangen in das Wohnzimmer des Barons zurück und begab sich in das

gegenüberliegende Gemach. Dieses war klein und zeigte nichts als eine Waschoilette, einen Spiegel und einen Kleiderschrank. Sie öffnete den letzteren und nahm das einzige Gewand heraus, welches er enthielt. Es war die Festkleidung eines Bauernmädchens aus dem Argonner Walde. Sie schien hier für ganz besondere Zwecke aufbewahrt zu werden, jedenfalls auch für denselben Zweck, dem sie jetzt dienen sollte.

Während das Jammern und Wehklagen des Barons herüberdrang, warf sie ihre gegenwärtige Kleidung ab, legte das andere Gewand an und ordnete ihr Haar in anderer Weise. Obgleich dies so schnell ging, daß sie nach kaum fünf Minuten fertig war, hatte sie doch eine außerordentliche Sorgfalt dabei entwickelt. Sie hatte sich die größte Mühe gegeben, alle ihre Reize hervorzuheben und in das beste Licht zu stellen. Sie stand jetzt da als üppig schönes Bauernmädchen, schön und verführerisch, daß sie im Stande war, auch festere Grundsätze zu Schanden zu machen. Sie

betrachtete sich noch einige Augenblicke lang höchst wohlgefällig im Spiegel und flüsterte dabei:

»Und dies Alles soll einem Verrückten gehören! O, wenn doch dieser Deutsche nicht – nicht buckelig wäre!«

Sie erröthete selbst über diesen Gang ihrer Gedanken und begab sich dann zu den beiden Männern zurück, welche Vater und Sohn waren, obgleich der Erstere dem Letzteren als Peiniger gegenüberstand.

»Endlich!« rief der Alte, indem er sich erhob. »Versuchen Sie Ihre Macht; ich werde im anderen Zimmer warten.«

Er entfernte sich und sie trat zu dem wimmernden Baron.

»Henri!« sagte sie mit dem sanftesten Tone ihrer Stimme.

Sein Kopf hatte sich wieder unter die Kissen vergraben; dennoch hörte er das

Wort und horchte auf.

»Wer rief?« fragte er. »Bist Du es, meine Liama?«

Sie beugte sich zu ihm nieder und flüsterte liebevoll:

»Komm, mein Henri, blicke mich an!«

Er erhob den Kopf, wendete ihn nach ihr und blickte sie an. Es ging wie ein Zug des Erkennens über sein bleiches Gesicht. Er lächelte matt und sagte:

»Ah, das schöne Mädchen vom Brunnen an der Dorfschänke. Ich bin heute durch das Dorf geritten, als Du am Brunnen standest. Hast Du mich gesehen?«

»Ja, ich habe Dich gesehen,« antwortete sie, indem sie sich auf den Rand des Bettes niedersetzte.

»Ich habe mich nach Dir erkundigt,« sagte er, indem er sich noch weiter emporrichtete.

»Deine Mutter ist todt, und Dein Vater ist der Hirte. Nicht?«

»Ja,« flüsterte sie.

»Hast Du einen Geliebten, Du schönes, holdes Kind?«

»Nein; ich habe noch niemals einen gehabt.«

»So hat Deine Lippen noch Niemand geküßt?« fragte er, indem er den Arm um sie schlang.

Seine Blicke bekamen immer mehr Selbstbewußtes, und er musterte sie, als ob er angestrengt nach seiner Erinnerung suche.

»Noch Niemand,« antwortete sie.

»So soll es ein Baron sein, der sie zuerst küßt. Komm, beuge Dich zu mir herüber. Ich will Liebe trinken von Deinen Lippen, Liebe, denn sie ist der einzige, süße Nektar der Götter.«

Sie hielt ihm den Mund entgegen. Er schlang auch den anderen Arm um sie. Ihr Busen lag an seinem Herzen, und die Lippen der Beiden preßten sich zu einem langen, langen Kusse zusammen. Aber während dieses Kusses ging eine merkwürdige Veränderung mit ihm vor. Seine Lippen lösten sich langsam von den ihrigen; seine Züge nahmen einen unruhigen Ausdruck an. Er betrachtete ihr Gesicht, er legte die Hand auf ihre volle Brust, wie um ihre Gestalt, ihr Wesen zu untersuchen; er ergriff die Zöpfe ihres Haares, um sie genau zu betrachten; sein Blick wurde nach und nach finsterer, und endlich sagte er:

»Mädchen, Du belügst mich! Das war kein Kuß von Lippen, die noch nie geküßt haben; der Kuß eines reinen Mädchens ist anders. Wer so küßt wie Du, der hat die Liebe kennen gelernt. Wie heißest Du?«

»Adeline,« antwortete sie, indem ihr Gesicht den Ausdruck der Besorgniß annahm.

»Adeline?« fragte er, sichtlich mit einem Gedanken ringend, den er noch nicht zu beherrschen vermochte. »Adeline? Ach, jetzt habe ich es! Adeline, die Hirtentochter, die heimliche Geliebte des Sohnes des Maire! Dieser Sohn des Maire sollte sie nicht heirathen, obgleich Beide sich bereits so innig verbunden hatten, als ob es auf der Mairie geschehen sei. Sie war so klug, den Baron de Sainte-Marie zu zwingen, sie zu heirathen und den Sohn ihres Geliebten dann als den Seinigen zu betrachten. Das bist Du! Bist Du das?«

»Du irrst!« antwortete sie, indem sie den Arm um seine Schulter schlang, um ihn mit gut gespielter Zärtlichkeit an sich zu drücken.

Da aber schob er sie zornig zurück und antwortete:

»Ich irre mich nicht! Hältst auch Du mich für wahnsinnig? O, ich weiß Alles! Du hast mich betrogen, aber Du betrügst mich nicht wieder. Du hast mich beobachtet, als ich

nach der Kriegskasse – o, mein Gott, die Kriegskasse! Und dann mußte ich, um Dein Schweigen zu erkaufen, meine herrliche Liama – o Liama, meine süße, einzige Liama!«

Er stieß die Baronin mit aller Gewalt von sich und wühlte sich wieder in das Bett hinein. Wie oft hatte, wenn er in sein Toben verfallen war, die Strenge seines Vaters ihn eingeschüchtert, oder, wenn dieses nicht geholfen hatte, die Schönheit der Baronin, die dann stets als Mädchen angekleidet war, ihn in Banden geschlagen und beruhigt. Aber heute hatten beide Mittel ihre Kraft verloren. Er begann von Neuem zu wimmern und zu rufen, so daß der Capitän eintrat.

»Nun?« fragte er die rathlos dastehende Schwiegertochter.

»Es hilft nichts, gar nichts,« antwortete sie.

»So haben Sie es nicht klug genug angefangen,« tadelte er. »Liama, meine

Liama will ich sehen!« rief der Kranke, indem er aufsprang. »Wo habt Ihr sie?«

Er ballte seine Faust und seine Lippen wurden feuchte. Der Alte wußte, daß dann stets der höchste Grad des Paroxismus eintrat, daß ihm der Schaum vor den Mund trat, und seine Kräfte sich verdoppelten, so daß er kaum zu bändigen war.

»Was thun wir?« fragte er.

»Wo ist sie? Zeigt sie mir, sonst geht Alles zu Grunde und in Trümmern!« gebot der Baron, indem er drohend auf die Beiden zutrat.

»Zeigen Sie sie ihm!« antwortete die Baronin, indem sie angstvoll vor dem Kranken zurückwich.

»Es wird kein anderes Mittel geben, als dieses,« meinte er. Und zu seinem Sohne gewendet, sagte er:

»Wen willst Du sehen?«

»Liama, meine Geliebte, mein Weib!«

»Sie ist ja todt!«

»Todt?« hohnlachte der Kranke. »Denkt Ihr, ich weiß nicht, daß Ihr mich betrügen wollt?«

»Du hast Sie ja selbst mit begraben.«

»Begraben? Ja. Aber sie ist auferstanden. Ich will sie sehen; ich muß sie sehen; ich muß ihr sagen, daß ich die Kriegskasse nicht behalten mag, und daß sie mir vergeben soll, obgleich ich ein – ein Mörder bin. Vorwärts! Ich warte nicht!«

»Nun gut, Du sollst sie sehen,« entschloß sich der Alte. »Komm!«

Er nahm seinen Sohn beim Arme und winkte der Baronin zu, das Zimmer zu verlassen. Diese aber trat näher und erklärte:

»Ich gehe mit!«

Da blickte der Alte sie halb verwundert und halb zornig an und fragte:

»Warum?«

»Ich will das Bild sehen, die Wachspuppe, von welcher Sie zu mir –«

»Pah!« unterbrach er sie barsch. »Das ist nicht für Weiber!«

»O, warum nicht?« antwortete sie mit fester Stimme. »Ich will mich endlich überzeugen, ob Sie ein ehrliches Spiel mit mir treiben. Ich muß endlich einmal wissen, wo sich der Eingang zu Ihrem Geheimnisse befindet. Ich will endlich einmal aufhören, der Spielball Ihrer Intriguen zu sein. Ich gehe nicht von der Stelle; ich muß heute erfahren, woran ich bin!«

»Ah, Madame, kennen Sie die Sage vom verschleierten Bilde zu Sais?« fragte er, indem er sie mit einem höhnischen Blicke überflog.

»Ich kenne es,« antwortete sie.

»Und Sie wissen auch, daß Derjenige, welcher den Vorhang lüftete, sterben mußte?«

»Ich weiß es.«

»Nun wohl, so halten Sie sich von diesem Vorhange fern, denn ich nehme an, daß Sie noch nicht gewillt sind, auf Ihr junges Leben zu verzichten!«

»O, Herr Capitän, wollen Sie damit etwa sagen —«

»Daß Sie sterben müßten, wenn Sie versuchen, mein Geheimniß zu ergründen! Ja, das will ich allerdings sagen.«

»So würden Sie mein Mörder sein!«

»Der würde ich allerdings sein, Madame,« antwortete er, indem er ihr näher trat. Und mit drohendem Tone fuhr er fort:

»Entfernen Sie sich also schleunigst aus diesem Zimmer. Es ist mir ganz gleich, ob

der Tochter eines Schweinehirten auf meine Veranlassung der Athem ausgeht oder nicht. Verstanden?«

Der Kranke stand dabei, ohne ein Glied zu rühren, oder ein Zeichen zu geben, daß er höre und begreife, was gesprochen wurde. Der Alte hatte ihm versprochen, daß er Liama sehen würde, das war ihm genug.

»Und wenn ich auf meinem Willen beharre?« meinte die Baronin stolz.

»So werde ich Ihnen zeigen, wie viel Ihr Wille hier auf Ortry gilt!«

Er holte, ehe sie es sich versah, aus, und schlug sie mit der Faust auf den Kopf, daß sie besinnungslos zusammenbrach. Dann klingelte er. Ein Diener erschien im Wohnzimmer. Er begab sich dorthin und befahl:

»Die Frau Baronin ist ohnmächtig geworden; ihre Mädchen mögen kommen, um sie nach ihren Gemächern zu tragen!«

Sobald der Bediente sich entfernt hatte, nahm er den Baron beim Arm und zog ihn fort. Als die Mädchen kamen, fanden sie keinen einzigen Menschen in den Zimmern, welche der Baron bewohnte. Die beiden Männer waren spurlos verschwunden, obgleich sie den Corridor nicht betreten hatten.

Dieses geheimnißvolle Kommen und Verschwinden war von der Dienerschaft sehr oft bemerkt worden, ohne daß eine Erklärung dazu gefunden werden konnte. Müller war so glücklich gewesen, diesem Geheimnisse gleich am ersten Tage seines Hierseins auf die Spur zu kommen. Es sollten noch ganz andere Entdeckungen seiner warten.

Er war mit Alexander zunächst nach dem Schloßgarten gegangen, um sich die Gewächshäuser und sonstigen Anlagen zu betrachten; dann hatten sie den Park aufgesucht und sich sehr lebhaft in demselben herumgetummelt. Während dieser Zeit hatte Müller seinem Zögling

Alles zu Gefallen gethan; er erkannte in dem Knaben eine jener Naturen, welche sich am Leichtesten leiten lassen, wenn man ihnen den Schein läßt, daß sie es sind, welche regieren. Er behandelte ihn darnach, und so kam es, daß Alexander großen Gefallen an seinem neuen Lehrer fand, der gar nicht that, als ob er ihn unter seine pädagogische Dressur nehmen wolle, sondern sich sogar herbeiließ, Eichkätzchen mit ihm zu jagen.

Als der Knabe sich davon ermüdet fühlte, machte er den Vorschlag, nach dem Parkhäuschen zu gehen, um sich dort auszuruhen. Müller willigte ein. Sie fanden das kleine, einfache Häuschen, welches nur einen einzigen Raum besaß, in welchem einige Holzstühle und ein Tisch standen. Hier saßen sie, und Müller, der seine Augen offen hatte, zumal da er gewahr geworden war, daß sein eigenes Zimmer eine Doppelmauer hatte, bemerkte, daß die eine Wand des Häuschens, trotzdem sie, wie die anderen, nur aus Brettern bestand, eine

Dicke von einigen Fuß besaß. Das fiel ihm auf.

Aus diesem Grunde suchten im Laufe der Unterhaltung seine Augen diese Wand ganz unwillkürlich immer wieder und – ah, was war das? Hatte sich wirklich ein Theil der Mauer jetzt ganz leise verschoben?

Er nahm sein Taschentuch hervor und zog die Brille von der Nase, wie um die Erstere abzuputzen; dann wischte er sich die scheinbar blöden Augen langsam aus und hatte so Gelegenheit, ungesehen von einem unsichtbaren Beobachter unter dem Tuche hervor mit dem einen, halb geschlossenen Auge die Stelle der Wand zu mustern, von welcher er bemerkt zu haben glaubte, daß sie bewegt worden sei.

Wirklich, es war ein ganz, ganz schmaler Riß entstanden, und Müller hätte darauf schwören mögen, ganz genau den Punkt bezeichnen zu können, wo ein schwarzes, glänzendes Auge durch die Spalte lausche. Es stand unumstößlich fest, daß sich eine

Person zwischen der Doppelwand befand, welche ihn und den Knaben belauschte. Dieser Theil der Wand war jedenfalls nach Art der Zugthüren zu bewegen, welche anstatt in Angeln auf einer Schiene oder in einem Falze auf kleinen Rollen oder Rädern gehen.

Wer aber war der Lauscher? Das war des Capitäns Auge. Doch hatte Müller keine Zeit, über diesen Gegenstand nachzudenken. Er mußte sich hüten, bemerken zu lassen, daß er die Spalte entdeckt habe. Darum drehte er sich unbefangen von dieser Richtung ab und nach Alexander hin, mit welchem er eine lebhafter geführte Unterhaltung begann.

Nach einigen Minuten hatte, wie ihm ein flüchtiger Blick verrieth, die Spalte sich wieder geschlossen, und da gerade jetzt Alexander vor das Häuschen trat, um einen Habicht zu beobachten, welcher in der Höhe seine Kreise zog, so entstand im Innern der Hütte eine augenblickliche, lautlose Stille, während welcher man ein

Blatt hätte fallen hören können. Da, horch, entstand unter dem Fußboden ein eigenthümliches Geräusch. Es war, als ob Schlüssel klirrten, als ob dann eine schwere Thür in kreischenden Angeln sich bewege. Das war allerdings nicht mit solcher Deutlichkeit zu hören, daß man es mit Sicherheit behaupten konnte, aber Müller hatte ein scharfes, gutes Gehör, auf welches er sich verlassen konnte. Er beschloß, baldigst diese auffälligen Erscheinungen zu untersuchen. Je eher dies geschehen konnte, desto besser war es, denn dieses Schloß Ortry war ein zu zweifelhafter Aufenthalt, als daß es gerathen sein konnte, die Entdeckung nützlicher Geheimnisse zu verzögern.

Nachdem die Beiden sich ausgeruht hatten, sprach Müller den Wunsch aus, nach dem Eisenwerk zu gehen, um sich dasselbe zu besehen. Alexander stimmte bei, doch wurden Beide vom Director nicht sehr freundlich aufgenommen.

»Sind Sie vom Herrn Capitän geschickt, gnädiger Herr?« fragte er Alexander.

»Nein.«

»Oder haben Sie eine Erlaubnißkarte?« wendete er sich an Müller.

»Auch nein. Bedarf es einer solchen?« fragte dieser.

»Allerdings.«

»Das scheint mir wunderbar. Ich habe oft ganz ähnliche Werke besucht, deren Besitzer und Leiter es sich zur Freude gemacht haben, Fremde zu informiren. Es kann dem Besitzer eines industriellen Etablissements nur lieb sein, zu hören, daß seine Anlagen in einem Rufe stehen, der sogar den Laien herbeizieht.«

»Ich gebe das zu,« meinte der Director abweisend. »Sie werden jedoch eben so bereitwillig zugestehen, daß wir oft verschwiegen sein müssen. Es kann uns

nicht gleichgiltig sein, ob unsere Concurrenten erfahren, mit welchen Mitteln und auf welche Weise wir arbeiten, welche Handgriffe wir anwenden, und zu welchem chemischen Verfahren wir uns entschlossen haben.«

»Halten Sie mich für einen Concurrenten?«
lächelte Müller.

»Ich halte Sie für das, was Sie sind, nämlich für einen Mann, der von unseren Dingen ganz und gar nichts versteht. Sie sind nicht der Mann, der uns gefährlich werden könnte; aber ich habe nun einmal Weisung, keinen Menschen ohne Erlaubnißkarte einzulassen, und bitte Sie, davon abzustehen.«

»Herzlich gern,« antwortete Müller. »Ich will Sie keineswegs in Gefahr bringen. Adieu!«

Er wandte sich ab, um zu gehen. Er wußte nun, was er hatte wissen wollen, und fühlte

sich befriedigt. Nicht aber so Alexander. Er blieb stehen und fragte:

»Bedarf auch ich einer Erlaubnißkarte?«

»Allerdings, sobald Sie nicht in Begleitung des Capitäns erscheinen.«

Da richtete sich der Knabe hoch empor und sagte:

»Wissen Sie, daß Sie mir gar nichts zu befehlen haben? Sie haben mir hier nicht das Mindeste zu verbieten. Wäre ich allein, so würde ich in den Werken herumlaufen, ganz wie es mir gefällt. Aber ich will Herrn Müller nicht verlassen. Das aber muß ich Ihnen sagen, daß Sie ihn mit höflicheren Worten von Ihrer Pflicht benachrichtigen sollten. Er ist ein Mann, der mehr versteht als Sie. Sie sind ein Grobian gewesen!«

Er folgte seinem Lehrer nach, der alle diese Worte gehört hatte.

»Monsieur Müller,« sagte er, »Ich muß Ihnen Etwas mittheilen!«

»Was?«

»Daß ich noch niemals einen Lehrer in Schutz genommen habe!«

»Ah!«

»Daß ich es mit Ihnen thue, mag Ihnen beweisen, wie lieb ich Sie habe. Sie werden bei mir bleiben müssen. Sie sind ganz anders, als die Vorigen, und ich werde mich hüten, Sie wieder fortzulassen. Morgen beginne ich, Deutsch zu lernen.«

Müller war hoch erfreut über diesen unerwartet schnellen Erfolg. Er erkannte, daß der Knabe ganz gute Fonds besaß, welche bisher leider nur vernachlässigt worden waren.

Es war bereits um die Dämmerung, als sie das Schloß erreichten. Dort trafen sie die Gerichtspersonen, welche gekommen

waren, den Thatbestand der Verunglückung des Grooms festzustellen. Sie mußten bis zum morgenden Tage hier verweilen, doch wurde dadurch die Lebensordnung der Schloßbewohner in keiner Weise alterirt, denn punkt zehn Uhr gingen diese, wie gewöhnlich, bereits zur Ruhe.

Müller hatte sich einige Lichter versorgt. Im Laufe des Nachmittags waren seine Effecten aus Thionville gekommen. Dabei befand sich eine kleine Blendlaterne. Er hatte sich mit derselben versehen, weil er ja wußte, daß er als Eclairer nach Ortry ging, und als solcher sehr leicht in die Lage kommen konnte, dieses nützliche Instrument zu gebrauchen. Als er keine Bewegung mehr im Schlosse wahrzunehmen vermochte, zog er sich um, aber im Dunkeln, um nicht durch die Glastafel beobachtet werden zu können.

Er legte einen Bart an, zog über seine dunkle Hose eine Blouse, wie man sie in jenen Gegenden trägt, und tauschte die Stiefel mit leichten Schuhen um, welche

den Schritt nicht so leicht hörbar werden ließen. Den Buckel hatte er abgeschnallt.

Es konnte ihm nicht einfallen, sich zur Treppe hinab zu begeben. Er hatte sich während des Tages bereits einen anderen Weg ersehen. Nachdem er die Thür fest verschlossen, und einen geladenen Revolver zu sich gesteckt hatte, öffnete er das nördliche Fenster und schwang sich durch dasselbe hinaus auf das Dach. Da dasselbe ziemlich eben war, konnte er ganz ohne Gefahr dort aufrecht gehen; aber er that das nicht, sondern kroch in liegender Stellung fort, da sich seine hohe Gestalt sonst gegen den Himmel abgezeichnet hätte, und von unten auffällig werden konnte.

So kam er an den Blitzableiter. Er hatte ihn am Tage bemerkt und mit seinem scharfen Auge geprüft. Die Leitung war nach alter Weise aus starken, viereckigen Eisenstäben hergerichtet, und wurde von breiten Haltern unterstützt, welche in Entfernungen von höchstens zehn Fuß von einander standen,

so daß der stärkste Mann da ganz gefahrlos auf und nieder klettern konnte. Uebrigens war von der Mauer schon längst der Bewurf abgefallen; ein solcher Kletterer konnte, wenn nicht Jemand ganz in der Nähe stand, gar nicht bemerkt werden.

Müller legte sich mit den Beinen über die Dachrinne hinab, faßte dann den Leiter und rutschte auf den obersten Halter hinunter, von diesem auf den zweiten und so weiter. Als er von Außen die zweite Etage erreichte, kam er zwischen zwei Fenster zu halten, welche erleuchtet waren. Er warf einen vorsichtigen Blick hinein und gewahrte – den Capitän. Was hatte dieser Seltsames vor?

Müller bemerkte nämlich, daß der Alte eine Pistole sehr sorgfältig lud und in die Tasche steckte, dann trat er zu einem Schranke, dessen Thür er öffnete. Der Lauscher glaubte, er werde irgend ein Kleidungsstück aus dem Schranke nehmen; statt dessen aber stieg er ganz hinein und zog die Thür hinter sich zu. Müller wartete ein Weilchen,

doch der Alte kam nicht wieder heraus. Was war das?

»Ist in dem Schranke eine geheime Verbindungsthür verborgen?« fragte sich der Lehrer. »Nein, sie wäre ja überflüssig, da gleich daneben eine Thür in das Nebenzimmer führt. Oder befindet sich im Schranke der Eingang zu den Doppelmauern? Das wäre eher zu glauben.« In diesem Falle aber mußte Müller vorsichtig sein, denn es stand zu vermuthen, daß der Capitän soeben einen seiner Beobachtungsgänge angetreten habe. Wie nun, wenn er auch nach dem Parkhäuschen kam?

Müller stieg weiter herab und schlich sich nach dem Garten, als er die Erde erreicht hatte. Von dort aus ging er nach dem Parke.

Es war zwar dunkel, aber beim hellen Scheine der Sterne konnte man doch immerhin bemerkt werden. Darum hielt er sich immer unter dem Schutze der Bäume, welche die Rasenstellen des Parkes

begrenzten. Eben wollte er über eine kleine Lichtung hinüberhuschen, als er den Schritt anhielt.

»Pst!« erklang es leise neben ihm. »Ich hörte Sie kommen.«

Wer war das? Es hatte wie eine weibliche Stimme geklungen. Er sollte keinen Augenblick im Zweifel bleiben, denn eine warme, weiche Hand erfaßte die seine, und zu gleicher Zeit legte sich ein voller, zärtlicher Arm um ihn.

»Ich dachte, Sie erwarteten mich bereits,« flüsterte es weiter. »Ich konnte nicht eher kommen, denn mein Schwiegervater ging erst jetzt von uns fort, und dann mußte ich ja erst Alexander zur Ruhe bringen, welcher nicht müde wurde, von seinem neuen Erzieher zu erzählen. Da wir uns hier treffen, brauchen wir nicht viel weiter zu gehen. Komm, unter jenen Eschen steht eine Bank!«

Sie zog ihn leise fort, ohne den Arm von ihm zu nehmen. Was sollte er thun? Für wen hielt sie ihn? Es war die Baronin; das hatten ihm ihre Worte bereits verrathen. Er war als Kundschafter hier. Es gab vielleicht Gelegenheit, etwas Wichtiges zu erfahren. Er beschloß, die ihm angetragene Rolle aufzunehmen und so weit wie möglich zu spielen. Die Baronin erwartete einen heimlichen Liebhaber; das war sicher; er fühlte keine Gewissensbisse, das untreue Weib zu täuschen.

Sie erreichten die Bank. Er setzte sich, und die Dame nahm auf seinem Schooße Platz. Diese Vertraulichkeit war der sicherste Beweis, daß Derjenige, dessen Stellvertreter Müller so unerwartet geworden war, bereits längere Zeit mit ihr in heimlichem Verkehre stand. Sie legte sich fest, innig und warm an ihn, und aus den vollen, üppigen Formen, welche er fühlte, bemerkte er, daß er sich vorhin nicht getäuscht hatte, als er an ihrer Stimme und aus ihren Worten sie als die Baronin erkannte.

Aber für wen galt denn er? Dies zu erfahren, war die Hauptsache. Sie selbst kam ihm zur Hilfe, denn sie sagte:

»Alexander erzählte mir, daß er heute mit Monsieur Müller bei Ihnen gewesen sei. Sie haben sich aber geweigert, ihn einzulassen.«

Ah, also der Director war der heimliche Geliebte dieses Weibes! Müller fühlte sich erleichtert. Er hatte fast ganz die Gestalt des Directors; sein falscher Bart glich dem des Letzteren zufälliger Weise fast ganz; auch hatte er ja mit diesem Manne gesprochen und seine Stimme zur Genüge gehört, um sie leidlich nachahmen zu können.

»Ich durfte ja nicht,« antwortete er leise.

»Allerdings! Dieser alte Capitän ist sehr streng; aber dennoch wünsche ich, daß Sie Rücksicht auf Alexander nehmen, der ja Ihr zukünftiger Herr ist, und daß Sie Monsieur Müller freundlicher begegnen.«

Sie sprach im Flüstertone, und so wurde es Müller leicht, seine Stimme zu verstellen, da dies im Flüstertone am wenigsten schwierig ist.

»Diesen Deutschen? Ah!« sagte er.

»Ich weiß, daß Sie die Deutschen hassen, ebenso wie ich; Ihre ganze jetzige Thätigkeit ist ja darauf gerichtet, sie zu verderben; aber ich möchte mit ihm eine Ausnahme machen. Alexander liebt ihn.«

»Das wäre ja wunderbar!«

»Ja, er hat noch keinen seiner Lehrer geliebt; aber Monsieur Müller hat ihm das Leben gerettet, und dann auch sein Herz zu gewinnen vermocht. Uebrigens ist er nicht mit anderen Schulmeistern zu vergleichen.«

»Warum nicht, meine Theure?«

»Ah, endlich einmal ein zärtliches Wort: meine Theure! Wissen Sie, daß Sie heute Abend ungemein zurückhaltend sind?«

Sie schmiegte sich an ihn und küßte ihn mit der Gluth eines leidenschaftlichen, treulosen Weibes. Er wagte es kaum, diesen Kuß zu erwidern.

»Auch Ihre Küsse sind kalt. Ich werde Sie zu strafen wissen, und zwar sofort!«

»Womit?« fragte er auf diese Drohung.

»Damit, daß ich Ihnen sage, daß dieser Deutsche Ihnen bei mir gefährlich werden kann.«

» *Fi donc!* Dieser buckelige Kerl!«

»Wenn Sie ihn reiten, fechten und schießen gesehen hätten, so würden Sie ganz und gar nicht an diesen kleinen Fehler denken, an dem er doch unschuldig ist. Ich möchte wirklich wissen, ob er ebenso feurig küßt, wie er den Degen führt.«

Es war klar, daß dieses Weib ihren vermeintlichen Liebhaber eifersüchtig machen, und dadurch anregen wollte, seine

Zärtlichkeit zu verdoppeln. Müller legte also die Arme fest um sie, drückte sie mit nachgeahmter Innigkeit fest an sich, und vermochte es nun auch nicht zu verhindern, daß sie ihren Mund mit aller Kraft auf den seinigen legte, welches ihn fast in Verlegenheit brachte. Nicht nur ihre Lippen, sondern auch ihre Zunge war bei diesem Kusse thätig. Da aber lösten sich plötzlich ihre Arme von ihm; sie fuhr zurück und sagte:

»Was ist das? Sie haben ja ganz andere Zähne!«

»In wiefern?« fragte er.

»Ich habe ja noch heute Morgen Ihre Zahnlücke gefühlt!« Er bemerkte, daß sein Incognito sich in großer Gefahr befinde, und antwortete:

»Hm, leicht erklärlich! Der Dentist brachte mir heute den bestellten Zahn.«

»Ah, Sie lügen! Es fehlte Ihnen keiner; die beiden vorderen standen etwas zu weit auseinander. Zeigen Sie Ihre rechte Hand!«

O weh, jetzt war die Schäferstunde vorüber, denn es fiel erst jetzt Müller ein, daß er heute während seines Gespräches mit dem Director bemerkt hatte, daß diesem, jedenfalls in Folge eines kleinen Unfalles, an der rechten Hand ein Fingerglied fehlte.

Sie hatte, ehe er es verhindern konnte, seine Hand ergriffen, welche sie befühlte. Kaum hatte sie es bemerkt, daß sie vollständig sei, so sprang sie empor, um zu entfliehen. Eben so schnell jedoch besann sie sich. Sie drehte sich wieder um und fragte:

»Kennen Sie mich?«

Sollte er sie schonen? Nein; sie war es nicht werth!

»Ja,« antwortete er.

»Nun, wer bin ich?«

»Die Baronin de Sainte-Marie.«

»Gut, so bitte ich um gleiche Karten! Wer sind Sie?«

Er erhob sich und trat einen Schritt zurück.

»Das werden Sie jetzt nicht erfahren, Madame!«

»Jetzt nicht, aber später vielleicht?«

»Möglich!«

»So sagen Sie mir wenigstens was Sie sind!«

»Ich bin Officier,« antwortete er.

»Woher? In welcher Truppe?«

»Das muß ich leider verschweigen.«

»So lügen Sie! Ein Officier ist gewöhnlich ein Ehrenmann, und ein solcher wird die Täuschung, in welcher sich eine Dame

befindet, nicht in der Weise benutzen, wie Sie es gethan haben!«

»Unter Umständen kann er vielleicht dazu gezwungen sein, theuere Baronin.«

»Welche Umstände wären dies? Was wollen Sie des Nachts in Ortry? Ich kenne keinen Officier, welcher das Recht oder die Erlaubniß hätte, zu dieser Stunde hier zu verkehren.«

Was sollte er antworten? Da kam ihm die beste Ausrede, die er geben konnte:

»Denken Sie an Paris!«

»Ah, Sie haben mich in Paris gekannt?«

»Halten Sie dies für unwahrscheinlich? Kann Sie jemand vergessen, der Sie dort gesehen und bewundert hat?«

»Und Sie wollen sich mir wirklich nicht entdecken?«

»Heute noch nicht, meine Gnädige.«

»So geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie mich nicht verrathen, und den Inhalt unserer Conversation keinem Menschen mittheilen wollen!«

»Ich verspreche Ihnen gern, auf diese schöne Stunde nur Ihnen allein gegenüber zurückzukommen. Ist Ihnen dies genug«

»Ja, aber Ihr Gesicht muß ich dennoch sehen!«

Sie trat rasch zu ihm heran, warf die schönen, üppigen Arme um seinen Nacken und versuchte, seinen Kopf tiefer zu ziehen. Es gelang ihr nicht.

»Dann bitte, wenigstens noch einen Kuß!« bat sie in verführerischem Tone.

Es war klar, daß sie dabei ihr Gesicht abermals in die Nähe des seinigen bringen wollte, um ihn genauer anzusehen, als sie es vorher gethan hatte.

»Den sollen Sie gern haben!« lachte er leise.

Er bog sich zu ihr herab und küßte sie; zu gleicher Zeit jedoch legte sich seine Hand ihr auf beide Augen, so daß sie nicht das Geringste erkennen konnte. Im nächsten Augenblicke hatte er sich von ihren Armen losgemacht, und sie hörte an dem schnellen Rauschen seiner Schritte, daß er sich entfernte.

Sie stand da, mehr berauscht als erschreckt. Er war Officier und hatte ihr sein Ehrenwort gegeben; ihr Ruf stand in keinerlei Gefahr. Aber wer war er denn? War er wirklich von Paris hierhergekommen, nur um aus Liebe zu ihr des Nachts das Schloß zu umschleichen? Stand er jetzt vielleicht in Thionville in Garnison? Ah, dann kam er jedenfalls wieder! Er hatte ja gehört, daß sie einem Andern erlaubte, sie heimlich zu treffen; er durfte alle Hoffnung haben, diese Erlaubniß auch zu erhalten.

Ein schöner, voller, kräftiger Mann war es gewesen; das hatte sie gefühlt. Noch umwob sie der feine, eigenthümliche Duft, der von ihm ausgegangen war; von seinen Kleidern, seinem Barte oder seinen Haaren; sie wußte es selbst nicht, denn sie hatte nicht darauf geachtet, und erst jetzt dachte sie an dieses Parfüm, nachdem er fortgegangen war.

Was aber nun? Durfte sie den Director warten lassen? Nein. Sie hatte ihm ihr Wort gegeben und mußte es halten. Darum schlich sie sich leise dem Orte zu, an welchem das Stelldichein stattfinden sollte.

Müller hatte sich schnell entfernt. Er schritt dem Parkhäuschen zu, aber jetzt mit völlig unhörbaren Schritten. Er war klug geworden; seine Schritte waren vorher doch noch so unvorsichtig gewesen, daß die Baronin ihn bemerkt hatte.

Er kam am Häuschen an und stand bereits im Begriffe, einzutreten, als er von Innen ein Geräusch vernahm, als ob man Bretter

leise zur Seite schiebe. Er trat zurück und versteckte sich hinter einen Busch. Ein dünner Lichtschein drang durch die Spalten der Wand, aber nur einen Augenblick lang; dann wurde es wieder dunkel.

Jetzt öffnete sich leise die Thür. Ein Mann trat hervor. Da Müller tief am Boden kauerte, so zeichnete sich ihm die Gestalt dieses Mannes gegen das Sternenlicht so genügend ab, daß er in ihm den alten Capitän erkannte.

Was wollte dieser hier? Stand das Häuschen mit dem Schranke im Zimmer des Alten in heimlicher Verbindung? Müller hatte keine Zeit, diese Fragen auszudenken. Der Capitän schritt quer über die Parklichtung hinüber. Müller eilte in einem Bogen am Rande der Lichtung hin, um ihm zuvorzukommen. Es gelang ihm. Er stellte sich hinter eine starke Eiche, an welcher der Capitän vorüberging und unter die Bäume trat. Müller konnte ihn nicht mehr sehen, aber er beschloß dennoch, der Richtung zu folgen, welche der Alte eingeschlagen

hatte. Er kauerte sich nieder und schob sich auf Händen und Füßen weiter. An einem jeweiligen Rauschen hörte er, daß der Capitän hart vor ihm sei. Es schien, daß auch er ganz langsam vorwärts krieche.

Nicht lange, so war es dem Deutschen, als ob er leise Stimmen flüstern höre. Er verdoppelte seine Vorsicht. Sein Auge hatte sich jetzt einigermaßen an die Dunkelheit gewöhnt, und so gewährte er den Alten hart hinter einer Bank, welche unter den ersten Bäumen, von denen die Lichtung eingefast wurde, stand, auf der Erde liegen. Müller näherte sich und legte sich seitwärts der Bank an einen Baumstamm nieder. Er lag jetzt der Bank näher als der Capitän und konnte die Unterhaltung der beiden Personen, welche darauf saßen, jedenfalls auch besser hören als dieser.

Sie bestand aus einem glühenden Liebesdialog. Der Director, den die Baronin hier nun wirklich gefunden hatte, war nicht so zurückhaltend wie der Deutsche vorher, und so konnte dieser sich sehr leicht

denken, mit welchem Grimm der Alte dieses Zwiegespräch belauschen möge.

Da, da erhob sich der Letztere und trat mit einem raschen, weiten Schritte vor die Beiden hin.

»Guten Abend, Frau Tochter! Guten Abend, Herr Director!« sagte er.

Der Director fuhr empor, starrte den Alten an und sprang dann eiligst davon. Er kannte ihn genau und mochte daher seine Nähe unter den obwaltenden Umständen für gefährlich halten. Die Baronin aber konnte vor Schreck weder laufen noch stehen. Sie versuchte zwar, sich zu erheben, sank aber mit einem matten Laute wieder nieder.

»Das sind nun wieder einmal die richtigen Dorfmadchenstreiche!« höhnte der Alte.

Sie nahm sich gewaltig zusammen und antwortete:

»Was thun Sie hier? Woher kommen Sie?
Welche Worte erlauben Sie sich?«

»Ah, die Frau Tochter hat wohl nur den
schönen Frühlingsabend genießen wollen?«
fragte er mit dem häßlichsten Lachen,
welches man nur hören kann.

»Was anders?«

»Und sitzt hier in den Armen meines
Directors!«

»Lügen Sie nicht!« fuhr sie auf.

»O, ich habe es gesehen! Meine Augen sind
alt aber gut!«

»Aber wissen Sie auch, wie es gekommen
ist?«

»Ah, ich bin ganz begierig, Ihre Erklärung
zu hören!«

»Sie sollen sie hören, um zu erfahren, wie
sehr Sie mich beleidigen! Ich kam hierher,
um den Abend zu genießen. Da erhob sich

gerade vor mir eine dunkle Gestalt von der Bank. Ich erschrak natürlich und wurde ohnmächtig. Der Director – denn dieser war es – fing mich auf. Als ich erwachte, standen Sie vor mir. Das ist Alles!«

Sie hatte versucht, ihren Worten den Ton gekränkten Stolzes zu geben; aber bei diesem Manne verfiel dies nicht. Er verschlang die Arme über die Brust und sagte:

»Warum sind Sie nicht zum zweiten Male in Ohnmacht gefallen, als die zweite Gestalt vor Ihnen stand? Entweder steht Ihnen nur eine einmalige Ohnmacht zur Verfügung, oder die erste existiert nur in Ihrem lügenhaften Kopfe. Wie kann überhaupt von einer Ohnmacht die Rede sein bei einem Bauernmädchen, welche mit Nerven begabt ist, die nur mit Wagenstricken zu vergleichen sind!«

»Herr, beleidigen Sie mich nicht weiter!«

»Pah! Scherzen Sie nicht mit mir! Ich habe mich eine volle Viertelstunde lang hier befunden, und jedes Wort gehört, welches gesprochen wurde. Ich habe jeden Seufzer gezählt, welchen Ihnen die überfließende Liebe entführte, und jeden Kuß, den Sie gaben und bekamen. Ich habe in meiner Jugend auch geküßt, aber dabei möglichst jedes überflüssige Geräusch vermieden. Warum klatschen Sie wie ein Postkutscher, Madame?«

Sie war bei dieser mehr als drastischen Ironie des Alten jetzt wirklich einer Ohnmacht nahe, trotz der starken Nerven, mit denen sie begabt sein sollte.

»Sie werden unverschämt!« schluchzte sie.

»Ah, pah! Ihnen gegenüber muß man es sein!« höhnte er. »Und wenn Sie weiter leugnen wollen, so will ich Ihnen sagen, daß der Director heute früh bei Ihnen war, ehe er mich aufsuchte –«

»Was geht Sie das an?« unterbrach sie ihn.

»Daß Sie sich da über die gegenwärtige Zusammenkunft verabredeten –«

»Lügner!«

»Und daß Sie ihm beim Abschiede Ihre schönen Lippen boten, als er sich nur begnügen wollte, Ihre Hand zu küssen.«

»O, wer errettet mich von diesem Teufel!« rief sie.

»Sagen Sie das Wort nicht noch einmal, sonst schlage ich Sie zum zweiten Male nieder, wie ich Sie bereits einmal heute niedergeschlagen habe!«

Er erhob wirklich den Arm, als ob er zuschlagen wolle, und schon machte Müller sich bereit, aufzuspringen, um eine solche Rohheit zu verhindern, da ermannte sich die Baronin. Sie schnellte von ihrem Sitze empor und eilte davon.

»Sie mag gehen, immer gehen,« brummte der Alte, »mir entgeht sie doch nicht!«

Er wendete sich um und schritt davon, dem Häuschen wieder zu. Müller folgte ihm auf dem Fuße, denn jetzt bot sich vielleicht die beste Gelegenheit, zu sehen, wie der geheime Aus- und Eingang geöffnet werde.

Als er bei der Parkhütte ankam, war der Capitän bereits eingetreten. Müller schlich sich näher. Er stand vor dem einen Fenster, welches gerade in Höhe seines Kopfes angebracht war. Da flammte drinnen ein Lichtschein auf. Der Alte stand im Begriff, eine Laterne anzuzünden. Er fühlte sich so sicher, daß er sich gar nicht die Mühe gab, vorher die Läden zu schließen, damit das Licht nicht von Außen bemerkt werden könne. Dann faßte er nach einem Nagel, welcher scheinbar zu irgend einem anderen Zweck in die Wand geschlagen war, und schob nach der linken Seite zu. Einige Bretter wichen zurück. Sie bildeten, unter einander fest verbunden, eine Thür, welche auf Rollen ging, ganz so, wie Müller vermuthet hatte.

Der Capitän trat in die entstandene Oeffnung, und schob die Thür von Innen wieder vor. Sie schloß so genau wie vorher. Man mußte das gesehen haben, was Müller beobachtet hatte, sonst wäre man sicher nicht auf den Gedanken gekommen, daß diese Stelle der Wand eine Thür bilde.

Der Deutsche schlich sich augenblicklich durch die Thür in das Häuschen hinein, und legte sich dort mit dem Ohre auf den Boden nieder, um zu lauschen. Er hörte unter sich dumpfe Schritte, welche nach und nach verhallten.

Sollte er folgen? Gewiß! Vielleicht fand sich niemals wieder eine so gute Gelegenheit, den Capitän zu beobachten.

Er zog also seine Laterne auch hervor und brannte das Licht in derselben an. Dann schob er die Thür ganz in derselben Weise zurück, wie es der Alte gethan hatte. Als er hineingetreten war, sah er eine schmale Treppe, welche in gerader Richtung in die Tiefe führte. An der Innenseite der Thür gab

es einen zweiten Nagel, welcher als Handhabe diente, sie wieder zu verschließen. Müller that dies und stieg dann die Treppe hinab, während er in der einen Hand die Laterne, und in der anderen den Revolver hielt. Es waren über zwanzig Stufen, welche er zu steigen hatte. Dann kam er in einen größeren, viereckigen Raum, in welchem allerlei Hacken, Schaufeln und andere Geräthe lagen, deren Zweck ihm erst in späterer Zeit einleuchtete.

Dieser Raum hatte zwei Ausgänge, einen nach dem Schlosse zu, welcher gar keine Thür zeigte, und einen nach dem Walde zu, welcher durch ein starkes, mit Eisenblech beschlagenes Thor verschlossen war. Der unterirdische Weg nach dem Schlosse hin bestand aus einem Stollen, welcher eine Höhe von sieben Fuß und eine Breite von fünf Fuß hatte. Er war aus Backsteinen gewölbt und schien sehr trocken zu sein. Müller beschloß, ihm zu folgen.

Da der Capitän gar nicht weit vor ihm sein konnte, so steckte er die Laterne in die Tasche, und schritt im Dunkeln weiter. Nur zuweilen zog er sie ein klein Wenig heraus, um einen schnellen Lichtblitz auf seinen Weg fallen zu lassen, und sich dadurch zu vergewissern, daß er keiner Gefahr entgegengehe.

So kam er, da er sich mit beiden Händen an den Seitenwänden stützen konnte, sehr schnell vorwärts, und sah schließlich einen Lichtschein vor sich auftauchen. Da vorn ging der Capitän. Müller trat so leise wie möglich auf, um nicht gehört zu werden, konnte aber die Schritte des Alten, dem er sich immer mehr näherte, ganz deutlich vernehmen.

Auf diese Weise hatte er eine weite, weite Strecke zurückgelegt, als er fühlte, daß die Wände jetzt aus harten Steinen bestanden. Er befand sich jedenfalls unter dem Schlosse. Und nun blieb auch der Alte längere Zeit an einem Punkte halten, von

welchem aus sein Licht nach oben
verschwand.

Bis ungefähr dorthin folgte Müller im
Dunkeln. Dann zog er seine Laterne hervor.
Er bemerkte beim Scheine derselben, daß er
sich in einem eigenthümlich angelegten
Gemäuer befand, von welchem aus schmale
Treppen nach mehreren Seiten
emporführten. Er erkannte sofort, daß hier
alle geheimen Gänge des alten Schlosses
zusammenstießen; es mußte da eine große
Anzahl Doppelmauern geben.

Noch hörte er die Schritte des Alten über
sich. Er folgte ihm mehrere Stockwerke
hoch auf einer nur zwei Fuß breiten Treppe,
bis er plötzlich einen sehr hellen Lichtfleck
vor sich sah und zwei Stimmen hörte,
welche mit einander sprachen. Er steckte
seine Laterne ein und schlich näher. Je
näher er kam, desto deutlicher erkannte er
die Stimmen; es waren diejenigen des
Capitäns und des Directors.

Die helle, viereckige Lichtstelle fiel durch eine Oeffnung in der Seitenmauer. Müller wagte es, sich bis an den Rand dieser Oeffnung heranzuschleichen, und konnte nun die ganze Scene überblicken.

Er befand sich hinter einer Wand des Zimmers, welches der Director bewohnte. Dieses Zimmer war mit Eichenholz getäfelt, und ein Fach der Täfelung bildete eine geheime Thür, welche jetzt geöffnet war. Der Director stand mit sichtlich erschrockenem Gesicht vor dem Alten, der durch die Mauer erschienen war wie ein Geist. Der Director konnte sich dies nicht erklären.

»Ueberwinden Sie Ihren Schreck! Sie sehen ja, daß ich kein Gespenst bin.«

Diese Worte des Capitäns waren die ersten, welche Müller deutlich hörte.

»Aber, gnädiger Herr, wie kommen Sie zu mir?« stammelte der Director.

»Durch diese geheime Thür. Sie sehen es ja!« antwortete der Alte. »Ich habe es vorgezogen, auf diesem ungewöhnlichen Wege zu erscheinen, weil auf diese Weise von Niemand bemerkt wird, daß wir so spät noch eine Unterredung haben. Sie ahnen, über welchen Gegenstand?«

»Ich möchte doch lieber vorher nach demselben fragen, gnädiger Herr!«

»Schön! Aber setzen Sie sich, Herr Director; Sie zittern ja am ganzen Körper! Was ists mit Ihnen?«

Seine Worte klangen gar nicht zornig oder höhnisch, wie man hätte erwarten können; sie waren sogar in einem theilnehmenden Tone ausgesprochen.

»O, es ist ja nur der Schreck, der mich überfiel, als diese Wand sich theilte, und Sie hereintraten. So etwas erwartet man doch nicht.«

»Ich kann allerdings begreifen, daß Sie erschrocken sind. Welcher Schreck war denn übrigens größer, der jetzige, oder der unten im Garten?«

»Gnädiger Herr —« stammelte der Director, blieb aber in der Rede stecken.

»Na, Sie waren ja im Garten! Nicht?«

»Allerdings,« gestand der Gefragte.

»Bei meiner Schwiegertochter?«

»Ja.«

Der Director wurde von Secunde zu Secunde bleicher. Der Alte schien dies nicht zu beachten. Er fuhr im freundlichsten Tone fort:

»Der heutige Tag ist ein eigenthümlicher. Ich habe da mehr sprechen müssen, als sonst in einem Monat und Sie wissen ja, daß ich das nicht liebe. Aber es giebt Dinge, welche man nicht unbesprochen liegen lassen kann. Warum liefen Sie denn

eigentlich im Garten davon, Herr Director?«

»Weil – weil – ich dachte –« stammelte der Gefragte in höchster Verlegenheit.

»Weil Sie dachten, ich könne diese Scene einer falschen Deutung unterwerfen, meinen Sie? Nun, die Frau Baronin hat mich aufgeklärt. Sie hat den Abend genießen wollen, und Sie sind aus ganz demselben Grunde nach dem Garten gegangen. Meine Frau Tochter ist über Ihr Erscheinen so erschrocken gewesen, daß sie in Ohnmacht fiel, und Sie haben sich ihrer ritterlich angenommen. Das hat sie mir erzählt, als Sie fort waren.«

Dem Director fiel bei diesen Worten ein schwerer Stein vom Herzen. Der Alte fuhr fort:

»Ich will gestehen, daß ich Ihnen für einen Augenblick lang im Herzen Unrecht gethan habe; aber daran war Ihre plötzliche, unmotivirte Flucht schuld. Warum rissen

Sie aus? Das mußte doch Verdacht erwecken! Ich bitte Ihnen hiermit meinen Verdacht ab und werde ihn sogleich gut machen. Haben Sie Papier bei der Hand?«

»Genug,« antwortete der Director aufathmend.

»So nehmen Sie einen halben Bogen und fertigen Sie mir das Blanquet einer Quittung aus. Ich habe Ihnen heute eine Gratification versprochen. Wo ist das Geld, welches Sie wieder mit fortnehmen mußten?«

»Hier, in meinem Schreibtische.«

»Zählen Sie es auf!«

Müller sah, daß der Director das Geld aus dem verschlossenen Fache nahm, und da es mit lauter Stimme aufgezählt wurde, so hörte er es deutlich, wie viel es war. Es waren die beiden Summen, von denen der Director heute gesprochen hatte. Dieser Letztere bemerkte am Schlusse:

»Diese beiden Firmen sind stets so vorsichtig, die Nummern ihrer Noten einzutragen und die Letzteren außerdem zu zeichnen. Sie sehen auf jeder einzelnen die betreffenden Buchstaben, gnädiger Herr.«

»Das mag für gewisse Fälle gut sein,« meinte der Veteran trocken. »Doch nun das Blanquet, Herr Director!«

»Warum Blanquet, gnädiger Herr? Wollen Sie nicht die Gewogenheit haben, das Document gleich fertigen zu lassen?«

»Ich habe mich noch nicht entschlossen, welche Summe ich Ihnen aussetzen werde. Ich will erst morgen nachsehen, was und wie in den letzten Tagen gearbeitet worden ist. Setzen Sie einfach das Datum, nämlich das heutige, unten in die linke und Ihren Namen in die rechte Ecke.«

»Ganz wie Sie befehlen, Herr Capitän!«

Er schrieb Namen und Datum in die beiden Ecken und reichte dann das Blatt dem Alten

hin. Dieser betrachtete die Unterschrift genau und sagte sodann in einem ganz und gar veränderten Tone:

»So, das genügt, freilich nicht, Sie zu belohnen, sondern Sie zu bestrafen!«

Der Director blickte ihn überrascht an und fragte:

»Bestrafen? Verstehe ich recht, gnädiger Herr?«

»Sie haben ganz und gar richtig gehört. Sie sollen bestraft werden, sagte ich.«

»Wofür?«

»Erstens dafür, daß Sie es wagen, Ihre Hand nach der Baronin auszustrecken.«

»Ah, Sie haben doch soeben selbst gesagt, daß die Frau Baronin so gnädig gewesen sei, Sie über die Situation aufzuklären.«

»Hm, sie hat es freilich versucht, aber ich bin nicht der Mann, der sich von einem

Weibe betrügen läßt. Ich weiß Alles, Alles,
mein Herr!« lachte der Alte höhnisch.

*

Fortsetzung 4

Der Director erbleichte, als er die Mittheilung des Capitäns vernahm, versuchte aber dennoch, sich zu vertheidigen.

»Da muß ein großer, beklagenswerther Irrthum vorwalten, Herr Capitän.«

»O, nicht im Geringsten! Ich habe hinter der Bank gestanden und Ihre ganze Unterhaltung mit angehört. Uebrigens sehen Sie jetzt, daß ich geheime Gänge und Beobachtungspunkte habe. So gelang es mir, alle Zusammenkünfte, welche Sie mit dieser Baronin in deren Boudoir hatten, zu belauschen.«

Der Director sank auf den Stuhl zurück und schloß vor Schreck die Augen.

»Noch heute Früh,« fuhr der Alte in strengstem Tone fort, »hörte ich, daß Sie sich für den Abend in den Park bestellten.

Ebenso verstand ich jedes Wort, was Sie über mich sprachen. Ich brachte da zum Beispiel in Erfahrung, daß Sie nur durch die Liebe zur Baronin in Ihrer gegenwärtigen Stellung festgehalten werden. Sagen Sie da gefälligst selbst, ob dies Belohnung oder Strafe verdient?«

»Gnädiger Herr,« rief da der Mann entsetzt, »ich habe Ihnen treu gedient; ich bin es gewesen, der Ihr Etablissement zu dem gemacht hat, was es ist!«

»Treu gedient? Hahaha! Hier kommt das Zweite, wofür ich Sie bestrafen muß!«

»Was ist es?« fragte der Director voller Angst. Er kannte den Alten; er wußte, daß bei ihm von Nachsicht keine Rede sei. Er begann, Alles zu befürchten.

»Da ich hörte, daß Sie nur durch die Baronin festgehalten werden, so hatte ich das Recht, Ihnen zu mißtrauen. Ich beschloß also, Ihre Effecten zu durchsuchen.«

»Ah! Sie hatten kein Recht dazu!«

Jetzt gewann der Director seinen Muth wieder. Sie standen sich Mann und Mann gegenüber; da war Einer so viel werth wie der Andere. Er beschloß, sich zu wehren.

»Schweigen Sie!« gebot der Alte. »Sie sehen, daß ich heimlich in Ihre Wohnung treten kann. Sie wissen ferner, daß Sie kein Eigenthum hier besitzen, daß alle diese Möbels mir gehören. Ich habe zu ihnen, selbst zu den geheimen Fächern, Doppelschlüssel. Während Sie im Parke Ihre Courtisane erwarteten, trat ich durch diese Thür in Ihre Wohnung ein, und durchsuchte die geheimen Fächer Ihres Schreibtisches. Wissen Sie, was ich gefunden habe?«

Der Director erkannte, daß ein Leugnen gar nichts helfen könne. Am Besten war hier die Frechheit am Platze; darum trat er auf den Alten zu und sagte drohend:

»Sie haben es wirklich gewagt, in meine Wohnung einzudringen?«

»Allerdings!« lachte der Veteran. »Haben Sie Etwas dagegen, Monsieur?«

»Das wird sich finden! Nun, was haben Sie denn entdeckt, Herr Capitän?«

»O, Verschiedenes! Aber ich will Ihnen nur das Eine vorlesen!«

Er zog einen Brief aus der Tasche, entfaltete ihn und las:

»Herrn Fabrikdirector Metroy in Ortry.

»Auf hohen Befehl ist Ihnen mitzutheilen, daß man nicht gesonnen sein kann, von Ihrer Offerte Gebrauch zu machen. Wenn es in Frankreich wirklich geheime Waffenplätze giebt, welche angelegt werden, um Franc tireurs und andere Rotten auszurüsten, so kann dies eine Regierung nicht wankend machen, welche mit Ihrem Kaiser im besten Einvernehmen steht.

»Wir sehen übrigens auch davon ab, Ihren Behörden von Ihrem Anerbieten irgend welche Mittheilung zu machen, werden jedoch Ihr Schreiben für spätere Fälle bei uns in sorgsame Verwahrung nehmen.«

Die Augen des Capitäns funkelten, als er diesen Brief, dessen Unterschrift er nicht mit vorgelesen hatte, wieder in die Tasche steckte. Er knirschte:

»Sie haben also unser glorreiches Unternehmen für schnödes Geld verrathen wollen!«

»Nur aus dem Grunde, weil Sie knausern, und mich nicht bezahlen wollen,« antwortete der Director.

»Sie gestehen es also ein?«

»Warum nicht?« fragte der Mann, indem er gleichmüthig die Achseln zuckte.

»Ah, wissen Sie, daß ich der Arrangeur des ganzen Werkes bin? Daß Alle mir Treue

geschworen haben, und daß ich jede Untreue bestrafen werde?«

»Pah, mich können Sie nicht bestrafen!«
lachte der Director.

»Warum nicht?«

»Weil Ihr ganzes Lager sich in meiner Hand befindet. Sie haben mich vorhin erschreckt, weil ich mich wirklich schuldig fühlte, aber dieser Schreck hat nicht lange gedauert. Sie glauben, mein Meister zu sein, aber ich bin der Ihrige. Ich habe mich vorgesehen. Was verstehen Sie von Chemie, von Galvanismus, von Electricität! Dieses Zimmer steht mit den Eisenwerken und dem Lagerraume in electrischer Verbindung. Es bedarf nur eines einzigen Griffes, eines leisen Druckes, so fliegt Alles in die Luft, Ihre Fabriken und Ihre sämmtlichen Vorräthe. Dann mögen Sie Ihre Franc tireurs gegen Deutschland bewaffnen, wenn Sie können!«

»Alle Teufel!« rief der Alte, welcher doch gewaltig erschrak.

»Sie sehen jetzt, wie die Sachen stehen,« fuhr der Director in stolzem Tone fort, denn er war überzeugt, daß jetzt er es sei, der die Trümpfe in der Hand hielt. »Ich mag mit Ihnen nichts mehr zu thun haben, da aber das Werk zum großen Theil auch das meinige ist, so möchte ich es nicht gern zerstören. Als ich mein Geheimniß dem Feinde zum Verkaufe anbot, war es mir darum zu thun, meine Mühen anständig belohnt zu erhalten. Zahlen Sie mir das, was ich von Denen da drüben gefordert habe, so will ich zufrieden sein, und Sie mit dem Versprechen verlassen, von jeder Feindseligkeit abzusehen. Ich habe Ihnen meine Kenntnisse und Erfahrungen geliehen; ich habe Tag und Nacht gearbeitet; ich darf auch meine Gratification verlangen.«

Die Augen des Alten zogen sich zusammen, und sein Schnurrbart stieg empor, um die

Zähne sehen zu lassen, aber er beherrschte sich und fragte im möglichst ruhigen Tone:

»Welchen Preis haben Sie von den Deutschen verlangt?«

»Pah, wenig genug! Nur hunderttausend Francs. Sie werden ihre Knauserei mit vielen tausend Leben bezahlen müssen, falls Sie sich entschließen, diese Summe zu bezahlen.«

»Ich hoffe das; ich hoffe es! Es kommt die Zeit, in der wir einfordern werden, was diese Blücher's, Gneisenau's und York's von uns liehen! Also meine Eisenwerke stehen wirklich mit diesem Zimmer in electrischer Verbindung?«

»Ja. Ein Druck von mir, und der electrische Funke entzündet unsere ganzen Pulver- und Dynamitvorräthe.«

»Sie geben mir Ihr Ehrenwort, daß Sie mir die Wahrheit sagen?«

»Ich gebe es. Sobald ich die Summe in den Händen habe, werde ich Ihnen die Leitung zeigen, damit sie zerstört werden kann.«

»O nein, Sie sind gegenwärtig ein verzweifelter Mensch. Wie nun, wenn ich Ihnen die Hunderttausend zahle, und Sie sprengen dennoch Alles in die Luft?«

»Mein Ehrenwort muß Ihnen Bürgschaft sein, daß ich es nicht thue.«

»Hm! Wenn man es nur glauben dürfte!« Er nahm eine sehr nachdenkliche Miene an, aber seine Augen glänzten in einem unheimlichen Lichte. Dann fügte er hinzu: »Es ist eine Summe, die gegenwärtig fast über meine Kräfte geht; doch, um das Unternehmen zu retten – hm! Die allgemeine Kasse müßte mit beitragen.«

Dabei gingen seine Blicke unbemerkt suchend im Zimmer herum. Wenn sich wirklich ein geheimer Apparat hier im Zimmer befand, so konnte er sich nur im Kleidersecretär oder überhaupt in der Nähe

der hinteren Wand des Zimmers befinden;
denn eine Leitung an der vorderen, offenen
Front des Schlosses frei hinunter zu legen,
das wäre ja unvorsichtig gewesen, da sie
dort sofort entdeckt werden mußte. Es galt
also, den Director in der Nähe des Fensters
zu halten. Dort stand der Schreibtisch,
dessen sämtliche Kästen und Fächer vom
Capitän heute durchsucht worden waren;
dort war nichts zu fürchten.

Der Alte setzte sich an den Schreibtisch,
nahm das Blanquet aus der Tasche, in
welche er es vorhin gesteckt hatte, und
sagte unter heftigem Zucken seiner
Schnurrbartspitzen:

»Wie die Arbeit, so der Lohn. Sie sollen
Ihren Willen haben!«

»Sie wollen mir die Hunderttausend
geben?« fragte der Director erfreut.

Der Alte nickte mit dem Kopfe und
antwortete:

»Ich werde Ihnen zahlen, was Sie verdienen. Lesen Sie nachher selbst. Ihre Quittung steht ja bereits darunter.«

Er griff nach der Feder, um das Blanquet auszufüllen. Als er damit fertig war, erkundigte er sich noch:

»Haben Sie unser Geheimniß sonst noch Jemandem angeboten?«

»Nein.«

»Haben Sie bei dieser einzigen Offerte eine Andeutung gemacht, aus welcher man errathen könnte, wo unsere Vorräthe zu finden sein dürften?«

»Halten Sie mich für einen Dummkopf? Meinen Zeilen nach muß man das Lager in der Nähe von Straßburg vermuthen.«

Müller hörte jedes Wort. Er wußte am Besten, daß diese Ansicht des Directors eine völlig falsche sei. Der Alte schien befriedigt; er trat vom Schreibtische fort,

auf welchem er das ausgefüllte Blanquet liegen ließ, deutete auf dasselbe und sagte:

»So sind wir einig. Gehen Sie her und lesen Sie!«

Er schritt langsam nach dem hinteren Raume des Zimmers, um denselben zu bewachen, da er dort die electriche Leitung vermuthen mußte. Der Director war ebenso erstaunt wie erfreut, den Alten so leicht besiegt und zur Zahlung einer solchen immerhin bedeutenden Summe gezwungen zu haben. Er setzte sich an den Schreibtisch und nahm das Document in die Hand. Dies that er natürlich in der sicheren Meinung, daß es eine Quittung auf Hunderttausend Francs enthalte; zu seinem Erstaunen jedoch las er folgende Zeilen:

»Ich bescheinige hiermit voller Reue und der Wahrheit gemäß, daß ich die heute an meinen Principal auszuzahlenden beiden Summen drückender Schulden halber unterschlagen und zu meinem Nutzen verwendet habe. Möge Gott mir verzeihen,

daß ich mit diesem Verbrechen aus dem Leben gehe!«

Darunter stand das Datum und sein Name, welches Beides er bereits vorhin unterzeichnet hatte. Er war einen Augenblick völlig starr vor Erstaunen, dann fragte er:

»Was soll dies heißen, Herr Capitän?«

»Daß ich dennoch Ihr Meister bin, Sie aber nicht der meinige,« lachte der Gefragte höhnisch, »obgleich Sie vorhin das Gegentheil behaupteten. Sie werden keinen Sou erhalten; Sie werden Ihren Verrath und die Verführung der Baronin büßen ganz so, wie ich es mir heute Morgen vorgenommen hatte!«

»Und Sie meinen, ich sollte mich vor Wuth darüber ersaufen oder vergiften?«

»Das wird sich finden!«

»Da irren Sie sich! Sie sind ein Lügner, ein Schurke! Ich werde Ihnen beweisen, daß ich Sie in Hinsicht auf die electriche Leitung nicht getäuscht habe. Ich frage Sie zum letzten Male: Wollen Sie die Hunderttausend bezahlen oder nicht?«

»Keinen einzigen Franken, keinen Sou!«

»So passen Sie auf, wie es krachen wird!«

Er sprang nach dem hinteren Theil des Zimmers, wo der Capitän stand.

»Ja, passen Sie auf, wie es krachen wird!« antwortete dieser. »Aber nicht meine Eisenwerke werden in die Luft gehen, sondern Ihr dummer Kopf!«

Er hatte im Nu die Pistole hervorgezogen und drückte ab. Der Director stürzte mit zerschmettertem Schädel zu Boden. Der Mörder bückte sich zu ihm nieder, um sich zu überzeugen, daß er todt sei, und trat dann nochmals an den Schreibtisch, um das Document so zu legen, daß es sofort in die

Augen fallen mußte. Das Geld hatte er bereits eingesteckt. Dann eilte er durch die verborgene Thür hinaus und brachte das Täfelwerk wieder in Ordnung.

Traf er dort den Deutschen an, welcher da gestanden und Alles gehört und gesehen hatte? Nein. Müller hatte natürlich keine Ahnung gehabt, daß diese Unterredung einen solchen Verlauf nehmen werde. Besonders der letzte Theil hatte sich mit einer so rapiden Schnelligkeit entwickelt, daß der Mord zehnfach schneller ausgeführt wurde, als er gelesen werden kann. Sollte der Deutsche beispringen, da nun doch nichts mehr zu ändern war? Nein; das wäre die allergrößte Unklugheit gewesen. Er mußte vor allen Dingen an seine Aufgabe denken; es galt zunächst, unbemerkt fortzukommen. Kaum war der Schuß gefallen, so riß Müller seine Laterne hervor und stieg in fliegender Eile die engen Treppen hinab, denn er sagte sich, daß auch der Capitän das Zimmer verlassen werde, da der Schuß ja alle Bewohner aus dem Schläfe wecken mußte.

Er kam glücklich da unten an, wo die geheimen Treppen alle zusammenführten, und eilte in großen Sprüngen den unterirdischen Gang entlang nach dem Parkhäuschen zu. Nachdem er dort den geheimen Eingang in Ordnung gebracht hatte, verlöschte er die Laterne, ohne welche eine so schnelle unterirdische Flucht eine Unmöglichkeit gewesen wäre, und eilte dann dem Schlosse zu.

Dort angekommen, sah er, daß bereits viele Fenster erleuchtet waren, doch befand sich zu seiner Freude noch Niemand im Hofe. Er schwang sich am Blitzableiter empor. An den Fenstern der zweiten Etage angekommen, warf er einen Blick in das Zimmer des Capitäns. Dieser trat unter die Thür, mit ungekämmtem Haar und Bart, im Schlafrock, Nachthosen und Pantoffeln, das Nachtlicht in der Hand, und examinirte einen Diener. Wer ihn so sah, der schwor darauf, daß er direct aus dem Bette komme. Es wollte dem Deutschen vor diesem Alten grauen.

Er langte glücklich und unbemerkt auf dem Dache und dann auch in seinem Zimmer an, wo er sich schleunigst seiner Verkleidung entledigte und sich so anzog, daß er für einen aufgestörten Schläfer gehalten werden mußte, der in der Eile nur die allernöthigsten Kleidungsstücke angelegt hatte.

Er ging dann, um sich die Aufregung der Leute zu betrachten. Das Zimmer des Directors war voller Menschen, eben so der Platz vor demselben. Der Capitän hatte bereits nach den Herren von der Justiz geschickt, welche sich heute im Schlosse befanden. Diese kamen und fanden das letzte Schreiben des Todten.

Der Capitän wurde gefragt; er erklärte, daß er gar nicht wisse, daß Geld angekommen sei, man solle die Bücher nachschlagen. Der Thatbestand wurde sofort gerichtlich aufgenommen und die Leiche aus dem Schlosse geschafft. Dann suchte man die unterbrochene Ruhe wieder auf.

Auch die Baronin war vom Schusse erwacht und nach der Unglücksstätte geeilt. Doch mochte sie die Leiche nicht sehen. Der Tod dieses Mannes erschütterte sie, doch nur für einen Augenblick; im nächsten dachte sie bereits an den geheimnißvollen Officier, an dessen Herzen sie gelegen hatte. Als sie sich wieder nach ihrem Zimmer begeben wollte, traf sie auf der Treppe den Capitän. Da kein Mensch zugegen war, konnte er es nicht unterlassen, Ihr zuzurufen:

»Ein schöner Geliebter! Nicht, Madame?«

Sie wich von ihm zurück, streckte abwehrend beide Hände aus und sagte:

»Mörder! Aber es wird an den Tag kommen!«

Ein halblautes Hohnlachen war die Antwort des hart gesottenen Alten, der mit so kalter Berechnung ein Menschenleben vernichtet hatte. —

Was Müller betrifft, so konnte er lange Zeit keinen Schlaf finden. Dieser erste Tag auf Ortry war einer der ereignißreichsten seines Lebens gewesen. Erst die Unterredung mit der Wirthin, dann die Rettung Alexander's, sein Empfang, seine Probe, die Entdeckung des verborgenen Lauscherpostens in seinem Zimmer und des geheimen Einganges im Parkhäuschen, das Liebesabenteuer mit der Baronin und endlich die Mordscene in der Wohnung des Directors. Das war mehr als genug an einem Tage.

Am Meisten beschäftigte ihn die letzte Scene. Sollte er den Mörder anzeigen? Moralisch hatte er jedenfalls die Verpflichtung dazu; aber waren die Gründe der Klugheit nicht noch zwingender als diejenigen des moralischen Gewissens? Sollte er seine heutigen Errungenschaften alle opfern und das Gelingen seiner wichtigen Sendung zur Unmöglichkeit machen, um einen Todten zu rächen, dessen Leben nicht zurückgerufen werden konnte? Konnte er Marion's Großvater als Mörder an den Pranger stellen? Würde man seiner

Aussage Glauben schenken? Er war ein verhaßter Deutscher und der Angeklagte ein Officier der berühmten Garde, ein Ritter der Ehrenlegion! Konnte er Beweise bringen? Man konnte sich zwar von dem Vorhandensein der geheimen Thür überzeugen, aber was weiter? Der sicherste Beweis wären die gezeichneten Banknoten gewesen; aber wo hatte der Alte sie versteckt? Er hatte sie dieser Zeichnung wegen ganz sicher da verborgen, wo man sie nicht finden konnte. Uebrigens war der Ermordete das Alles werth? Er war ein Feind Deutschlands gewesen und sodann ein Verräther seines eigenen Vaterlandes geworden.

Was war das doch für eine Familie, diese Sainte-Marie's! War Marion, die Heißgeliebte, wirklich edler als die Anderen?

Diese Gedanken gingen ihm wirr im Kopfe herum, bis er endlich einschlief; aber noch im Schläfe peinigten sie ihn, und als er

erwachte, fühlte er sich mehr ermattet als gestärkt von der nächtlichen Ruhe.

Bereits am frühen Morgen war auch der Capitän wach. Er ließ mehrere seiner besten Leute aus der Fabrik kommen, um sie nach dem Torpedo suchen zu lassen, aber all' ihr Scharfsinn war vergebens. Es wurde dem alten, furchtlosen Manne doch ängstlich zu Muthe. Wenn irgend Jemand ganz nichtsahnend die verhängnißvolle Leitung berührte, so war das fürchterlichste Unglück unvermeidlich. Da kam ihm ein Gedanke:

»Dieser Monsieur Müller hatte so feine Censuren in allen Wissenschaften. Ob nicht er entdecken könnte, was die Anderen nicht zu finden vermögen?«

So dachte er, und ließ nach dem Deutschen schicken. Müller kam. Der Alte empfing ihn mit einer Freundlichkeit, welche bei ihm ganz ungewöhnlich war, und fragte:

»Monsieur, haben Sie auch Electrotechnik studirt?«

»Ein Wenig, gnädiger Herr,« antwortete der Gefragte, welcher sogleich ahnte, aus welchem Grunde diese Frage an ihn gestellt wurde.

»Wissen Sie, daß man Pulverminen mittelst der Electricität entzünden kann?«

»Sehr wohl, Herr Capitän!«

»Ist eine solche Mine leicht zu zerstören, oder die Leitung leicht zu finden und zu vernichten?«

»Das kommt ganz auf die Umstände an. Ich habe als Techniker bereits öfters Glück gehabt,« antwortete er, und sagte damit die Wahrheit, da er früher bei dem Geniecorps gestanden hatte.

»Ah, Monsieur, da muß ich Ihnen Mittheilung machen! Sie haben diesen

Director gekannt, welcher sich erschossen hat?«

»Nur höchst flüchtig gesehen.«

»Nun, dieser Mann hatte den schrecklichen Plan, meine Eisenwerke in die Luft zu sprengen. In seinem Zimmer soll sich die Leitung befinden. Sie ist jedoch nicht zu entdecken. Wollen Sie einmal Ihren Scharfsinn versuchen?«

»Ich stehe Ihnen sehr gern zu Diensten, gnädiger Herr.«

»So kommen Sie!«

Sie begaben sich mit einander nach der Wohnung des Verstorbenen. Es schauerte Müller, als er da eintrat. Die Blutflecke hatten zwar weggewaschen werden sollen, waren aber noch nicht gewichen. Dort befand sich die geheime Thür, und hier stand der Schreibtisch, auf welchem das schauerliche Ende des Todten unterschrieben worden war.

»Giebt es eine Leitung hier, so ist sie nicht vorn, sondern hinten zu suchen,« sagte Müller.

Der Alte nickte mit sehr zufriedener Miene und sagte:

»Ganz auch meine Meinung, Monsieur. Suchen Sie!«

Müller ließ den forschenden Blick umherschweifen, und trat dann schnell zu der altmodischen Lyoner Wanduhr, welche vom Fußboden an bis gerade zur Decke reichte. Sie hatte ein schwarzes, wurmzerfressenes Gehäuse.

»Sehen Sie etwas?« fragte der Alte.

»Ich glaube, etwas gefunden zu haben, will mich aber vorher überzeugen.«

Er schob den Tisch an die Uhr, setzte einen Stuhl auf denselben, und stieg dann auf den letzteren, so daß er zwischen der Decke des Zimmers und dem oberen Boden des

Gehäuses hindurch zu blicken vermochte;
dann zeigte er nach der Decke empor und
fragte:

»Wer wohnt dort oben?«

»Der Hausmeister.«

»Ah, mein Vorgesetzter!« lächelte Müller.
»Befindet er sich noch da?«

»Ja, er war ein guter Unterofficier und ein
treuer Hausmeister. Sie haben ihm das
Gesicht zerhauen; ich werde ihn wieder
curiren lassen, obgleich ich mir gerade das
Gegentheil ausbedungen habe.«

»Hätte ich gestern gewußt, was ich heute
sehe, so hätte ich ihm nicht nur das Gesicht
zerhauen, sondern den Kopf abgeschlagen.
Er ist der Mitschuldige des Directors.«

»Donnerwetter, ist's möglich!« rief der Alte
ganz erschrocken.

Müller öffnete die Thür der Uhr, blickte in
das Gehäuse und antwortete:

»Gnädiger Herr, Ihre Eisenwerke, so schwer sie sind, haben wirklich an einem einzigen Haar gehangen, und das Leben Ihrer Arbeiter dazu. Bitte, treten Sie näher!«

Und als der Capitän herbeigetreten war, zeigte er mit dem Finger an die eine Seite des Gehäuses und fuhr fort:

»Sehen Sie das einzelne Pferdehaar, welches hier außen herunter hängt? Es ist bei der Schwärze der Uhr kaum von ihr zu unterscheiden.«

Der Alte streckte die Hand aus, um nach dem Haare zu greifen.

»Um Gotteswillen nicht anfassen!« rief Müller, indem er ihm die Hand fortstieß.
»Ziehen Sie nur im Geringsten daran, so fliegt Ihre ganze Fabrik in die Luft!«

»Ah, wahrhaftig, ein Haar,« sagte der Veteran. »Es führt oben in den Kasten.«

»Und da ist es mit einem außerordentlich dünnen Kupferdraht verbunden, der erst oben durch das Gehäuse geht und dann durch die Zimmerdecke. Der Intendant hat mit dem Director im Einvernehmen gestanden. Lassen Sie uns zu ihm gehen!«

Der Alte folgte dieser Aufforderung mit außerordentlicher Geschwindigkeit. Als sie die Treppe erstiegen hatten und oben eintraten, lag der Hausmeister in seinem Bette. Kein Mensch war bei ihm.

»Was soll das! Was will dieser Mensch bei mir?« rief er, als er mit seinem einen Auge den Deutschen erkannte.

»Das sollst Du Hallunke sogleich erfahren!« antwortete der Veteran. »Suchen Sie, Monsieur Müller!«

Müller kniete in der Ecke nieder, welche gerade über der Uhr des unteren Zimmers lag, suchte dann am Boden fort, öffnete das Fenster und blickte hinaus.

»Haben Sie es?« fragte der Capitän,
brennend vor Ungeduld.

»Ja. Blicken Sie nur her, um sich selbst zu überzeugen! Hier in dieser Ecke tritt der Leitungsdraht in dieses Zimmer ein und geht unter der Dielenleiste längs der Wand bis an die Mauer der hinteren Schloßfronte. Hier ist ein dünnes Loch durch die Mauer gearbeitet, um den Draht hindurch zu lassen, der dann am Simse hin entlang der Fronte läuft. Ihn da anzulegen, hat viel Arbeit gekostet, zumal diese in aller Heimlichkeit vorgenommen werden mußte.«

Da konnte sich der grimmige Alte nicht länger halten. Er stürzte auf den Hausmeister zu, faßte ihn bei der Brust und donnerte ihn an:

»Hund, Kerl, wer hat Dir das gerathen?«

Das kam dem Manne so unerwartet, daß er unwillkürlich mit der Antwort herausplatzte:

»Der Director, gnädiger Herr!«

»Was hat er Dir geboten?«

»Fünftausend Franken.«

»Und Hunderttausend wollte er haben! Also für fünftausend Franken wolltest Du mich ruiniren und alle meine Leute morden! Heraus aus dem Bette! In das Gefängniß, wo Du hingehörst, Du Hallunke, Du – Du – Du Vorgesetzter Du!«

Der Alte wußte zwar nicht, was Müller mit diesem Worte gemeint hatte; aber er ahnte, daß eine negative Bedeutung mit demselben verbunden sei, und da er vor Wuth nichts anderes fand, so wendete er es an, um seinen ganzen Zorn auszudrücken.

Der Mann flehte jämmerlich, aber es half ihm nichts. Der Veteran klingelte einige Leute herbei, welche ihn ankleiden, fesseln und fortschaffen mußten. Erst nachdem dies geschehen war, wandte er sich wieder an Müller:

»Monsieur, Sie sind braver und klüger als das ganze Volk, welches ich bisher um mich hatte. Sie sind gerade nur zu unserer Rettung nach Ortry gekommen. Aber was nun?«

»Begeben wir uns nach unten, gnädiger Herr,« antwortete Müller, »damit wir sehen, wo der Draht in die Erde geht.«

Das thaten sie, und Müller fand, daß die Leitung unter einer Dachrinne herabgezogen war und hinter dem Rinnsteine in den Boden drang.

»Hier schneiden wir den Draht durch,« sagte er; »dann ist die hauptsächlichste Gefahr vorüber. Unter der Erde muß der Draht noch eine Umhüllung haben; er ist also stärker, so daß man ihm leicht folgen kann. In der Fabrik werden wir dann sehen, in welche gefährlichen Stoffe er geleitet wurde.«

Da antwortete der Capitän mit großer Schnelligkeit:

»So lange darf ich Sie nicht abhalten, Monsieur. Nun wir den Draht gefunden haben, ist das Uebrige leicht; dazu habe ich Arbeiter mehr als genug. Sie aber haben sich zunächst Alexander zu widmen.«

Müller verstand den Alten. Dieser wollte ihn, den Deutschen, nicht in das Getriebe seiner Pläne blicken, am Allerwenigsten aber ihm den aufgestapelten Munitionsvorrath sehen lassen. Er that, als ob er dies nicht ahne und kehrte in sein Zimmer zurück, zufrieden, den Beifall des Schloßherrn gefunden zu haben.

Dort suchte ihn Alexander auf, um ihn zu einem abermaligen Spaziergang aufzufordern. Müller willigte sehr gern ein, und unterwegs fand er, daß der Knabe sich immer fester an ihn schloß.

»Wissen Sie, Monsieur,« sagte Alexander, »daß man gezwungen ist, Sie lieb zu haben?«

»Warum?«

»Weil man Unglück hat, wenn man Sie haßt. Die Beiden, von denen Sie beleidigt wurden, sind bereits bestraft. Der Eine hat sich erschossen, und der Andere sitzt mit einer bösen Gesichtswunde im Gefängnisse. Ich werde die Leute warnen, Ihr Feind zu sein. Besonders werde ich dies Marion sagen.«

»Marion? Wer ist das?« fragte Müller, sich verstellend.

»Marion ist meine Schwester, meine halbe Schwester; aber sie ist doch so gut, als ob sie meine richtige Schwester wäre. Ich habe ihr sehr vielen Kummer bereitet; meist darum ging sie fort, denn ich verklagte sie immer bei Mama und dem Großpapa. Aber als ich gestern schlafen ging, da habe ich sehr lebhaft an sie gedacht, und da ist mir der Gedanke gekommen, daß ich recht schlimm gegen sie gewesen bin. Ich verspreche Ihnen, dies nie wieder zu thun, Monsieur!«

»Warum haben Sie denn gerade gestern diesen Gedanken gehabt?«

»Weil ich mit Ihnen spazieren gewesen bin. Sie predigen nicht; Sie geben keine guten Lehren, aber man fühlt bei Ihnen das, was Sie zu sagen unterlassen.«

Müller antwortete nicht, doch bückte er sich nieder und küßte den Knaben auf die Stirn. Er fühlte sich innerlich beglückt, diese Seele, welche bereits auf falsche Wege geführt worden war, bereits nach einem einzigen Tage gewonnen zu haben.

Sie drangen heute viel tiefer in den Forst ein, als gestern, tiefer und immer tiefer, bis sie auf ein Wirrsal von Felsen stießen, aus denen ein alter Thurm hervorragte.

»Was ist das für eine Ruine?« fragte Müller.

»Das ist Alt-Ortry gewesen,« antwortete Alexander. »Jetzt ist nur dieser eine Thurm noch übrig.«

»Wollen wir ihn nicht besteigen?«

»Ich möchte nicht.«

»Warum nicht?«

Der Knabe blickte ihm treuherzig in das Gesicht und antwortete:

»Weil ich auch hier nicht gut gewesen bin. Großpapa hat mir verboten, diese Ruine zu betreten, und doch habe ich es oft gethan. Nun aber möchte ich dies unterlassen. Aber wenn wir auch nicht hineingehen, das Grab können wir uns doch ansehen.«

Er wand sich zwischen den Felsen hindurch, und Müller folgte, bis sie vor einem Hügel standen, der, ungepflegt, mit allerlei Waldblumen bewachsen war. Daneben erhob sich ein mächtiger Felsblock, auf welchem die einfachen Worte: »Hier ruht Liama« kaum noch zu lesen waren.

»Diese Liama war die Mutter Marion's,« bemerkte Alexander. »Habe ich Ihnen übrigens bereits gesagt, daß Marion heute nach Hause kommt?«

»Noch nicht.«

»Ja, sie kommt. Wir hielten sie für todt, mit einem Dampfschiffe untergegangen; aber am frühen Morgen kam eine Depesche, daß sie am Mittag hier sein wird. Sie bringt eine Freundin mit.«

Der Knabe erzählte das in einem freundlichen, keineswegs aber herzlichen Tone. Die Bande dieser Familie waren ja sehr locker geschlungen.

»Wie wird man die gnädige Baronesse empfangen?« fragte Müller.

»Empfangen?« wiederholte Alexander verwundert. »Nun, die Diener werden ihr aus dem Wagen helfen, und dann geht sie nach ihrem Zimmer.«

»Ohne daß man sich freut, daß sie kommt,
und ihr dieses sagt?«

Alexander sah ihn groß an und fragte dann:

»Ja, freut sie sich denn auf uns?«

»Gewiß sehr. Man müßte ihr nur zeigen,
daß man sie liebt, daß sie willkommen ist.«

»Das möchte ich ihr sehr gern zeigen; aber
wie soll ich es anfangen?«

Es that Müller sehr weh, daß das Herz
dieses begabten Knaben so ganz
unbepflanzt geblieben war. Er legte ihm die
Hand auf den Kopf und sagte:

»Ich wüßte wohl etwas sehr Schönes. Hat
die Baronesse ihre Mutter lieb gehabt?«

»O, sehr. Sie ist sehr oft nach diesem Grabe
gegangen.«

»So wollen wir von diesen Blumen
pflücken, und sie in ihr Zimmer setzen,

damit sie, sobald sie kommt, einen Gruß
von der Mutter erhält.«

Die Augen des Knaben glänzten.

»Ja, das wollen wir thun. Aber Niemand
darf es wissen, sonst zanken die Anderen.«

Und nun saßen die Beiden am Grabe der
Heidin, und sammelten Blumen für
Diejenige, der Beider Herzen
entgegenschlügen, das Herz des Einen in
erwachender Bruderliebe, das des Anderen
aber im heißen, vollbewußten Verlangen
nach der höchsten Seligkeit des
Erdenlebens.

Es war fast Mittag geworden, als sie nach
Hause kamen. Auf dem Felde zwischen
dem Schlosse und dem Etablissement
erblickten sie zahlreiche Arbeiter, welche
beschäftigt waren, die Leitung aus dem
Boden zu nehmen. Sie gingen zunächst
nach Müller's Stübchen, um die Blumen zu
zwei Bouquets zu ordnen. Dann schrieb
Alexander auf ein Papier die Worte:

»Meiner lieben Marion vom Grabe ihrer Mutter. Alexander.« Und hernach trug er selbst die Bouquets nebst der Widmung nach dem Zimmer der Erwarteten, neben welchem man ein anderes für die Freundin bestimmt hatte.

Der Deutsche hatte sich sein Frühstück auf seine Stube kommen lassen. Er war noch mit demselben beschäftigt, als ein Wagen zum Thore hereinrollte. Rasch trat er an das Fenster und blickte hinab. Ja, da stieg sie aus, die Herrliche. Sein Herz schlug ihm in der Brust, daß er es hören konnte. In welche Umgebung kam sie? Würde sie bleiben, oder dem kalten Leben wieder entfliehen?

Eben als Nanon ausstieg, kam der Capitän herbei. Er reichte der Enkelin einfach die Hand und machte ihrer Freundin eine Verbeugung.

»Das Frühstück ist servirt,« sagte er.
»Kommen die Damen nach dem Speisesalon?«

»In einer Viertelstunde, lieber Großpapa,«
antwortete Marion. »Wir müssen doch erst
den Reisedust abfegen.«

»Gut, so warten wir!«

Damit ging er davon.

Das war der ganze Empfang nach einer
mehrjährigen Abwesenheit. Eine tiefe
Bitterkeit wollte in Marion's Herzen
emporsteigen, aber sie zwang dieselbe
tapfer hinab. Auch Nanon hatte ein anderes
Willkommen erwartet, doch hatte sie die
Freundin viel zu lieb, als daß sie es sich
hätte merken lassen mögen.

Eine Dienerin führte Beide in das Schloß.
Sie begaben sich zunächst nach Marion's
Stube. Dort war Alles noch so, wie diese es
vor Jahren verlassen hatte. Aber da,
standen zwei Bouquets mit einfachen
Waldblumen, und zwischen den beiden
Vasen lag ein Zettel.

»Meiner lieben Marion vom Grabe ihrer Mutter. Alexander,« las die Baronesse, und sofort füllten ihre Augen sich mit Thränen. »Von meiner lieben, lieben Mama!« rief sie. »Und Alexander hat sie gepflückt, der garstige Alexander, wegen dessen ich aus Ortry geflohen bin. O, wie lieb will ich ihn dafür haben!«

Sie barg das thränenreiche Antlitz in die einfachen Blumen, und Nanon trat in das Nebenzimmer, um sie mit ihren Gefühlen allein zu lassen. Beide hatten nicht bemerkt, daß sie den Eingang offen gelassen hatten. Dort stand Alexander und hörte die Worte der Stiefschwester. Wie schön war sie! Fast kannte er sie nicht mehr. Er fühlte eine Art geschwisterlicher Ehrfurcht in seinem Herzen aufsteigen; dennoch aber schlich er leise näher und legte die Arme um sie.

»Marion!«

Sie drehte sich zu ihm herum und erkannte ihn.

»Alexander!«

Sie breitete die Arme aus, und dann lagen die Geschwister einander am Herzen. Dieser Augenblick hatte für Alexander's Gemüthsleben eine unendliche Bedeutung. Indem Müller ihm den Rath gegeben hatte, diese Blumen zu pflücken, hatte er mehr für ihn gethan, als wenn er ihm tausend Reden gehalten hätte. Marion küßte den Bruder und sagte:

»Wie freudig hast Du mich überrascht, mein guter Alexander!«

»Ein Gruß von Deiner Mama, sagte Monsieur Müller,« erklärte er.

»Monsieur Müller! Wer ist das?« fragte sie.

»Mein neuer Gouverneur, ein Deutscher.«

»Ein Deutscher? O, das glaube ich! Die Deutschen haben ein Herz; sie wissen, daß die Liebe das herrlichste Gut der Erde ist.«

»Ohne ihn hätte ich nicht an diese Blumen gedacht. Diese Freude haben wir ihm zu danken, liebe Marion. Er ist auch schuld, daß ich Dich von jetzt an recht lieb haben werde. Doch, komm zum Frühstück; Mama wird sonst böse!«

Ein Schatten flog über Marion's schönes Gesicht.

»Ich könnte auch böse sein darüber, daß sie mir nicht einmal Willkommen sagt. Aber da sie unsere Mama ist, will ich nicht klagen.«

Die beiden Freundinnen nahmen sich also nicht Zeit, ihre Koffer bringen zu lassen, um neue Kleider anzulegen; sie begaben sich nach dem Speisesaale.

Dort befand sich der Capitän mit der Baronin allein. Sie erhoben sich. Das Auge der Baronin fiel auf ihre Stieftochter, und sofort wurde ihr Gesicht blaß. Vor zwei Jahren war Marion fast noch Knospe gewesen, jetzt aber hatte sie sich zur vollen Rose entwickelt. Die Baronin erkannte, daß

sie sich mit ihr nicht messen, nicht vergleichen könne. Der bereits früher gefühlte Haß bohrte sich in diesem Augenblicke unausrottbar tiefer ein. Dennoch aber trat sie ihr entgegen, um sie zu umarmen; aber diese Umarmung hatte ganz den Charakter eines Frohndienstes, den man so schnell wie möglich zu überwinden sucht.

Auch Nanon wurde von der Herrin des Hauses bewillkommnet; dann begann man, wortlos zuzulangen, bis der Capitän denn doch die Peinlichkeit dieser Stille fühlte und seinem schweigsamen Charakter Gewalt anthat, indem er fragte:

»Hast Du gehört, Marion, daß ein Moseldampfer untergegangen ist?«

»Ja,« antwortete sie, indem sie ihn groß und ernst anblickte.

»Ich glaube, Dir geschrieben zu haben, daß ich dieses Schiff benutzen würde. Ich erwartete eine Frage von Dir.«

»Warum? Ich sehe ja, daß Du mit einem anderen Schiffe gekommen bist. Was soll da die Frage nützen?«

»Woher weißt Du das, Großpapa?«

»Ich sehe es daraus, daß Du überhaupt angekommen bist. Wärest Du unglücklicherweise mit jenem Dampfer gefahren, so lebtest Du nicht mehr.«

»Wir sind Beide mit ihm gefahren. Wir wurden von zwei muthigen Männern gerettet.«

Das erregte denn doch das Interesse des Alten und der Baronin.

»Wirklich?« frug der Erstere rasch.
»Erzähle, Marion!«

»Ja, erzähle!« bat auch die Letztere. Und mit gut gespielter Theilnahme fügte sie hinzu: »Mein Gott, wenn Du ertrunken wärest! Welch' ein Schreck, Welch' ein Herzeleid!«

Alexander sprang auf. Er war wahrer als seine Mutter; er schlang seine Arme um Marion's Hals und rief:

»Hätte ich das gewußt, so wäre ich gekommen, um mit Dir vom Schiffe bis an das Ufer zu schwimmen!«

Sie liebkosete ihn und erzählte den Unfall in kurzen, aber ergreifenden Worten. Als sie geendet hatte, rief Alexander:

»Das waren zwei so muthige Männer wie mein Monsieur Müller, welcher mich vom Abgrunde hinweggerissen hat. Ich möchte sie wohl kennen lernen. Wie heißen sie?«

»Der Eine, welcher Nanon rettete, ist der Kräutersucher des Doctor Bertrand aus Thionville. Den Anderen, welcher mich an's Ufer brachte, kennen wir nicht. Er ging fort, ohne uns seinen Namen wissen zu lassen.«

Doctor Bertrand kannte zwar diesen Namen, aber er hatte vorgezogen, ihn nicht zu nennen. Er hatte jedenfalls im Sinne

gehabt, den Damen eine Ueberraschung zu bereiten, wenn sie ihren Retter so unerwartet auf Ortry finden würden.

Während des weiteren Verlaufes des Frühstücks wurden die letzten Erlebnisse auf Schloß Ortry erwähnt, und dabei wurde Müller öfters genannt, ohne daß Marion ahnte, daß er und ihr Retter ein und dieselbe Person sei. Man saß noch bei Tafel, als sich unten im Hofe Pferdegetrappel hören ließ. Der Capitän trat an das Fenster und rief, sobald er einen Blick hingeworfen hatte:

»Besuch! Endlich kommt er; endlich ist er da!«

»Wer?« fragte die Baronin.

»Oberst Graf Rallion.«

»Ah, dem muß man entgegen gehen!«

Sie erhob sich in ungewöhnlicher Eile von ihrem Platze und verließ an der Seite des

Alten den Speisesaal. Die beiden anderen Damen mußten der Höflichkeit wegen folgen, doch thaten sie es langsam. Auch Alexander schien sich nicht zu überstürzen.

»Er konnte bleiben, wo er war,« sagte er.
»Ich liebe diesen Rallion nicht!«

Marion warf einen beinahe zufriedenen Blick auf ihn. Hatte er ihr vielleicht aus dem Herzen gesprochen?

Als sie den Schloßhof erreichten, wurde der Graf soeben vom Capitän und der Baronin mit ausgesuchtester Höflichkeit begrüßt. Er trat sodann zu den beiden Freundinnen, küßte ihnen die Hand und sagte:

»Verzeihung, daß ich gleich den ersten Tag Ihrer Anwesenheit auf Ortry benutze, mich nach Ihrem Wohlbefinden zu erkundigen! Es giebt liebe Pflichten, deren Erfüllung man keine Secunde lang aufschieben möchte.«

Marion verneigte sich stumm, er wendete sich aber sogleich zu den Anderen und improvisirte eine Menge Artigkeiten, während deren man die Treppe emporstieg. In diesem Augenblicke kam Müller herab. Er blieb in unterthäniger Haltung stehen, um die Herrschaften vorüber zu lassen. Marion sah ihn und erstaunte freudig. Auch Rallion erblickte ihn. Seine Ueberraschung war so überwältigend, daß er ausrief:

» *Morbleu*, das ist ja gar der deutsche Billardtölpel! Was thut er hier?«

Alle erschrakten und blickten auf den Beleidigten, was er thun werde. Dieser jedoch sah den Grafen gar nicht an; er machte den beiden jungen Damen eine Verbeugung und schritt vorüber.

Das Gesicht Marion's war wie mit Blut übergossen. Schämte sie sich der Rohheit des Grafen oder der Feigheit Müller's? Wer hätte dies wohl sagen können! Der Capitän zuckte verwundert die Achsel. Er konnte gar nicht begreifen, daß ein so

ausgezeichneter Schütze und Fechter, wie Müller war, eine solche Blamage sich gefallen ließ. Als man den Saal erreichte, fragte der Oberst:

»Aber, lieber Capitän, was thut denn dieser Deutsche bei Ihnen?«

»Er ist der Gouverneur Alexander's,« antwortete der Gefragte.

» *Fi donc!* Da wird unser Alexander sehr viel lernen! Dieser Mann versteht weiter nichts, als Billards zu zerstoßen.«

Alexander biß sich auf die Lippen, um sich zum Schweigen zu zwingen, aber es gelang ihm nicht. Er blickte den Sprecher herausfordernd an und antwortete:

»Wissen Sie, daß dies sehr unhöflich von Ihnen ist? Wenn Herr Müller nur wollte, so würde er Ihnen beweisen, daß er mehr versteht, als Sie zu glauben scheinen. Er ist mein Lehrer, und ich erkläre, daß er

außerdem mein Freund ist. Ich werde nicht dulden, daß man ihn beleidigt.«

Der Oberst blickte den jungen Menschen mit dem höchsten Erstaunen an. Bald aber spielte ein sarcastisches Lächeln um seine Lippen, und er antwortete:

»Ihr Freund? Ah, ich beneide ihn um einen so mächtigen Schutz, lieber Alexander!«

»Er bedarf zwar dieses Schutzes nicht,« sagte der Angeredete, »denn er ist selbst Mann genug, und steht als Mitbewohner unseres Hauses natürlich unter dem Schirm desselben, was jeder gebildete Mann respectiren wird; trotzdem aber werde ich keineswegs dulden, daß in einem unfreundlichen Tone von ihm gesprochen wird. Er hat mir das Leben gerettet; ich muß ihm dankbar sein!«

Marion warf einen Blick auf den Bruder, in welchem sich Erstaunen mit wohlwollender Anerkennung paarte. Im Gesichte seiner Mutter zeigte sich der deutlichste Stolz

ausgesprochen, und sogar der Capitän zog seine Schnurrbartspitzen in einer Weise durch die Finger, in welcher sich eine Art Beifall zu erkennen gab. Der Oberst bemerkte dies; er schien sich darüber zu ärgern, denn er meinte unter einem höhnischen Lächeln:

»Das Leben gerettet? Hm, das ist etwas Anderes! Dieser Mensch scheint vom Zufalle bestimmt zu sein, aller Welt das Leben zu retten. Man möchte ihn beneiden!«

Da sagte Marion in einem Tone, welchem ein leichter Nachdruck anzuhören war:

»Ich möchte da keineswegs von Zufall sprechen. Er besitzt Muth und Entschlossenheit, zwei Eigenschaften, welche Anderen allerdings oft entgehen. Kein Wunder, daß diese Anderen dann allerdings zur Lebensrettung nicht bestimmt erscheinen.« Und nach diesen Worten, welche doch eine leichte Röthe der Scham in das Gesicht des Obersten brachten, fuhr

sie, zum Capitän gewendet, fort: »Dieser Monsieur Müller ist es nämlich, welcher mit mir durch den Fluß geschwommen ist.«

»Wirklich?« frug der Alte erstaunt.

Das war jedoch auch das einzige Wort, welches er sagte. Seine Enkelin hatte sich in Todesgefahr befunden und war gerettet worden; ihr Retter war der neue Lehrer. Das wußte man nun. Was war da ein großes Aufhebens nothwendig? Der Capitän hatte seit gestern so viel sprechen müssen, daß es ihm heute nicht einfallen konnte, über diese Angelegenheit viele Worte zu verlieren. Die Baronin jedoch fühlte gar wohl die Verpflichtung, als Dame des Hauses wenigstens eine Bemerkung zu machen. Sie sagte im Tone des Erstaunens:

»Er ist auch das gewesen? Welch' ein Zufall. Man ist ihm wirklich zu Dank verpflichtet!«

Alexander ergriff die Hand der Schwester und rief aus:

»Auch Du verdankst ihm Dein Leben, meine liebe Marion? O, nun muß ich ihn noch einmal so lieb haben. Ich werde ihm nachgehen, um ihm dies mitzuteilen.«

Er sprang vom Stuhle auf und verließ den Saal, ohne sich von den Anderen halten zu lassen.

Es gelang ihm freilich nicht mehr, Müller zu Gesicht zu bekommen, denn dieser hatte das Schloß bereits verlassen, und schritt durch den Park dem Walde zu. Es trieb ihn hinaus in denselben aus verschiedenen Gründen. Er war jetzt noch Herr seiner Zeit; der Unterricht hatte noch nicht begonnen, und durch die Ankunft des Obersten waren die Schloßbewohner jedenfalls so in Anspruch genommen, daß seine Abwesenheit jedenfalls nicht mißfällig bemerkt werden konnte.

Er hatte Marion wieder gesehen, zwar nur auf einen Augenblick, aber dieser Augenblick hatte doch sein Herz erregt, so daß er die Einsamkeit suchte, um den süßen

Gedanken an die Geliebte nachhängen zu können. Die Beleidigung, welche ihm von dem Obersten widerfahren war, hatte ihn wenig berührt. Er wußte, daß die Zeit kommen werde, in welcher er mit diesem Manne zusammen gerathen müsse, und er hielt sich für stark genug, diesen Zusammenprall siegreich auszuhalten.

So strich er langsam durch den Wald, nur mit seinen Gedanken beschäftigt, und wenig auf seine Umgebung achtend. Das Bild der Geliebten begleitete ihn. Er träumte mit offenen Augen. Er sah ihre herrliche Gestalt; er blickte in ihre köstlichen Augen; er hörte den seltenen Wohlklang ihrer Stimme, und es war ihm, als fühlte er ihren schwellenden Busen gerade so an seinem Herzen, wie in den Augenblicken, in denen er sie von der Mosel nach dem Meierhofe getragen hatte. Es verging Viertelstunde auf Viertelstunde; er achtete nicht darauf, denn für einen Menschen, dem unter den göttlichen Regungen einer gewaltigen, selbstlosen Liebe das Herz im Busen klopft, giebt es

keine Zeit; er fühlt den Odem, den Hauch der Ewigkeit in der Brust.

Da hörte er plötzlich eine sehr bekannte Stimme neben sich:

»Ah, Herr Doctor! Grüß Sie Gott!«

Er blickte auf. Vor ihm auf dem schmalen Waldpfade stand sein Diener Fritz, der ihn unter einem freundlichen Lächeln mit seinen guten, treuen Augen betrachtete.

»Ah, Fritz, Du?« rief er. »Wie kommst Du in den Wald von Thionville her? So weit!«

»Der Herr Doctor haben wohl vergessen, daß ich jetzt Kräutersammler bin!« antwortete der Gefragte. »Wir sind heute in Thionville angekommen, und da war Doctor Bertrand so vernünftig, mich sofort auf die Suche zu schicken.«

»Du triffst mich zufällig?«

»Ja; gerade so, wie Sie mich,« lachte Fritz. »Sie kommen daher, die Augen am Boden,

wie Einer, welcher Kräuter sammelt; und ich kam herbei, die Augen am Boden, wie Einer, dem eine gewisse Marion nicht aus dem Sinne will. Auf die Weise kann man sich ja nur zufällig treffen.«

Der treue Diener wußte ganz genau, daß er sich seinem Herrn gegenüber schon eine Bemerkung erlauben durfte. Und wirklich that Müller nicht im Geringsten so, als ob er diese Worte mißfällig aufnehmen möchte. Vielmehr überflog er die Gestalt Fritzens mit einem lustigen Blicke und sagte:

»Also wirklich bereits Kräutermann! Hast Du Talent dazu?«

»Famos, Herr Doctor!« Er nahm den Sack, welchen er auf der Achsel trug, herab, öffnete ihn und ließ Müller hineinsehen. »Da gucken Sie! Dieser Sack ist bereits zur Hälfte voll. Moos, Tannenzapfen, Farrenkraut, Eichenlaub, Gras und Kohlrübenblätter. Das macht den Sack rasch voll. Was aber der Apotheker damit

anfangen wird, das ist mir ganz gleich.
Doctor Bertrand meinte, ich sei vollständig
Herr meiner Zeit, doch wenn es paßte, so
sollte ich ihm Ehrenpreis und Pfeffermünze
mitbringen; *Véronique* und *Menthe poivrée*
nennen sie es hier in Frankreich; da ich aber
weder Pfefferpreis noch Ehrenmünze
kenne, so habe ich einstweilen
Tannenzapfen und Kohlrübenblätter
genommen. Es wird Niemand das Zeug
trinken, und darum stirbt auch Niemand
daran.«

Er band den Sack zu und warf ihn wieder
über die Achsel. Müller meinte:

»Da hast Du einen sehr nachsichtigen
Principal. Es kann ein Glück für uns sein,
daß wir diesen Doctor Bertrand getroffen
haben, obgleich es nicht mein Wunsch ist,
meine Absichten von irgend Jemandem
durchschauen zu lassen.«

»O, Bertrand ist sicher; er verdient
Vertrauen,« behauptete Fritz. »Ich kenne
ihn erst diese kurze Zeit, aber ich weiß

bereits, daß er diese Franzosen haßt. Er muß irgend einen besonderen Grund haben, ihnen nicht gewogen zu sein. Er erräth freilich den Grund, der uns hierher geführt hat, aber ich möchte meinen Kopf zum Pfande geben, daß er uns förderlich, niemals aber hinderlich sein wird. Uebrigens ist es gut, daß ich Sie treffe. Ich habe ja meine Instructionen erst von Ihnen zu erwarten.«

»Ich kann sie Dir jetzt nur im Allgemeinen, nicht aber speciell geben.« Er trat in die angrenzenden Sträucher, um sich zu überzeugen, daß kein Lauscher vorhanden sei, kam dann zu Fritz zurück und fuhr fort: »Frankreichs Herrscher plant im Stillen einen Krieg mit uns; er betreibt seine Anstalten sehr geheim, denn er beabsichtigt, uns zu überrumpeln, so, daß seine Heeresmassen innerhalb einer Woche in Berlin sein können. Er glaubt, daß der Preußenhaß die Südstaaten abhalten werde, uns zu unterstützen, und wagt es, gerade hier an der Grenze riesige Vorbereitungen zu treffen, die es ihm ermöglichen, mit

ungeahnter Wucht sich auf uns zu werfen.
Diese Vorbereitungen müssen wir
belauschen; wir müssen sie kennen lernen,
um unsere Gegenzüge thun zu können.
Einer der Concentrationspunkte dieser für
uns so gefährlichen, geheimnißvollen
Thätigkeit ist Ortry. Ich befinde mich hier,
um zu beobachten, und Du sollst mich
unterstützen. Das ist Alles, was ich Dir zu
sagen habe.«

»Und das ist genug,« nickte Fritz, während
über sein intelligentes Gesicht ein Zug
heller Freude ging. »Ich bin ein Findelkind,
ein einfacher Barbier- und Friseurgehilfe,
aber ich will doch einmal sehen, ob ich
nicht Augen habe, diesen klugen
Großsprechern hinter die Karten zu gucken.
Zeit genug habe ich ja dazu! Und ein Glück
ist es, daß man mich nicht für einen
Deutschen halten wird.«

»Wieso?«

»Nun, Doctor Bertrand hat mich als einen
Schweizer aus Genf angemeldet. Sie wissen

ja, daß ich zwei Jahre lang dort in Condition war, und mir so viel Französisch angeeignet habe, um für einen Genfer gelten zu können. Wie aber soll ich Ihnen mittheilen, was ich erfahre? Wo werde ich Sie treffen?«

»Du kannst mir schreiben, natürlich unter der Adresse des Doctor Andreas Müller. Wichtiges aber machen wir nur mündlich ab. Ich bewohne das oberste Zimmer des südwestlichen Eckthurmes des Schlosses. Von dort aus kann ich die große Linde, welche an der Straße von Thionville steht, deutlich erkennen. Lege Dich unter dieselbe, wenn Du mir Etwas zu sagen hast. Man wird denken, Du wollest Dich ausruhen, und ich sehe Dich genau durch mein Fernrohr. Du blickst durch das Deinige nach meinem Fenster, und sobald ich Dir mit einem weißen Tuche das Zeichen gegeben habe, daß ich Dich sehe, gehst Du hierher, wo wir uns jetzt befinden; wir treffen uns hier. Das kann natürlich nur am Tage sein.«

»Aber Abends?« fragte Fritz.

»Kannst Du mich in meiner Wohnung aufsuchen.«

»Man wird mich sehen.«

»Nein. Du wartest, bis Alles schläft, und versicherst Dich genau, daß Du nicht bemerkt werden kannst. Dann steigst Du an dem Blitzableiter der Mittelfront empor, kriechst über das Dach und klopfst leise an mein Fenster. Der Blitzableiter ist sehr fest, er hat auch mich bereits getragen.«

»Das ist bequem, und ich werde mir gleich morgen die Gelegenheit einmal ansehen.«

»Schließlich muß ich Dich auf den alten Thurm aufmerksam machen, welcher hier im Walde liegt —«

»Ich kenne ihn nicht.«

»Ich werde Dir ihn jetzt zeigen. Man sagt nämlich, daß es dort umgehe; ich aber glaube, daß diese Geister von Fleisch und

Blut sind. Ich kann des Nachts nur schwer das Schloß verlassen, und möchte doch gerade zu dieser Zeit den Thurm beobachten —«

»Gut, Herr Doctor, das werde ich also übernehmen,« meinte Fritz.

»Aber die Geister!« lächelte Müller.

»O, ich habe einen Revolver, mit dem man Geister bannen kann! Uebrigens thut es ein guter Prügel oder Knüttel wohl auch.«

»Jedenfalls. Doch wünsche ich nicht, daß Du Dich in Gefahr begiebst. Unsere Beobachtungen müssen sehr geheim geschehen; es wäre mir also lieb, wenn die Geister Dich gar nicht bemerkten.«

»Ganz wie Sie befehlen, Herr Doctor. Uebrigens ist es möglich, daß wir uns doch einmal in Gegenwart Anderer treffen, und wohl gar sprechen müssen. Wie habe ich mich da zu verhalten?«

»Wir kennen uns nicht, und reden nur französisch mit einander. Höchstens erinnern wir uns, einander während des Schiffbruches gesehen zu haben. Jetzt aber komm', ich muß Dir den Thurm zeigen!«

Sie gingen weiter, gerade durch den Wald, und gelangten an das Felsengewirr, in dessen Mitte die Ruine des Thurmes sich erhob. Diese war von keinem bedeutenden Durchmesser und erhob sich zu einer Höhe von ungefähr vierzig Ellen. Was über diese Höhe hinausgereicht hatte, war eingestürzt. Die Thür war schmal und nicht hoch. Das runde Gemäuer zeigte unten einige schmale, schießschartenähnliche Fensteröffnungen. Oben aber ragten noch einige hohe, mächtige Pfeiler in die Luft, zum sicheren Beweise, daß sich dort Gemächer mit großen Aussichtsfenstern befunden hatten. Diese Pfeiler standen ganz ohne Stütze auf der Ruinenkante, nur durch ihre eigene Schwere gehalten.

Die beiden Männer traten ein und bemerkten, daß eine Treppe zur Höhe

führte. Dieselbe war sehr schwer zu ersteigen, denn die Stufen lagen voller Geröll, welches von oben herabgestürzt war. Dennoch arbeiteten sie sich empor. Oben angekommen, fanden sie nicht das Mindeste, welches ihnen die gehabte Mühe hätte belohnen können, und es zeigte sich auch nicht die leiseste Spur, daß dieser Ort in letzter Zeit von einem menschlichen Fuße betreten worden sei.

Sie stiegen wieder herab und untersuchten den unteren Theil des Thurmes. Auch hier lag Schutt in solcher Menge, daß es eine ungeheure Arbeit gewesen wäre, ihn wegzuräumen, um zu sehen, ob vielleicht eine weitere Treppe nach einem Keller führe.

»Die Gespenster haben sich keinen sehr bequemen Ort zur Wohnung erwählt,« meinte Fritz. »Wenn ich einmal nach meinem Tode spuken muß, so thue ich es sicher nicht ohne wenigstens ein Sopha und eine lange Pfeife. Ich bedaure sie!«

»So bedaure Dich mit ihnen!« antwortete Müller.

»Warum?«

»Weil dieser Thurm für einige Zeit Dein Wachtlokal sein wird. Auf Wohnlichkeit und Eleganz wirst Du verzichten müssen.«

»Ich nehme an, es geschieht im Dienste, und da darf man nicht wählerisch sein. Uebrigens werde ich mich sehr hüten, mich im Thurme selbst einzuquartieren. Hier giebt es nichts.

Wenn es wirklich nicht geheuer ist, so kommen die Geister von Außen herein, und darum werde ich mir da draußen ein Plätzchen suchen, von welchem aus ich den Eingang gut bewachen kann. Uebrigens sind es die ersten Gespenster, welche ich zu sehen bekomme. Ich kann sagen, daß ich mich herzlich auf sie freue.«

Müller wußte, daß diese Worte keine Unwahrheit enthielten. Fritz war ein

muthiger, unerschrockener Kerl, der weder an Gespenster, noch an den Teufel glaubte. Was er sagte, war wirklich ganz aufrichtig gemeint. Darum antwortete sein Herr:

»Das sollst Du erfahren, sobald ich es selber weiß. Jetzt aber eile; es fallen bereits die Tropfen, und der Sturm hat sich bereits erhoben!«

Sie schieden. In nicht allzu großer Ferne lagen die Häuser eines Dorfes, nach welchem Fritz seine eiligen Schritte lenkte. Müller aber schlug die Richtung ein, aus welcher sie gekommen waren, da der Thurm in fast gerader Linie nach dem Schlosse lag und ihm also wirklich den gelegentlichsten Schutz vor dem Gewitter bot.

Der Sturm begann die Bäume zu erfassen. Die Wipfel rauschten und prasselten unter seinem gewaltigen Drucke. Ein helles, scharfes Heulen pfiß schneidend durch die Luft; es lagerte sich ringsum eine dichte Dunkelheit, die nur von dem Leuchten des

Blitzes erhellt wurde. Ein fürchterlicher Donnerschlag machte die Erde erzittern, und dann war es, als habe dieser Schlag alle Wolken geöffnet.

Glücklicher Weise war Müller bereits in der Nähe des Thurmes angekommen. Er eilte zwischen den Felsen hindurch, trat ein und – wäre beinahe erschrocken zurückgewichen, denn vor ihm stand, von einem soeben niederfahrenden Blitze hell erleuchtet – Baronesse Marion.

»Entschuldigung, gnädiges Fräulein!« sagte er. »Ich wußte nicht, daß sich Jemand hier befindet.«

Sie konnten einander nicht erkennen. Das Dunkel des Wetters war hier im Thurme doppelt finster. Marion antwortete:

»Und auch ich glaubte, allein zu sein. Uebrigens haben Sie sich nicht zu entschuldigen. Der Wald steht einem Jeden offen.«

»Auch dieses Gebäude, Mademoiselle?«

»Gewiß. Warum sollen Sie nicht Schutz hier suchen dürfen, gerade so wie ich? Sind Sie naß geworden?«

»Nicht so, daß es werth sei, es zu erwähnen.«

»Auch ich bin trocken geblieben; der Thurm war ja ganz in der Nähe.«

Er ahnte, daß sie an dem Grab gewesen sei. Wie lieb mußte sie ihre Mutter haben! Die erste Stunde nach der Rückkehr galt der Ruhestätte der Todten.

»Sie waren allein im Walde?« fragte er.

»Ja,« antwortete sie. »Aber der Regen wird wohl anhaltend sein; es scheint gerathen, es uns so bequem wie möglich zu machen.«

Sein Auge hatte sich jetzt an die Dunkelheit gewöhnt, und so bemerkte er, daß sie das Tuch, welches sie um ihre Schultern trug, abnahm und auf die Treppenstufe legte, um

sich darauf zu setzen. Er blieb in ihrer Nähe stehen, indem er sich an die Mauer lehnte.

Draußen blitzte, donnerte und regnete es fort. Die beiden Menschen im Inneren des alten, verrufenen Thurmes beobachteten ein tiefes Schweigen, bis Marion endlich sagte:

»Es scheint, daß wir bestimmt sind, uns nur immer bei Sturm und Wetter zu begegnen. Das jetzige Gewitter ist allerdings nicht ganz so fürchterlich wie jenes, welches uns auf der Mosel traf.«

Was sollte er antworten? Er schwieg. Auch sie zögerte, fortzufahren, und erst nach einer längeren Pause sagte sie:

»Warum verschwanden Sie so schnell von dem Meierhofe?«

»Da ich Sie unter sicherem Schutze wußte, hatte ich keinen Grund, zu bleiben,« antwortete er.

Seine Worte hatten einen eigenthümlichen Klang, aus welchem deutlich die Absicht einer Beziehung zu hören war, die sie nicht sogleich zu errathen vermochte. Sie gab sich weiter keine Mühe, nachzudenken, sondern fuhr fort:

»Ich fand also nicht Gelegenheit, Ihnen Dank zu sagen. Erlauben Sie, daß ich dies jetzt nachhole, Herr Doctor!«

Sie streckte ihm ihre Hand entgegen, diese schöne Hand, welche von einer solchen Weiße war, daß er sie trotz des herrschenden Dunkels ganz deutlich sehen konnte. Er legte seine Hand um ihre weichen, warmen Finger; er fühlte einen kräftigen Druck; sie zog die Hand nicht sogleich wieder zurück, sondern duldete seinen leisen Gegendruck; es war, als ob ein himmlisches Fluidum aus ihrer Hand in die seinige überströme und durch seinen ganzen Körper gehe; es war ihm, als ob die dumpfe Luft des Thurmes ganz plötzlich mit erquickendem Balsam geschwängert sei, er fühlte deutlich, daß sein Arm und

seine Hand vor Wonne zitterte. Seine Finger legten sich, trotz aller Anstrengung, sich zu beherrschen, nochmals innig um die ihrigen – aber da zog sie schnell ihre Hand zurück. Zürnte sie ihm? Nein; denn im Tone ihrer Stimme lag nicht der leiseste Vorwurf, als sie jetzt sagte.

»Ich erkundigte mich natürlich nach Ihnen, konnte aber leider nicht erfahren, wer Sie sind. Zwar schien es mir, als seien Sie dem Doctor Bertrand nicht ganz unbekannt, doch war derselbe sehr wortkarg. Um so mehr war ich heute verwundert, Sie als Gouverneur meines Bruders auf Schloß Ortry zu sehen. Kannten Sie mich bereits auf dem Schiffe?«

»Ja,« antwortete er, da es ihm unmöglich war, hier eine Unwahrheit zu sagen.

»Warum ließen Sie mich nicht wissen, daß wir uns wiedersehen würden?«

»Es gab keine Gelegenheit dazu,« versuchte er, sich zu entschuldigen.

»Das mag sein,« antwortete sie mit heller Stimme. »Um so mehr freut es mich, Sie bei uns zu wissen. Ich kann natürlich noch nicht fragen, ob es Ihnen bei uns gefällt, denn Sie sind zu kurze Zeit hier; aber ich bitte Sie dringend, Kleinigkeiten zu überwinden, um der Liebe willen, welche Sie sich bei Alexander bereits erworben haben. Er hat mir mit wirklicher Begeisterung von der Probe erzählt, welcher Sie von Seiten meines Großpapa's unterworfen wurden, und dieser Letztere selbst gestand mir ein, daß Sie ein ausgezeichneter Fechter, Schütze und Reiter seien. Darum wundert es mich doppelt, daß – daß –«

Sie hielt inne, und darum sagte Müller nach einem Weilchen:

»Bitte, fahren Sie fort, gnädiges Fräulein!«

Sie folgte seiner Aufforderung, indem sie erklärte:

»Es wundert mich, daß Ihnen eine Fertigkeit fremd ist, welche fast jeder Mann besitzt.«

»Welche?«

»Diejenige des Billardspieles. Oberst Rallion erzählte nach Tische eine Begebenheit, welche dies zu beweisen scheint. Uebrigens,« fuhr sie mit erhobener Stimme fort, »sagen Sie mir doch einmal aufrichtig, warum Sie die Beleidigung dieses Herrn so ruhig hinnahmen!«

Wäre es lichter gewesen, so hätte sie sehen können, daß ein eigenthümliches Wetterleuchten über sein Gesicht ging. Er antwortete:

»Darf ich nicht bitten, mir die Antwort zu erlassen?«

»Warum?« sagte sie rasch. »Fürchten Sie sich vor ihm?«

Er schwieg. Sie sah, daß er langsam unter die Thür des Thurmes trat, obgleich der Sturm die schweren Regentropfen hereintrieb. Sie erkannte, daß er eine mächtige, innerliche Empfindung unterdrücken müsse, ehe er ihr antwortete. So blieb er lange stehen. Der Donner rollte fort; der Orcan heulte; Müller wurde vollständig durchnäßt und schien es doch nicht zu bemerken. Da wurde ihr fast ängstlich zu Muthe; sie erhob sich, berührte seinen Arm und fragte:

»Warum antworten Sie mir nicht?«

Jetzt endlich drehte er sich um; sie fühlte, daß er ihre Hand von sich schüttelte; dann sagte er:

»Weil in Ihren Worten eine größere Beleidigung lag, als in denen des Obersten. Aber pah, ich bin ja nur ein simpler Hauslehrer, welcher sein Salair bezieht!«

»Sie irren, Herr Doctor. Ich wollte Sie nicht beleidigen,« erklärte sie hastig und mit

tiefer Stimme. »Sie sind mein Retter und auch der Retter meines Bruders; wie sollte ich Sie kränken wollen! Uebrigens stehen wir uns vollständig gleichwerthig gegenüber. Nur der Zufall ließ mich von Adel sein; Sie aber haben Ihre Kenntnisse, Fertigkeiten und Erfahrungen Ihrem Fleiße zu verdanken. Der Bruder soll von Ihnen lernen; sagen Sie selbst, ob dies Ihren Werth für uns vermindern oder vergrößern muß!«

Sie hatte im dringlichsten Tone gesprochen; Müller mußte fühlen, daß ihr sehr daran lag, von ihm nicht falsch beurtheilt zu werden. Das erfüllte ihn mit Seligkeit. Sie fügte hinzu:

»Ich hatte keinen Grund zu meiner Frage, als den, Ihnen anzudeuten, daß ich mich gefreut hätte, Sie auch dem Obersten gegenüber als Mann zu sehen, als welchen ich Sie kennen lernte. Als ich mich in Gefahr befand, war er nur auf seine eigene Rettung bedacht. Als er den kleinlichen Muth hatte, Sie zu beleidigen, gingen Sie

schweigsam fort. Sagen Sie selbst, ob mir dies nicht auffallen muß!«

Sie suchte sich zu entschuldigen. Sie sagte ihm mit deutlichen Worten, daß es ihr lieber gewesen, den Obersten gehörig zurückgewiesen zu sehen. Wie wohl that dies dem Herzen Müller's! Wie entzückt war er darüber! Er hätte seine Arme um sie legen mögen, um ihr dafür zu danken, wie man der Geliebten dankt für das Glück, welches ihre Worte in das Herz des Mannes pflanzen. Er erklärte ihr:

»Ich hätte ihm nur mit der Waffe, nicht aber mit Worten antworten können!«

»Nun, warum thaten Sie das nicht?«

»Weil es für meinen Gegner keine Kleinigkeit ist, sich mit mir zu schlagen.«

Er sagte diese Worte in aller Ruhe und Bescheidenheit, sie aber fühlte und glaubte, daß sie kein fades Eigenlob enthielten. Dennoch sagte sie:

»Das ist zwar gut für Sie, darf Sie aber nicht veranlassen, sich ungestraft beleidigen und blamieren zu lassen!«

Da trat er näher an sie heran, und fragte in einem Tone, der tief eindringlich klang:

»So wünschen Sie, daß ich Ihnen den Bräutigam tödte?«

Sie wich hastig einen Schritt zurück und erkundigte sich:

»So haben Sie nur meinerwegen von einer Bestrafung des Obersten abgesehen?«

»Allerdings!«

»Das war ganz und gar nicht nöthig. Wer hat Ihnen gesagt, daß er mein Bräutigam ist?«

»Er selbst hat sich dessen öffentlich gerühmt.«

»Ah, so erkläre ich Ihnen, daß mir dieser Mann völlig unsympathisch ist, und daß Sie

ihn in Rücksicht auf mich ganz und gar nicht zu schonen brauchen. Großpapa wünscht unsere Verbindung; ich aber werde meine Hand niemals einem Manne reichen, den ich weder lieben, noch achten kann!«

Marion hielt inne und Müller erkannte, daß sie die Wahrheit gesprochen.

*

Fortsetzung 5

Nur wenige Secunden dauerte das Schweigen zwischen Müller und Marion, dann nahm Ersterer das unterbrochene Gespräch wieder auf.

»Ich danke Ihnen für Ihre Güte, Mademoiselle!« sagte er, indem sein ganzes Innere frohlockte. »Als Mann von Ehre hatte ich den Obersten zu fordern, aber er ist der Gast des Hauses, dessen Diener ich gegenwärtig bin.«

»Das thut nichts,« sagte sie in sehr bestimmtem Tone. »Kennen Sie den Großpapa?«

»Das ist noch nicht gut möglich!«

»Nun, so will ich Ihnen sagen, daß er selbst ein leidenschaftlicher Fechter und Schütze ist. Seine höchste Passion ist, einem Kampfe zuzusehen. Hätten Sie den Obersten gefordert, so hätte Großpapa

Ihnen dies nicht im Mindesten übel
genommen. Ich bin im Gegentheil
überzeugt, daß er Ihnen von Herzen gern
secundirt – o, mein Gott!«

Dieser Ruf, mit welchem sie ihre Rede
unterbrach, galt einem Blitze, welcher mit
mehr als Tageshelle die Scene erleuchtete,
und einem Donnerschlage, unter dessen
Erschütterung das alte Gemäuer des
Thurmes einzustürzen drohte. Im Scheine
des Blitzes hatte man das ganze vor dem
Thurme liegende Felsengewirr zu
überblicken vermocht, und da hatten die
Beiden eine hohe, weiße Gestalt gesehen,
welche zwischen den Felstrümmern daher
und gerade auf den Thurm zugeschritten
kam. Selbst als das blendende Licht des
Blitzes verzuckt war, sah man das lange,
weiße Gewand immer näher kommen, nicht
eilig, wie um dem Regen zu entinnen,
sondern langsam, langsam, als sei diese
Gestalt ein überirdisches Wesen, dem die
elementaren Gewalten der Erde nichts
anzuhaben vermögen.

Marion hatte, seit sie von der Treppenstufe aufgestanden war, diesen Platz noch nicht wieder eingenommen. Sie trat hart an Müller heran und sagte:

»Liama, der Geist meiner Mutter!«

Und je näher die Gestalt kam, desto ängstlicher schmiegte sich das Mädchen in die Ecke hinter der Thurmterrasse und an den Deutschen, welcher dem vermeintlichen Geiste mit eigenthümlichen Gefühlen entgegensah.

Die Gestalt kam aus der Gegend her, in welcher das Grab lag. Müller hegte keinen Gespensterglauben, doch konnte er ein gewisses Grauen nicht ganz unterdrücken, als das hohe, fremdartige Wesen unter Blitz und Donner zwischen den Felsen dahergeschwebt kam. Marion hatte sich während des Schiffbruches so unerschrocken gezeigt; jetzt aber schmiegte sie sich fester und fester an Müller an, so fest, daß er unwillkürlich den Arm um sie legte, was sie gar nicht zu bemerken schien.

Und als die Gestalt jetzt den Eingang erreicht hatte, hob das Mädchen sogar den Arm und legte denselben so fest um Müller, daß dieser das furchtsame Beben der heimlich Geliebten deutlich fühlte.

Unter der Thür wendete sich die Erscheinung um, so daß sie nach dem Walde zu stand, erhob die beiden Arme und rief mit einer tiefen, klangvollen Stimme:

»Allah, ia Allah! Im Namen des allbarmherzigen Gottes! Lob und Preis dem Weltenherrn, dem Allerbarmer, der da herrschet am Tage des Gerichtes. Dir wollen wir dienen, und zu Dir wollen wir flehen, auf daß Du uns führest den rechten Weg, den Weg Derer, die Deiner Gnade sich freuen, und nicht den Weg Derer, über welche Du zürnest, und nicht den Weg der Irrenden!«

Sie ließ die Arme sinken, trat etwas weiter zurück, und betete weiter:

»Allah ist's, der den Blitz erzeugt, und die Welten mit Regen schwängert. Der Donner verkündet sein Lob, und die Engel preisen ihn mit Entsetzen. Er sendet seine Blitze und zerschmettert, wen er will. Allah, ia Allah, akbar Allah!«

Jetzt trat sie zur Treppe und stieg dieselbe hinauf, ohne die Beiden zu bemerken, welche seitwärts hinter den Stufen standen. Und als ob ihre Worte Wunderkräfte besäßen, zuckte ein letzter Blitz auf, ein fürchterlicher Donnerschlag erscholl, und dann ward es still. Der Regen goß noch eine Minute lang hernieder, ward dann dünner und hörte rasch gänzlich auf. Die Helligkeit des Tages trat wieder ein, aber die fremdartige Erscheinung war im oberen Theil des Thurmes verschwunden.

Müller stand mit Marion noch auf derselben Stelle, eng verschlungen mit ihr. Es war ihm, als müsse er sie so festhalten für alle Ewigkeit. Er blickte ihr in das bleiche Angesicht. Sie hatte die Augen geschlossen und regte sich nicht.

»Marion!« flüsterte er leise, sich zu ihr niederbeugend.

Dieses Wort erweckte sie; es war ein unvorsichtiges Wort gewesen. Wie durfte der Hauslehrer wagen, sie, die Baronesse, so beim Namen zu nennen! Er fühlte dies, doch es war zu spät, er konnte es nicht zurücknehmen. Sie öffnete die Augen; ihr Blick traf den seinigen; es war, als ob die Flamme des seinigen den ihrigen entzünde und belebe. Eine tiefe Röthe verbreitete sich über ihr vorher leichenblasses Gesicht, und sie ließ den Arm sinken, der sich an ihm festgehalten hatte. Sie trat zur Seite, so daß er gezwungen war, auch seinen Arm von ihr zu nehmen, und fragte leise:

»Wo ist sie?«

»Dort oben,« antwortete Müller, zur Treppe deutend.

»Sie wird zurückkehren. Lassen Sie uns gehen!« bat sie.

Er schüttelte den Kopf und antwortete flüsternd zurück:

»Nein, bleiben wir. Warten wir das Ereigniß ruhig ab! Oder glauben Sie wirklich, daß es ein Geist gewesen sei?«

»Ja,« antwortete sie im Tone der innigsten Ueberzeugung. »Der Geist meiner Mutter.«

»Und wenn Sie irren?«

»Ich irre nicht!« sagte sie im bestimmten Tone.

»Haben Sie diese Erscheinung bereits einmal gesehen?«

»Noch nie; aber in der ganzen Umgegend erzählt man sich von ihr. Es ist kein Trug.«

Sie schauerte bei diesen Worten sichtbar zusammen. Er schüttelte den Kopf und sagte:

»Geister erscheinen nicht des Tages. Geister werden nicht naß; ich sah, daß der weiße

Haik, den sie nach arabischer Sitte trug,
vom Regen triefte. Und Geister beten nicht
mit lauter Stimme die Worte des Koran.«

»Aus dem Koran waren diese Worte?«

»Ja. Unter der Thür betete sie die erste Sure
des Koran, welche »die Eröffnung« genannt
wird, und das zweite Gebet war aus der
dreizehnten Sure, welche »Rad, der
Donner« heißt.«

»Sie war eine Muselmännin,« gestand
Marion. »Ich zittere vor Furcht, ich bebe
vor Entsetzen, den Geist der Mutter
gesehen zu haben. Lassen Sie uns fliehen!«

»Und wenn es nun kein Geist war, wenn es
nun ein Körper gewesen wäre?«

»Herr, lästern Sie nicht! Lassen Sie uns
gehen!«

»Bitte, bleiben Sie nur einen einzigen
Augenblick hier! Ich werde ihr folgen. Ich
muß sehen, wo sie hingekommen ist.«

»Um Gottes willen, nein! Ich habe so sehr Angst. Verlassen Sie mich nicht! Gehen Sie nicht fort von mir! Ich muß heim; ich muß zu Gott beten, damit er der Mutter die ewige Ruhe schenke. Kommen Sie!«

Sie zog ihn fort, hinaus in den nassen Wald, und er mußte ihr folgen. Als sie zwischen den Felsen dahineilten, warf sie unwillkürlich einen Blick zurück, und deutete erschrocken nach der Zinne der Ruine. Dort oben stand die weiße Gestalt mit hoch erhobenen Händen, nach Osten gewendet, wo Mekka liegt, mit dem Steine der heiligen Kaaba. Man hörte die Worte ihres lauten Gebetes herabschallen, dem Gewitter nach, welches nach Morgen zog. Hinter ihr leuchtete im Westen die untergehende Sonne, und über ihr spannte ein Regenbogen seine herrlichen Farben auf. Müller hatte das Gespenst des Thurmes gesehen, aber das Geheimniß nicht berühren dürfen.

Fortsetzung 6

Fritz stand da ganz ohne Bewegung. Er wußte gar nicht, wie ihm geschah. Eine Grafenkrone! Und diese beiden Personen sollten seine Eltern sein! Es war ihm, als hätte er einen Schlag vor den Kopf bekommen.

»Sie kennen diese Dame?« fragte er.

»Ja und nein, Monsieur,« antwortete Nanon. »Es war nämlich in Paris während einer Soiree, als mir eine sehr schöne Dame auffiel, da sie ganz in Schwarz gekleidet ging. Ich erkundigte mich, wer sie sei, und man sagte es mir. Ich habe den Namen wieder vergessen. Sie war eine Deutsche und zwar die Frau eines preußischen Generales. Ich erfuhr, daß sie stets in Schwarz gehe, weil sie den schrecklichen Verlust zweier Kinder betrauerere.«

»Die gestorben waren?«

»Nein, sie waren ihr auf einer Reise abhanden gekommen, und nicht wiederzufinden gewesen. Etwas Weiteres konnte ich nicht erfahren. Nur das sagte man mir, es sei sehr zu verwundern, daß man die Verschwundenen nicht entdeckt habe, da ihre Kleidchen gezeichnet gewesen seien und jeder der Zwillinge einen Löwenzahn an einem feinen Goldkettchen am Halse getragen habe; es sei also sehr zu vermuthen, daß ein Verbrechen vorliege.«

»Den Ort, an welchem die Kinder verloren gegangen sind, wissen Sie nicht?«

»Nein. Ich habe mit der Dame selbst gar nicht gesprochen, und das, was ich Ihnen jetzt gesagt, erfuhr ich so nebenbei, wie ja die Unterhaltung oft von Einem auf das Andere springt. Seit jener Soiree sind bereits zwei Jahre vergangen, und man sagte mir, daß die Dame wohl über zwanzig Jahre getrauert habe.«

»Wenn Sie doch den Namen wüßten, Mademoiselle!« stieß Fritz hervor.

»Ich werde ihn erfahren, ganz gewiß! Ich werde an die Freundin schreiben, welche damals die Gesellschaft bei sich gab, und den Namen der Generalin ganz sicher erfahren. Verlassen Sie sich darauf, daß ich noch heute den Brief verfassen werde!«

»Ich danke Ihnen, Mademoiselle!« sagte er. »Seit der Zeit, in welcher ich denken lernte, habe ich mich gesehnt, meine Eltern zu finden. Ich habe mitten im Wege im Schnee gelegen; ich bin also wohl verloren worden und gehöre nicht zu jenen unglücklichen, kleinen Geschöpfen, welche von ihren Eltern verleugnet und mit Absicht ausgesetzt und einer ungewissen Zukunft überantwortet werden. Ich habe mir stets gesagt, daß meine Eltern mich gegen ihren Willen verloren haben und einen immerwährenden Kummer, eine nie gestillte Sehnsucht nach mir im Herzen tragen müssen. Darum habe ich oft heiß und innig zu Gott gebetet, mich wieder mit

ihnen zusammenzuführen. Darnach, ob sie reich oder arm, vornehm oder gering sind, habe ich nie gefragt. Ja, ich gestehe Ihnen, daß es mir lieber sein würde, der Sohn eines armen, als der eines vornehmen Mannes zu sein, da ich die Bildung nicht genossen habe, welche mich befähigte, den Anforderungen einer höheren Lebensstufe Genüge zu leisten. Ich habe die Hoffnung, daß Gott mein Gebet erhören werde, niemals sinken lassen. Es ist ein schöner Kinderglaube, daß Gott seine Engel sendet, wenn er die Bitte eines Sterblichen erfüllen will; ich habe diesen Glauben stets festgehalten, und als Sie mir im Traume als Engel erschienen, da war es mir, als sei es eine Sünde, an Ihrer Sendung zu zweifeln. Jetzt nun will mir der Beweis werden, daß dieser Traum nicht zu den Schäumen gehöre. Der erste Fingerzeig nach den Eltern wird mir durch Sie. Sollte mir die Seligkeit bescheert sein, jene zu finden, so werde ich Sie als einen Boten Gottes verehren, so lange ich lebe, und bis zu meiner Todesstunde werde ich den heutigen Tag segnen, der mir die Offenbarung

gebracht hat, daß wir die Seligkeit nicht allein in der Bibel und nicht nur jenseits der Grenze dieses Erdenlebens zu suchen haben!«

Seine Worte hatten einen herzlichen, innigen Klang. Seine Augen waren mit einem Ausdruck auf sie gerichtet, wie der Betende eine Heilige oder die Madonna anschaut. Seine Lippen zuckten leise unter den Gefühlen, welche in diesem Augenblicke sein Herz erfüllten. Sie sah es; sie hörte nicht nur den seelentiefen Klang seiner Stimme, nein, sie fühlte ihn auch; er drang ihr in die heimlichsten Räume ihres Herzens hinab. Und aus diesen Räumen stieg ihr eine Regung empor, so rein und innig, so süß und traut, wie sie im ganzen Leben noch nie gefühlt hatte. Sie reichte ihm die Kette mit dem Löwenzahne hin und sagte:

»Es kann jeder Mensch ein Engel sein, wenn er dem Gebote Gottes folgt, welches Liebe und Erbarmung predigt. Ich würde sehr glücklich sein, daß Ihr Traum durch

mich in Erfüllung geht. Ich bin so gespannt auf die Antwort meiner Freundin, als ob ich selbst das verlorene Kind sei, welches seine Eltern sucht. Wo aber kann ich Sie finden, um Ihnen diese Antwort mitzutheilen?«

»Bei Doctor Bertrand, bei welchem ich ja wohne, Mademoiselle.«

»Gut. Sie sollen keine Minute auf mich zu warten haben. Jetzt aber kommen Sie, damit ich endlich den Weg nach dem Schlosse finde!«

Er hing die Kette wieder um und führte sie dann weiter. Sie erreichten bald einen gebahnten Weg, aber er verließ sie nicht eher, als bis sie sich dem Schlosse soweit genähert hatten, daß sie es sehen konnten. Da nahmen sie Abschied von einander. Ihm war es dabei, als ob er dem Schlosse das höchste, köstlichste Gut der Erde anvertraue, und sie trennte sich von ihm mit der Ueberzeugung, daß dieser Mann es werth sei, die Gunst des Schicksals in höherem Grade zu erringen, als bisher.

Als sie hinter den Bäumen und Sträuchern des Parkes verschwunden war, drehte er sich um und kehrte langsam in den Wald zurück. Es war ihm, als sei er in der letzten Stunde ein ganz anderer Mensch geworden. Dieses schöne, herrliche Wesen hatte ihn geküßt. Er fühlte den warmen, weichen Druck ihrer Lippen noch jetzt auf den seinigen. Es deuchte ihm, als sei er durch diese Berührung gefeit gegen alles Unglück des Erdenlebens, als habe er eine Weihe erhalten, die ihn berechtigte, sein Auge selbstbewußter aufzuschlagen, als bisher. Er fühlte eine Spannung in seinem Innern und Aeußeren, in seiner Seele und in seinem Körper, einen Drang, seine Kraft zu bethätigen, eine Sehnsucht nach Thaten, durch welche er der Geliebten ebenbürtig werden könne.

Der Gedanke, daß der Zahn in eine Grafenkrone gefaßt war, machte ihm gar wenig zu schaffen. Dieser Umstand konnte ein sehr trügerischer sein und gab ihm noch lange nicht die Berechtigung zu der Annahme, daß er der Sohn eines Grafen sei.

Ganz im Gegentheile, der nächste Gegenstand, welcher ihn beschäftigte, war sein Kräutersack, welchen er vergessen hatte. Er wollte ihn aber nicht liegen lassen und schritt also der Gegend wieder zu, in welcher der Ort lag, wo er mit Nanon gegessen hatte.

Dort angekommen, fand er den liegen gelassenen Gegenstand. Er hob ihn nicht sogleich auf, um sich zu entfernen, sondern er legte sich langsam wieder nieder, gerade an derselben Stelle, auf welcher er vorher gelegen hatte. Und nun stellte er sich vor, daß auch sie wieder da vor ihm auf dem Kräutersack liege. Er sah die sanften Züge ihres Gesichtes, den reinen, kindlichen Blick ihrer blauen Augen; er hörte den seelenvollen Ton ihrer Stimme und vergegenwärtigte sich jedes Wort, welches sie gesprochen hatte. Er schloß die Augen und träumte von ihr, träumte so lange, daß er fast erschrak, als er die Augen öffnete und da bemerkte, daß es bereits zu dunkeln begann.

»Sapperlot,« sagte er zu sich, »da liege ich und vergesse meine Pflicht. Ich muß ja nach dem Thurme, um dort meinen Posten zu beziehen! Vorwärts, Fritz; das Sinnen führt zu nichts; es muß gehandelt sein!«

Er erhob sich, warf den Sack auf seine Schulter und verließ den Ort.

Aber er war doch noch nicht ganz Herr seiner Gedanken, denn er schritt in ganz entgegengesetzter Richtung fort, als nothwendig gewesen wäre, um den Thurm zu erreichen. Zunächst bemerkte er seinen Irrthum nicht. Es war schnell dunkel geworden, und da ein Baum dem anderen ähnlich sieht, so war eine Täuschung leicht möglich. Nach einer längeren Zeit jedoch blieb er stehen, um sich zu besinnen.

»Was ist denn das?« fragte er sich. »Ich bin bereits eine halbe Stunde gelaufen, und müßte also schon längst irgend einen Weg erreicht und gekreuzt haben. Ich hoffe nicht, daß ich vielleicht gar im Kreise gehe,

wie es einem im Walde leicht passiren kann!«

Er ging weiter. Es wurde immer dunkler, und der Wald nahm an Dichtigkeit zu. Er konnte bald nur noch durch das Gefühl die Bäume von einander unterscheiden und mußte sich oft bücken, um unter den niedersten Aesten hinwegzukommen.

»Ja, ich habe mich richtig verlaufen,« dachte er. »Soll ich umkehren? Nein; das würde die Sache nur verschlimmern, denn den Ort, von dem ich ausgegangen bin, finde ich in dieser Finsterniß doch nicht wieder. Dieser Forst ist kein unendlicher Urwald; wenn ich immer geradeaus gehe, komme ich doch heraus. Also weiter!«

Er hielt sich immer in der nun einmal eingeschlagenen Richtung. Freilich mußte er sich fort tasten und konnte also keine raschen Schritte machen. So war er weit über eine Stunde gewandert, als sich plötzlich der Wald, gerade als er am dichtesten schien, öffnete, und den mit

Sternen besetzten Himmel sehen ließ. Fritz blieb stehen, um sich zu orientiren.

Sonderbar! Gerade vor ihm, keine zwanzig Schritte entfernt, erhob sich eine hohe, dunkle Masse, so compact und lückenlos, daß sie keine Bäume sein konnte. Er ging darauf zu und betastete sie. Es war eine steinerne Mauer, welche er fühlte. Er blickte an ihr empor, gegen den Sternenhimmel und gewahrte da, daß ihre obere Linie höchst unregelmäßig lief. Hier und dort hoch auf der Erde liegendes Geröll belehrte ihn, daß er wahrscheinlich vor einer Ruine stehe. Die Ruine des Thurmes aber war es nicht; das wußte er gewiß.

Das Gemäuer war sehr hoch und schien sich auch nach rechts und links weit hinzuziehen, er vermuthete, daß es die hintere Wand eines einst sehr ausgedehnten Bauwerkes sei. Er wendete sich zur Seite und schritt an der Mauer hin. Der umherliegende Schutt machte ihm das Gehen schwer, und er erreichte die Ecke, ohne einen Eingang oder eine sonstige

Oeffnung bemerkt zu haben. Jetzt bog er um die Ecke. Ein Blick gegen den Himmel belehrte ihn, daß das Gebäude hier eine größere Höhe habe. Es zeigte mehrere übereinanderliegende Fensterreihen, welche aber kein einziges Glas mehr zu enthalten schienen.

Hier auf dieser Seite schien das Mauerwerk besser erhalten zu sein, denn auf dem Boden lagen keine Trümmer, und nur zuweilen stieß sein Fuß an einen herabgefallenen Steinbrocken, sonst aber fühlte er nichts als weiches Gras, welches seine Schritte fast unhörbar machte. So war er eine bedeutende Strecke diesseits an der Mauer hingegangen, als es ihm war, als ob er nahende Schritte hörte. Sofort sprang er von der Mauer fort und links hinüber unter die Bäume, wo er nicht mehr bemerkt werden konnte.

Er sah sehr bald, daß er sich nicht getäuscht habe, denn kaum hatte er sich unter die Bäume niedergeduckt, als er drei Gestalten bemerkte, welche näher kamen, gerade

daher, von woher auch er gekommen war.
Vorher hatte er nur den Schall ihrer Schritte
gehört, jetzt aber vernahm er auch ihre
Stimmen, denn sie sprachen miteinander.

»Heute hätte ich nicht erwartet, das Zeichen
auf der Linde zu sehen,« sagte der Eine.

»Es muß eine außerordentliche
Veranlassung sein, welche den Alten treibt,
uns zusammenkommen zu lassen,«
bemerkte der Andere.

»Ich vermuthe diese Veranlassung,« meinte
der Dritte.

»Nun, was mag es sein?«

»Der Alte hat vornehmen Besuch
bekommen. Ich war in Thionville und sah,
daß er Besuch abgeholt hatte. Er saß mit
zwei Herren im Wagen, und mehrere
Diener folgten in der zweiten Kutsche. Das
steht jedenfalls in Beziehung zu unserer
Versammlung.«

Damit waren sie vorübergeschritten, und Fritz konnte nichts weiter verstehen. Aber er hatte doch so viel gehört, daß hier eine geheime Zusammenkunft abgehalten werden sollte. Er hielt es für wichtig, mehr über dieselbe zu erfahren. Darum versteckte er seinen Sack unter eine junge Buche, deren niedere Aeste sich fast bis zum Boden erstreckten, so daß man ihn, zumal jetzt bei Nacht, nicht entdecken konnte. Sodann fühlte er in die Taschen, um sich zu überzeugen, daß er seine Waffen noch bei sich habe, und nun trat er unter den Bäumen hervor und folgte den drei Männern, natürlich leise und vorsichtig, um nicht bemerkt zu werden.

Es gelang ihm, ihnen so nahe zu kommen, daß das Geräusch ihrer Schritte an sein Ohr drang, aber sich ihnen noch weiter zu nähern, hielt er nicht für rathsam.

Er war ihnen nur eine kleine Strecke gefolgt, so hörte er einen Anruf, auf welchen drei Stimmen ganz dieselbe Antwort zu geben schienen. Im nächsten

Augenblicke waren die Schritte verklungen;
er konnte sie trotz allen Lauschens nicht
mehr vernehmen.

Was war das? Stand hier ein Posten, eine
Schildwache?

Er glitt ganz leise vorwärts. Er hörte vor
sich ein leises Räuspern und hielt an. Eine
breite, dunkle Stelle in der Mauer des
Gebäudes ließ ihn vermuthen, daß sich hier
ein Thorweg befinde. Unter diesem stand
jedenfalls der Mann, welcher soeben einen
Hustenreiz unterdrückt hatte. Fritz trat
wieder hinüber unter die Bäume und glitt
da vorwärts, bis er sich dem Thore
gegenüber befand.

Hier nun sah er eine tiefe, breite
Durchfahrt, in deren hinterem Theile das
Licht einer Blendlaterne einen Schein
verbreitete, welcher eher im Stande war, die
Finsterniß noch dichter erscheinen zu
lassen, als sie zu erhellen. Diese Durchfahrt
war mit keinem Thore versehen, und gegen
den Schein der Blendlaterne zeichnete sich

die Gestalt eines Mannes ab, welcher im Eingange stand und mit einem Gewehre bewaffnet war.

Fritz hatte diese Beobachtungen kaum gemacht, als er wieder Schritte hörte. Sie kamen von der anderen Seite her. Es war ein Mann. Als er das Thor erreichte, fragte die Wache:

» *Qui vive* – Wer da?«

» *Un défenseur de la France* – ein Vertheidiger Frankreichs,« lautete die Antwort.

» *Il passe* – er kann passiren!«

Auf diesen Bescheid des Postens trat der Mann ein, durchschritt die Durchfahrt, und verschwand dann im Dunkel des hinter ihr liegenden Raumes.

Fritz fragte sich, was nun zu thun sei. Er war sich sehr im Zweifel darüber.

»Das Beste ist, zu fragen, was mein Rittmeister, oder vielmehr mein Doctor Müller, jetzt an meiner Stelle thun würde,« sagte er zu sich. »Es handelt sich um eine geheime Zusammenkunft, welche jedenfalls hochpolitischer Natur ist. Um etwas Näheres über sie zu erfahren, muß man sie belauschen, und um sie zu belauschen, muß man eintreten. Das ist zwar unter allen Umständen verteufelt gefährlich, aber ich bin überzeugt, daß der Herr Rittmeister es wagen würde. Warum du nicht also auch, Fritz? Erwischen sie mich, nun, so hatte ich mich verirrt, und war vor Ermüdung in dieser Ruine eingeschlafen. Die Hauptsache ist, zu erfahren, ob die Parole, welche ich soeben gehört habe, für Alle gilt. Ich werde dies also abwarten.«

Er setzte sich nieder und wartete. Es kamen in kurzer Zeit von rechts und links mehrere Leute, welche alle in der Weise angerufen wurden und auch genau so antworteten, wie er vorhin gehört hatte. Da trat er also, kurz entschlossen, unter den Bäumen hervor und

schritt auf den Eingang zu, als ob er die Localität ganz genau kenne.

» *Qui vive* – Wer da?« frug der Posten.

» *Un défenseur de la France* – ein Vertheidiger Frankreichs,« antwortete er.

» *Il passe* – er kann passiren!« lautete der Bescheid.

Fritz trat ein, schritt durch den Gang, bei der Laterne vorbei und befand sich nun, wie er bemerkte, in einem großen, viereckigen Hof, der rings von hohen Gebäuden umgeben zu sein schien. Mauern konnten es nicht sein, welche das Viereck bildeten, denn diese wären nicht so hoch gewesen, und zudem war es ihm ganz so, als ob er zahlreiche dunkle Fensteröffnungen erkenne. Und bei weiterer Aufmerksamkeit bemerkte er, daß an den vier Ecken das dunkle Mauerwerk höher emporragte, als an den Seiten.

Er beschloß daher, zunächst den Hof zu umschleichen, um sich zu orientiren. Während er dies that, überzeugte er sich, daß an jeder Ecke einst ein Thurm gestanden hatte. Alle vier waren mit einem schmalen Eingang versehen. So groß das Viereck aber auch war, und so viele Fenster es auch hatte, keines derselben war erleuchtet.

Wohin gingen alle die Leute, welche er auch jetzt noch kommen hörte? Er beobachtete sie und bemerkte, daß sie im Eingange eines dieser Thürme verschwanden. Ganz tief unten in diesem Eingange sah er ein Licht glänzen.

Gab es da unten auch eine Parole, eine Losung? Das mußte er erfahren. Er legte sich hart am Eingange, dicht an der Mauer, auf den Boden und wartete. Nach einer Weile kam Einer dahergeschritten. Während er eintrat, fiel der Lichtschein auf sein Gesicht, und da bemerkte Fritz, daß der Mann eine schwarze Maske trug.

Er horchte. Als der Mann mehrere Schritte gegangen war, ertönte die Frage:

» *La légitimation?*«

» *Je meurs pour la patrie* – ich sterbe für das Vaterland!« antwortete er.

» *Avance* – gehe weiter!«

Fritz blieb noch eine Weile liegen und beobachtete, daß alle Ankommenden diese schwarze Maske trugen. Es waren auch immer dieselben Worte, mit denen sie angerufen wurden, und welche sie antworteten. Dann verschwanden sie im Hintergrunde.

»Ach, wenn ich auch eine Larve hätte, so wäre Alles gut. Es ist fast gewiß, daß die Maske gar nicht abgelegt wird, damit sich die Verschwörer nicht untereinander erkennen. Das würde mir meine vollständige Sicherheit garantiren. Aber, beim Teufel, ist es denn so ganz unmöglich, sich ein solches Ding zu verschaffen? Pah!

Ich nehme einen dieser Kerls bei der Gurgel, dann habe ich ja sogleich das, was ich brauche.«

Gesagt, gethan. Er erhob sich und huschte etwas weiter zurück, so daß er gerade in die Mitte zwischen dem Hauptthore und dem Thurme kam. Dort duckte er sich nieder und wartete. Bereits nach wenigen Augenblicken kam ein Mann. Fritz ließ ihn vorüber, erhob sich aber schnell hinter ihm, faßte ihn mit beiden Händen an der Gurgel und drückte ihm dieselbe so fest zusammen, daß der Mann keinen Laut ausstoßen konnte. Er sank auf den Boden nieder und blieb da lang ausgestreckt liegen. Fritz faßte ihn an und trug ihn in die entfernteste Ecke. Dort untersuchte er ihn. Der Mann trug eine Blouse, wie dort gebräuchlich, welche mit einem Gürtel um die Hüften befestigt war. Fritz nahm den Letzteren und zerschnitt ihn in drei lange Riemen, mit denen er die Arme und Beine des Mannes in der Weise fesselte, daß sich derselbe nicht regen konnte. Dann nahm er ihm die Maske vom Gesicht, und steckte

ihm sein eigenes Taschentuch in den Mund, so daß es ihm unmöglich war, um Hilfe zu rufen, falls er erwachte. Die Maske band er nun sich selbst vor, und schritt dem Thore zu.

Er gestand sich selbst ein, daß es ein höchst gefährliches Wagestück sei, welches er unternahm, aber der muthige Unterofficier bebte vor Nichts zurück; es galt ja, dem Vaterlande und seinem Rittmeister einen Dienst zu erweisen. Ueberdies hatte das Zusammentreffen und die Unterredung mit Nanon ihn in eine Art von Begeisterung versetzt. Sie hatte ihm gesagt, daß er befähigt sei, höhere Ziele zu erreichen. Diese Worte klangen ihm noch jetzt im Ohre, und, um sie zu bewahrheiten, mußte er Thaten vollbringen; durch Träumereien erreicht man niemals einen Zweck.

Er trat beherzt im Thurme ein und schritt auf das Licht zu. Dort stand abermals ein Posten, welcher mit einem Gewehre bewaffnet war. Er hielt ihm dasselbe entgegen und fragte:

» *La légitimation?*«

» *Je meurs pour la patrie* – ich sterbe für das Vaterland,« antwortete Fritz. Und damit hatte er ja keine Unwahrheit gesagt, er bewies ja durch seine gegenwärtige Kühnheit, daß er bereit sei, für sein Vaterland das Leben zu wagen. Freilich war bei ihm unter Vaterland nicht Frankreich, sondern Deutschland zu verstehen.

» *Avance* – gehe weiter!«

Bei diesen Worten nahm der Posten sein Gewehr zurück und ließ Fritz passiren.

Dieser befand sich jetzt in einem engen Gange, der in gewissen Entfernungen von Lampen erleuchtet war. Dieser Gang endete an einer Treppe, welche in die Tiefe führte. Fritz stieg hinab und gelangte in einen ähnlichen Gang, welcher an einer Thür endete, welche nur angelehnt war. Er öffnete, und befand sich in einem großen, unterirdischen Saale, in welchem sich bereits mehrere hundert Menschen

befanden, welche alle maskirt waren. Der Raum war von mehreren großen Leuchtern ziemlich gut erhellt. An der hintersten Wand gab es eine Erhöhung, auf welcher mehrere Stühle standen.

Die Anwesenden verhielten sich vollständig schweigsam. Sie standen wortlos Einer neben dem Anderen und erwarteten bewegungslos, was da kommen werde.

Nach und nach kamen immer mehr, so daß sehr bald der Saal vollständig gefüllt war. Jetzt trat einer der Anwesenden zur Thür, zog einen riesigen Schlüssel hervor und verschloß sie. Beim Kreischen des alten Schlosses durchschauerte es den Deutschen. Es war ihm, als ob er sich in eine hoffnungslose Gefangenschaft begeben habe.

Kaum war der Eingang verschlossen, so ertönte eine Glocke, und im Hintergrunde öffnete sich eine zweite Thür. Drei Männer traten herein und bestiegen die Erhöhung. Zwei von ihnen nahmen auf den Stühlen

Platz, der Dritte aber blieb stehen. Unter seiner schwarzen Halbmaske blickte ein großer, eisgrauer Schnurrbart hervor. Wer den alten Capitän von Schloß Ortry nur ein einziges Mal gesehen hatte, der konnte gar nicht im Zweifel darüber sein, daß er es war, der dort auf dem Podium stand.

Die Glocke ertönte abermals, und der Alte erhob die Hand, zum Zeichen, daß er sprechen wolle.

»Ich habe heute das Zeichen zur Versammlung gegeben,« begann er, »um Euch zu sagen, daß endlich die Zeit gekommen ist, zur That zu schreiten. Diese That erfordert Vorübungen, und so habe ich den Entschluß gefaßt, Euch die Waffen —«

Er hielt plötzlich inne und lauschte. Er und alle Anwesenden hatten drei rasche Schläge gehört, welche am vorderen Eingang geschahen. Die Schläge wiederholten sich, und sogleich ließ sich eine außerordentliche Unruhe unter der Versammlung bemerken.

Der Posten, welcher am Haupteingange stand, hatte nämlich geglaubt, seiner Pflicht genügt zu haben und sich, als seiner Meinung nach der letzte Mann eingetreten war, nach dem Hofe begeben wollen, als noch Einer erschien. Dieser wurde von ihm angeredet wie die Anderen und gab die vorgeschriebene Antwort. Er mußte also eingelassen werden. Aber der Posten schüttelte den Kopf.

»Sollte ich mich verzählt haben?«
murmelte er. »Es ist Einer zu viel. Ich werde, um sicher zu sein, doch nach dem Thurme gehen, um mich zu erkundigen.«

Er trat in den Hof. Er war gewiß mißtrauisch geworden, und das Mißtrauen schärft unter solchen Umständen die Sinne. Er blieb stehen, um zu horchen, und da war es ihm, als ob er ein unterdrücktes, angstvolles Stöhnen vernehme.

»Was ist das?« fragte er sich. »Das klingt ja gerade so, als ob Einer ersticken oder

abgewürgt werden solle. Die Töne kommen von dort herüber.«

Er nahm sein Gewehr in Anschlag und schritt der Richtung entgegen, die er angegeben hatte. Er kam so in die dem Versammlungsthorne gegenüberliegende Ecke. Das Stöhnen war, je näher er kam, immer vernehmlicher geworden, und nun sah er eine dunkle Masse vor sich liegen, welche diese Töne ausstieß. Er bückte sich vorsichtig nieder und erkannte, daß es ein Mensch war, der am Boden lag.

»Alle Teufel, wer ist das?« fragte er.

Ein abermaliges Stöhnen antwortete. Es schien aus der Nase des Daliegenden zu kommen. Der Posten bückte sich nieder, um diesen zu betasten.

»Ah, gefesselt und gar geknebelt!« sagte er.
»Warte einmal!«

Er zog dem Manne das Tuch aus dem Munde, welches nicht verhindert hatte, daß

dieser durch die Nase wimmern konnte,
und fragte ihn:

»Bist Du ein Bruder?«

»Mein Gott, ja,« lautete die Antwort, »ein
Vertheidiger Frankreichs.«

»Das stimmt. Aber nun sage auch das
Paßwort! Wie lautet die Legitimation?«

»Ich sterbe für Frankreich!«

»Richtig! Aber wie bist Du denn zum
Teufel in diese Lage gekommen?«

»Das werde ich Dir erzählen; nur löse mir
vorher die verdamnten Fesseln!«

»Werde mich wohl hüten! Erst muß ich
mich überzeugen, ob ich es auch darf.«

»Nun,« erzählte der Andere, »ich war an
Dir vorüber und ging nach dem Thurme; da
faßte mich Jemand von hinten und drückte
mir den Hals so fest zusammen, daß ich die
Besinnung verlor. Als ich wieder zu mir

kam, lag ich gefesselt und geknebelt hier in der Ecke. Glücklicher Weise konnte ich durch die Nase stöhnen. Du hast das gehört. Eile, um anzuzeigen, daß ein Verrath im Werke ist!«

»Donnerwetter, das genügt, um Dich zu erlösen! Aber wo ist Deine Maske?«

»Sie ist mir jedenfalls von Dem, welcher mich würgte, abgenommen worden.«

»Ah, er hat keine mitgehabt und brauchte sie, um in die Versammlung zu kommen. Das ist ein muthiger, ein gefährlicher Mensch; der muß festgenommen werden!«

Er löste die Riemen, und nun eilten die Beiden nach dem Thurme. Dort erkannten die beiden Posten beim Scheine des Lichtes den gefesselt Gewesenen. Es war ein Bewohner der Umgegend, gegen den man kein Mißtrauen haben konnte.

»Gehe heim,« sagten sie, »damit die Anderen Dich nicht erkennen, da Du jetzt

keine Maske mehr hast. Wir werden sogleich Anzeige machen.«

Während er sich entfernte, eilten sie durch Gänge und Treppen hinunter und gaben an der verschlossenen Thür durch drei Schläge das Zeichen, welches für solche Fälle vereinbart worden war. Der alte Capitän hielt also in seiner Rede inne, und als die Schläge sich wiederholten, eine Täuschung also nicht möglich war, gebot er:

»Ich befehle, ruhig zu bleiben. Eine Gefahr für Euch giebt es nicht!«

Er stieg von der Erhöhung herab und durchschritt den Saal, um nach dem Eingange zu gelangen. Derselbe Mann, welcher die Thür vorhin verschlossen hatte, öffnete ihm dieselbe und ließ ihn hinaus. Keiner der Anwesenden sprach ein Wort, obgleich sich alle jedenfalls in der außerordentlichsten Spannung befanden.

Fritz hatte einen Platz gerade in der Mitte der einen Mauerseite gefunden. Es war ihm

nicht wohl zu Muthe. Sollte er fliehen, jetzt, wo der Eingang geöffnet war? Er hätte draußen jedenfalls einen Kampf zu bestehen gehabt und wäre sicher von der ganzen Versammlung verfolgt worden. Uebrigens war es ja noch gar nicht gewiß, daß diese Störung sich auf ihn bezog: sie konnte ja eine ganz andere Veranlassung haben. Er beschloß also, zu warten, dachte aber unterdessen nach, auf welche Weise er sich retten könne, wenn man wirklich entdeckt habe, daß sich ein fremder Eindringling im Saale befinde.

Er mußte sich sagen, daß der Eingang in diesem Falle ganz sicher verschlossen werde. Vielleicht aber blieb die Thür unverschlossen, durch welche die Drei eingetreten waren, welche die Dirigenten dieser Zusammenkunft zu sein schienen.

Wie aber diese Thür erreichen, ohne aufgehalten zu werden? Er blickte sich im Saale forschend um und machte eine Entdeckung, welche ihn mit innerer Freude erfüllte. Die vier Leuchter nämlich, welche

den Raum erhellten, hingen an Schnuren, welche oben an der Decke hinliefen, und sich dann an der Seitenmauer an einen Nagel vereinigten, welcher kaum drei Schritte von Fritz entfernt war. Das war ein höchst günstiger Umstand für ihn. Er schob sich also, während der alte Capitän sich draußen von den Posten informiren ließ, ganz langsam an der Mauer hin, so daß man seine Absicht gar nicht bemerken konnte, und kam auch glücklich so zu stehen, daß er den Nagel mit einem schnellen Griff erreichen konnte.

Ein anderer Umstand mußte ihm eben so günstig werden, nämlich der, daß die meisten Anwesenden gerade so wie er selbst, mit blauen Blousen bekleidet waren.

Da endlich trat der Alte wieder ein. Auf seinen Wink wurde die Thür sorgfältig wieder verschlossen, und die beiden Posten, welche mit ihm eingetreten waren, pflanzten sich mit ihren Gewehren vor derselben auf. Er schritt auf das Podium zu

und erklärte, als er auf demselben Platz genommen hatte:

»Ich verlange, daß Niemand seinen Platz verläßt! Es ist ein Verräther unter uns. Einer der Unserigen ist droben im Hofe meuchlings überfallen und so gewürgt worden, daß er die Besinnung verloren hat. Man hat ihn gefesselt und geknebelt und ihm die Maske abgenommen. Der Thäter befindet sich unter uns, denn im Gange ist die Zahl der Unserigen richtig gewesen, während am Thore einer zu viel gewesen ist.«

Er machte eine Pause, welche von keinem Laute unterbrochen wurde, und fuhr dann fort:

»Ich habe bisher Gründe gehabt, Vorkehrungen zu treffen, daß Keiner von Euch den Anderen kennt; darum gebot ich, daß ein jeder in Maske erscheine. Diese Gründe bestehen auch heute noch; ich kann also nicht verlangen, daß sich die Versammlung demaskire; aber ich kenne

einen jeden Einzelnen genau. Es mag einer nach dem Anderen herbeikommen und hier bei mir seine Maske lüften; der Verräther wird sicher entdeckt und unschädlich gemacht. Tretet in geordneten Reihen zusammen; damit kein Irrthum entsteht, mag ein jeder seinen Nachbar beaufsichtigen, daß es dem Fremden nicht gelingt, sich unter Diejenigen zu stellen, welche sich hier bei mir als Brüder ausgewiesen haben!«

In Folge dieses Befehles entstand eine Bewegung im Saale, welche dem Deutschen Gelegenheit gab, seinen Vorsatz auszuführen. Während die Anwesenden sich Mühe gaben, in Reihe und Glied zu gelangen, erhob er mit einer gedankenschnellen Bewegung den Arm – ein kräftiger Ruck, und der Nagel fuhr aus der Wand. In demselben Augenblicke stürzten sämmtliche vier Lampen von der Decke herab auf die Köpfe der sich darunter Befindenden. Die Lampen waren mit Petroleum gefüllt. Die Schirme und Cylinder zerbrachen auf den Köpfen; das

Oel ergoß sich über sie; einer der Ballons explodirte; da, wo dies geschah, zischte eine grelle Flamme empor, während übrigens tiefes Dunkel herrschte. Diese Flamme ergriff die Kleider der Verletzten. Angstvolle Rufe erschollen; eine ungeheure Verwirrung entstand. Mit den geordneten Reihen war es aus.

» *Sauve qui peut* – rette sich, wer kann!«
riefen hundert Stimmen.

Bei der Menge der Anwesenden standen diese dicht gedrängt. Diejenigen von ihnen, deren Kleider in Brand gerathen waren, brüllten vor Angst und Schmerz; die Anderen suchten, aus ihrer Nähe zu kommen, um nicht auch von der Flamme ergriffen zu werden. Man drängte nach der Thür. Der Capitän sah ein, daß Mord und Todtschlag entstehen werde, wenn er die Versammlung zwingen, hier zu bleiben. Er rief also dem Posten zu:

»Oeffnet den Eingang, rasch, rasch! Der Verräther mag lieber entkommen!«

Die Thür wurde aufgeschlossen, und nun entstand dort ein förmliches Gebalge, da ein Jeder der Erste sein wollte, welcher der Gefahr entrann. Nur einige wenige Besonnene drängten sich zu den Brennenden, um ihnen beizustehen, und womöglich die Flammen zu löschen.

Fritz hatte zunächst die Absicht gehabt, sich, sobald die Lampen stürzten, nach der Thür zu retiriren, durch welche der Alte eingetreten war; er wußte zwar nicht, wohin sie führte, aber sie gewährte wenigstens die Hoffnung auf irgend einen Rettungsweg; er gab aber natürlich die Absicht sofort auf, als er den Befehl des Alten hörte, die Thür zu öffnen. Da war ja nun Alles gut; da war ja nun jede Gefahr vorüber. Er schloß sich also Denen an, welche die Kraft ihrer Ellenbogen in Anwendung brachten, um rasch aus dem Saale zu kommen.

Der Capitän hatte kaum den soeben erwähnten Befehl gegeben, so erhob sich der eine seiner Begleiter und sagte im Tone des Vorwurfes:

»Aber den Menschen sollten Sie auf keinen Fall entkommen lassen!«

Es war die Stimme des Grafen Rallion, welcher heute mit Lemarch nach Ortry gekommen war. Der Dritte war sein Sohn, der Oberst. Die grauen Schnurrbartspitzen des Capitäns zogen sich in die Höhe, so daß man sein gelbes Gebiß sehen konnte.

»Keine Sorge!« antwortete er. »Folgen Sie mir rasch, meine Herren!«

Er sprang vom Podium und zu der hinteren Thür hinaus; die anderen Beiden folgten. Die Thür wurde verschlossen. Hinter ihr lief ein Gang weiter fort, aber es führte auch eine schmale Treppe empor. In einer Nische stand eine Lampe. Der Capitän ergriff sie und eilte die Treppe hinauf. Sie führte zu einer Steinplatte, welche der Alte zur Seite schob. Beim Scheine des Lichtes sahen die beiden Rallion's, daß sie sich in einem öden Gemache befanden, welches drei Fenster hatte, welche aber ohne Glas

und Rahmen waren. Der Capitän blies die Lampe aus und sagte:

»Rasch durch das Fenster hinaus in den Hof und nach dem Thore! Wir kommen eher als die Anderen. Ich habe ein besonderes Paßwort für den Ausgang; es heißt »Buonaparte«. Jeder, welcher fort will, muß es sagen. Wer es nicht weiß, ist der Mann. Damit es schneller geht, helfen Sie mir Beide!«

Ein Sprung durch das nicht sehr hoch liegende Fenster brachte sie auf den Hof, und eben als die ersten der Verschworenen aus dem Thurme traten, hatten die Drei das Thor erreicht, wo sie sofort Posto faßten.

»Halt!« rief der Alte den herbeiströmenden Menschen entgegen. »Ein jeder hat das Ausgangswort einem von uns Dreien zu sagen, aber so leise, daß es der Spion nicht hören kann. So fangen wir ihn doch! Vorwärts!«

Fritz befand sich unter den Vordersten. Wäre er jetzt umgekehrt, so hätte er Verdacht erweckt; man hätte ihn sicher sogleich ergriffen. Er griff in die Tasche, zog sein Messer, und ließ sich von den hinter ihm Stehenden ganz willig vorwärts schieben. Bereits hatten Mehrere das Paßwort gesagt und also gehen dürfen, da kam er vor den alten Rallion zu stehen. Er wollte sich an diesem vorüberdrängen, aber der Graf faßte ihn.

»Halt, Mann, das Wort!« gebot er.

Fritz beugte sich an sein Ohr, als ob er es ihm zuflüstern wolle, versuchte aber dabei, sich durch einen raschen Ruck los zu reißen. Der Graf jedoch hatte Verdacht gefaßt, hielt ihn bei der Blouse fest und rief:

»Das ist er. Haltet ihn – haltet ihn!«

Sein Sohn, der Oberst, streckte sofort beide Hände nach Fritz aus, ließ sie aber mit einem lauten Aufschrei sinken, denn das

Messer des Deutschen war ihm quer über das Gesicht gefahren. Ein Stich in die Hand des Grafen zwang diesen, die Blouse fahren zu lassen, und somit war Fritz frei.

Obgleich sich die Hände Aller nach ihm ausstreckten, gelang es doch Keinem, ihn wieder zu fassen. Er sprang davon und in den Wald hinein.

»Ihm nach!« kommandirte der alte Capitän.

Jetzt war vom Paßworte keine Rede mehr, denn Alles stürmte durch das Thor und dem Flüchtigen nach. Dieser aber hatte nicht die mindeste Angst vor seinen Verfolgern. Es galt nur, seinen Kräutersack in Sicherheit zu bringen; denn fand man diesen, so konnte leicht errathen werden, wer der Spion gewesen sei. Er sprang also mit weiten Sätzen an der Mauer hin und dann unter die Bäume hinüber, riß den Sack unter der Buche hervor, und eilte noch einige Schritte tiefer in den Wald hinein. Dann aber sagte er sich, daß jedes Geräusch die Franzosen auf seine Fährte bringen müsse; er kroch also in ein vor ihm liegendes

Dickicht hinein und verhielt sich da ganz ruhig.

Er hörte die Schritte der Verfolger und ihre Rufe. Einige Male war man ihm ziemlich nahe, bald aber lag der Wald in ununterbrochener Ruhe da. Doch war er vorsichtig genug, an seiner Stelle liegen zu bleiben. Er legte sich den Sack unter den Kopf, streckte sich so bequem, als die Sträucher es gestatteten, aus, und dachte, seine Lage überlegend:

»Wo bin ich? Was für ein altes Gemäuer ist diese Ruine? Das muß ich wissen. Wenn ich ausreiße und fortlaufe, bis ich aus dem Walde hinauskomme, weiß ich dann nicht, wo ich gewesen bin. Darum bleibe ich liegen bis morgen Früh und sehe mir das Ding bei Tageslicht an.«

Er athmete einige Male tief auf und fuhr dann fort:

»Es war eine verteilte Suppe, die ich mir da eingebrockt hatte. Ich glaube sicher,

diese Kerls wären mir an's Leben gegangen. Und was habe ich davon? Nichts, gar nichts! Der Alte hatte ja kaum die Rede angefangen. Hätte er sie vollenden können, so wüßte ich, was man eigentlich bezweckt. Das ist dumm, sehr dumm. Wer muß nur der alte Schnurrbart sein? Zwei sind verwundet, der Eine in die Hand und der Andere über das Gesicht herüber. Auf diese Weise kann ich ihn wieder erkennen. In die Brust wollte ich ihn nicht stechen, denn ein Menschenleben schont man so lange, als es nur immer geht!« — —

Müller hatte während des ganzen Tages an den Maler denken müssen, der so unvorsichtig gewesen war, sich nach dem Rittmeister von Königsau zu erkundigen. Er hatte am Nachmittage mit Alexander einen Spaziergang gemacht und dann sein Abendessen allein auf seinem Zimmer verzehrt. Als dieses geschehen war, verlöschte er seine Lampe und wartete. Er wußte, daß der alte Capitän mit den beiden Rallion's ausgegangen war und wollte ihre Zurückkunft vorüberlassen, ehe er

ausführte, was er sich vorgenommen hatte; denn es galt, von dem Alten nicht überrascht zu werden.

Es verging die Zeit, und er wurde unruhig. Der Capitän war mit seinen Begleitern nach dem Eisenwerke gegangen; die dort festgesetzte Arbeitszeit war bereits verflossen, und er konnte von seinem Fenster aus sehen, daß man alle Lichter verlöscht hatte. Wo blieben die drei Männer? Jedenfalls hatten sie die heimlichen Niederlagen aufgesucht, um sie einer Inspection zu unterwerfen. Wo befanden sich diese Niederlagen? Es gehörte zur Aufgabe Müller's, dies ausfindig zu machen. Aber konnte er es entdecken, wenn er hier sitzen blieb, um ihre Rückkehr zu erwarten? War es nicht vielleicht besser, in den geheimen Gang einzudringen, in welchem sie sich befanden?

Uebrigens hatte er es sich vorgenommen, den Maler zu belauschen. Er kannte ja die Einrichtung des Zimmers, welches dieser

bewohnte; er hatte ja da den Alten als Mörder des Fabrikdirectors beobachtet. Vielleicht war es möglich, über die Person und die Absichten dieses sogenannten Herrn Haller etwas Näheres in Erfahrung zu bringen.

Wartete er noch länger, so ging dieser vielleicht schlafen, und dann war nichts zu erlangen. Er erhob sich also von seinem Sitze, auf welchem er still und im Dunkeln gesessen hatte, und lauschte zum Fenster hinaus. Es herrschte überall die größte Ruhe und Stille. Er wagte es also, seinen Gang anzutreten.

Er traf dieselben Vorbereitungen wie vorher. Er legte den Buckel ab, verkleidete sich, und steckte die beiden Revolver und die Blendlaterne in die Tasche. Dann stieg er zum Fenster hinaus, glitt über das Dach und kletterte am Blitzableiter hinab. Als er am Zimmer des Alten vorüber kam, war es in demselben vollständig dunkel.

In dem Augenblicke, als er den Fußboden erreichte, legte sich eine Hand auf seine Schulter. Er drehte sich blitzschnell um und griff nach seiner Waffe.

»Pst, keine Sorge!« flüsterte es. »Ich thue Ihnen nichts; ich will nur mit Ihnen sprechen.«

»Wer sind Sie?« fragte Müller.

»Das werden Sie erfahren. Kommen Sie.«

Der Mann sprach nicht den Dialect der hiesigen Gegend, sondern den des südlichen Frankreichs. Soweit ihn Müller bei der herrschenden Dunkelheit erkennen konnte, trug er weite Hosen, welche bis an die Knie reichten, eine Jacke, einen Gürtel und auf dem Kopfe ein Fez; er ging also ganz ähnlich wie die Zuaven gekleidet.

»Sind Sie vielleicht Militär?« fragte Müller.

An meiner Heimath trägt jeder Mann die Waffe,« antwortete der Fremde.

»Also Zuave oder Türke, nicht wahr?«

»Nein. Aber kommen Sie!«

Müller hielt es für gerathen, mit dem geheimnißvollen Manne zu gehen. Wer war er? Was wollte er? Hing seine Anwesenheit mit den Heimlichkeiten dieses Schlosses zusammen? Fast schien es so. Vielleicht konnte man von ihm etwas erfahren.

Der Fremde schritt geradeaus vom Schlosse ab, hinaus nach den Feldern. Dort angekommen, hielt er an einem Rain inne, setzte sich ohne Umstände nieder und sagte:

»Setzen Sie sich; es redet sich so besser!«

Müller folgte dieser Weisung und wartete gespannt auf das, was er hören werde.

»Wer sind Sie?« fragte der Fremde.

»Warum fragen Sie?« gegenfragte Müller.

»Weil ich wissen muß, wer Sie sind.«

»Vielleicht erfahren Sie es, vielleicht auch nicht. Wer sind denn Sie?«

»Sie erfahren das auch vielleicht. Doch da Sie mir nicht sagen wollen, wer Sie sind, so werden Sie mir wohl sagen, was Sie sind!«

»Unter Umständen werden Sie dies auch erfahren.«

»Ich weiß es bereits.«

»Ah! Nun?«

»Sie sind Einer, der in die Fenster anderer Leute steigt, um sich zu holen, was ihm gefällt.«

Ah, dieser Mann hielt den Deutschen für einen Spitzbuben, für einen Einbrecher, weil er gesehen hatte, daß er am Blitzableiter heruntergekommen war. Das gab Müller Spaß, und er beschloß, ihn bei diesem Glauben zu lassen.

»Haben Sie Etwas dagegen?« fragte er dann.

»Nein,« antwortete der Fremde. »Sie scheinen ein kühner Mann zu sein.«

»Das bringt mein Handwerk mit sich,« lachte der Deutsche.

»Ich liebe den Muth und die Entschlossenheit. Wissen Sie, daß ich Ihnen sehr schaden kann?«

»Hm! Wieso?«

»Ich könnte Sie festnehmen!«

»Alle Teufel!«

»Und den Diebstahl anzeigen.«

»Sie machen mir Angst!«

»Haben Sie keine Sorge; ich werde es nicht thun, wenn ich sehe, daß Sie dankbar sind!«

Diese Worte wurden in einem Tone gesprochen, welcher Zutrauen erwecken sollte. Müller ging darauf ein und antwortete:

»Wenn Sie schweigen wollen, so dürfen Sie auf mich rechnen.«

»Gut; ich hoffe, daß Sie Verstand haben. Wohnen Sie hier in der Nähe?«

»Ja.«

»Wo?«

»In Ortry.«

»In Ortry selbst? Das ist gut! So kennen Sie auch alle Leute, welche auf dem Schlosse wohnen?«

»So ziemlich.«

»Kennen Sie auch die Umgegend des Schlosses und eine Ruine, welche man den alten Thurm nennt?«

»Ja.«

»So ist Alles gut. Sie sind ein Mann, der nicht wählerisch in dem ist, was er thut,

wenn es nur Etwas einbringt. Wollen Sie sich ein schönes Stück Geld verdienen?«

Müller mußte sich Mühe geben, ein herzliches Lachen zu unterdrücken. Er antwortete:

»Sehr gern. Geld braucht man immer, zumal Unsereiner.«

»Nun, ich biete Ihnen für die Arbeit von drei Stunden hundert Franken.«

»Alle Wetter, das wäre ja ganz leidlich bezahlt!«

»Das denke ich auch. Und dennoch biete ich Ihnen noch hundert Franken mehr, wenn Sie noch einen Mann versorgen, auf den man sich verlassen kann.«

»Vielleicht ist es möglich. Nur muß ich wissen, um was es sich handelt.«

»Das sollen Sie hören. Ich wünsche, ein Grab geöffnet zu sehen.«

»Ein Grab?« fragte der Deutsche, jetzt in Wahrheit überrascht. »Auf dem Kirchhof?«

»Das werden Sie noch erfahren. Vorher muß ich wissen, ob Sie mir dienen wollen, und noch einen zweiten Mann mitbringen können.«

»Ja,« antwortete Müller langsam; »was mich betrifft, so fürchte ich mich ganz und gar nicht, ein Grab zu öffnen, und ich wüßte wohl auch Einen, der für hundert Franken bereit wäre, das Abenteuer mitzumachen. Ehe ich aber einen festen Entschluß fasse, muß ich natürlich wissen, um welches Grab es sich handelt.«

Er vermuthete, es gelte die Oeffnung irgend eines Erbbegräbnisses, um die Leiche zu berauben. Ein solcher Vorschlag war sehr leicht möglich, da der Fremde ihn ja für einen Einbrecher hielt. Dieser aber antwortete:

»Wir sprachen von dem alten Thurme. Sind Sie vielleicht einmal dort gewesen?«

»Das versteht sich; ja.«

»Haben Sie vielleicht bemerkt, daß ein Grab ganz in seiner Nähe liegt?«

»Ja. Es wird, glaube ich, das Heidengrab genannt.«

»So ist es. Wissen Sie auch, wer dort begraben liegt?«

»Gewiß. Die erste Gemahlin des Barons de Sainte-Marie.«

»Nun gut, dieses Grab wollen wir öffnen.«

Müller fuhr erstaunt empor. Das hatte er nicht erwartet. Er fragte schnell:

»Ah, Sie denken, man habe der Baronin Geschmeide oder so etwas mit in die Erde gegeben?«

»Nein. Ich habe eine Absicht auf die Baronin selbst.«

»Was soll das heißen?«

Der Fremde schwieg eine Weile und antwortete dann:

»Ich will die Gebeine der Baronin haben und werde sie mit mir fortnehmen.«

Das war erstaunlich. Wer war dieser Mann? In welchem Verhältnisse stand er zu der Todten, daß er darnach trachtete, ihre Ueberreste zu besitzen? Das Zusammentreffen mit ihm konnte für Müller von außerordentlichem Erfolge sein. Darum beschloß dieser, sich ihm willfährig zu zeigen, und antwortete:

»Sie zahlen also zweihundert Franken, wenn ich mich dieser Arbeit unterziehe und noch einen Gehilfen mitbringe?«

»Ja. Sobald das Grab geöffnet ist, erhalten Sie das Geld. Wollen Sie?«

Müller reichte ihm die Hand und sagte:

»Ja, ich will.«

»Kann ich mich auf Sie verlassen?«

»Vollständig. Und auf den Anderen ebenso, wie auf mich selbst. Zwei verschwiegenere Leute können Sie nicht finden.«

»Nun gut. Wann paßt es Ihnen? Morgen Abend wäre mir die liebste Zeit.«

»Mir auch.«

»So kommen Sie eine Stunde vor Mitternacht mit Ihrem Kameraden an das Grab. Ich werde da sein und auf Sie warten. Heben Sie die Rechte empor und schwören Sie, daß Sie mich nicht verrathen wollen.«

Es war Müller, als ob er vor einem wichtigen Ereignisse stehe. Er war vollständig entschlossen, den Auftrag zu übernehmen. Er hatte ja selbst bereits den Entschluß gefaßt, das Grab zu öffnen, um zu sehen, ob es leer sei oder wirklich eine Leiche enthalte; darum ging er mit vollem Ernste auf das Gebot des Fremden ein. Er erhob die Hand und schwur:

»Ich schwöre Ihnen in meinem Namen und im Namen meines Kameraden, daß wir Sie nicht verrathen, sondern Ihnen redlich beistehen werden, Ihre Absicht zu erreichen.«

»Allah akbar! Das ist nicht der Ton eines Spitzbuben und Einbrechers!« sagte der Fremde. »Ich gewinne Vertrauen zu Ihnen, und will Ihnen nun auch sagen, wer ich bin. Ich bin Abu Hassan, der Zauberer, Director einer Künstlerbande, welche morgen in Thionville eine große Vorstellung geben wird.«

»Und warum wollen Sie die Gebeine der verstorbenen Baronin besitzen?«

»Das werde ich Ihnen vielleicht sagen, nachdem ich Sie als treu und verschwiegen erkannt habe. Nun sagen Sie mir auch Ihren Namen und den Ihres Gefährten!«

»Diese beiden Namen werden Sie dann erfahren, wenn auch ich erkannt habe, daß ich mich auf Sie verlassen kann. Sie mögen

aus dieser Vorsicht ersehen, daß Sie es nicht mit leichtsinnigen Menschen zu thun haben, sondern sich auf uns verlassen können.«

Abu Hassan nickte mit dem Kopfe.

»Vielleicht handeln Sie richtig, vielleicht auch nicht,« sagte er; »aber dennoch werde ich zur bestimmten Zeit am Grabe sein. Sollten Sie nicht eintreffen, oder gar mich verrathen, so haben Sie im letzteren Falle eine schwere Sünde auf Ihrem Gewissen, und Allah wird Sie strafen.«

»Hier, nochmals meine Hand darauf, daß ich Sie nicht täusche. Wer aber soll das Handwerkszeug besorgen? Sie oder ich?«

»Sie. Ich bringe nur den Kasten mit, welcher die Gebeine aufnehmen soll, und gebe Ihnen außerdem zu bedenken, daß ich kein Christ, sondern ein Moslem bin, der sich verunreinigt, wenn er die Ueberreste eines Todten anrührt. Ich werde mit graben helfen, aber die Gebeine haben Sie in den Kasten zu thun.«

Er griff in seine Tasche und zog einen Beutel hervor.

»Hier gebe ich Ihnen hundert Franken,« sagte er. »Das andere Hundert werden Sie erhalten, sobald wir morgen fertig sind.«

Müller schob die mit dem Gelde ausgestreckte Hand zurück und entgegnete:

»Behalten Sie für heute die hundert Franken. Ich pflege erst dann den Lohn anzunehmen, wenn ich die Arbeit vollendet habe.«

»Allah il Allah! Sie sind ein ehrlicher Mann, obgleich Sie ein Christ und ein Spitzbube sind. Erst jetzt bin ich überzeugt, daß Sie mich nicht betrügen werden! Gute Nacht!«

»Gute Nacht!«

Der Mann ging, und Müller blieb zurück, ganz eingenommen von dem Ereigniß, welches sich ihm so unerwartet geboten

hatte. Wer hätte das denken können! Er, der deutsche Edelmann und Officier, hatte sich von einem herumziehenden Gaukler als Leichenräuber engagiren lassen. Das war eben so undenkbar, wie es einfach gekommen war.

Natürlich rechnete er in dieser abenteuerlichen Angelegenheit auf die Hilfe seines Dieners, den er jedenfalls bereits morgen am Vormittage benachrichtigen mußte, denn Fritz allein war es, der die Vorbereitungen treffen und das nothwendige Werkzeug besorgen konnte, ohne Aufsehen und Verdacht zu erregen.

Nun schritt Müller nach dem Parke zurück.

Er mußte sich nach dem Häuschen begeben. Dort angelangt, ging er einige Male um das Häuschen herum, um sich zu überzeugen, daß sich Niemand in demselben befinde. Dann trat er ein und zog die Thür wieder hinter sich zu. Er brannte die Laterne an, um sich beim Scheine derselben zu überzeugen, daß er

sich allein befinde, öffnete die geheime Thür, trat zwischen die Doppelwand und verschloß dann den Eingang wieder.

Jetzt stieg er die Treppe hinab und erreichte den Gang. Die linker Hand liegende Thür war fest verschlossen, wie das vorige Mal. Er schritt zur rechten Hand in den Gang hinein, steckte aber seine Laterne dabei in die Tasche. Es war ja sehr leicht möglich, daß er sich durch den Schein derselben verrathen konnte. Er hatte den unterirdischen Gang genugsam kennen gelernt, um zu wissen, daß er keine Fährlichkeiten bot, sondern daß er sich nur an der Mauer fortzutasten brauchte, um ohne Schaden in das Schloß zu gelangen.

Freilich ging es im Finstern langsamer, als wenn er sich der Laterne bedient hätte, aber die Zeit war ihm doch nicht lang geworden, bis er an der Erweiterung des Ganges bemerkte, daß derselbe zu Ende sei. Jetzt zog er die Laterne vor und griff zu gleicher Zeit nach der Uhr, um zu sehen, wie die Zeit stehe. Es war gerade Mitternacht.

Da war nun freilich keine große Hoffnung vorhanden, den Maler noch zu belauschen, da dieser sich jedenfalls bereits zur Ruhe begeben hatte. Aber dennoch stieg er die Treppe hinan, welche er sich von seiner vorigen Excursion her sehr wohl gemerkt hatte. — —

Als Fritz, sein Diener, den Verfolgern glücklich entkommen war, war der alte Capitän natürlich mit den beiden verwundeten Rallions in der Ruine zurückgeblieben. Dem Obersten strömte das Blut in einem breiten Strahle aus dem Gesicht. Er hätte gern geflucht und gewettert, mußte aber schweigen, da ihm sonst das Blut in den Mund gelaufen wäre. Desto mehr aber wetterte sein Vater, der einen Stich erhalten hatte, welcher ihm mitten durch den Handteller gegangen war.

»Was glauben Sie wohl, Capitän,« sagte er; »bin ich etwa nach Ortry gekommen, um mich um meine Hand bringen zu lassen?«

»Pah, ein kleiner Stich!« entgegnete der einsilbige Alte.

»Ein kleiner Stich, der mich aber lähmen kann! Wie nun, wenn die Flechsen zerschnitten sind? Giebt es hier Jemanden, der etwas von Wundarzneikunst versteht?«

»Ich selbst. Es ist nur gut, daß wir bereits einen Vorrath von Verbandzeug, Charpie und dazu gehörigen Medicamenten angelegt haben. Ich muß übrigens nach den Verbrannten sehen, welche sich jedenfalls noch im Saale befinden. Kampferwasser wird Ihnen die Schmerzen sofort stillen. Kommen Sie!«

»Capitän, ich gebe Ihnen eine Gratification von tausend Franken für diejenige Person, welche den Kerl herausbekommt, dem wir dies zu verdanken haben!«

»Und ich selbst lege noch tausend Franken dazu,« sagte der Alte im grimmigsten Tone.
»Doch kommen Sie. Ich muß zunächst zu meiner Lampe!«

Er führte sie über den Hof hinweg nach einem Thore, welches sich in der Hauptfront öffnete, schritt mit ihnen durch einige Zimmer, bis er in dasjenige gelangte, durch dessen Fenster sie gesprungen waren. Hier stand noch die ausgelöschte Lampe. Er brannte sie wieder an und hieß die Rallion's, die Treppe hinabsteigen. Er folgte ihnen und brachte die Steinplatte wieder in ihre Lage. So gelangten sie aus dem Gange in den Saal.

Dort waren die Flammen erloschen. Es hatte tiefe Finsterniß geherrscht, aber trotz derselben befanden sich noch Menschen hier. Es waren die durch ihre Brandwunden Beschädigten und eine Anzahl Anderer, welche bei ihnen zurückgeblieben waren.

Die Lampe des Alten brachte Licht in das Dunkel. Die Verwundeten stöhnten und baten um Hilfe.

»Ruhe!« gebot der Alte. »Es soll Euch Hilfe werden, doch Einem nach dem Anderen.«

Er setzte die Lampe nieder und verschwand für kurze Zeit durch die hintere Thür. Als er wieder zurückkehrte, brachte er eine Anzahl Lichter, welche sofort angebrannt wurden, und Verbandzeug mit. Der Oberst war der Erste, welcher verbunden wurde, dann kam dessen Vater, der Graf, an die Reihe. Es war jetzt noch nicht zu bestimmen, ob vielleicht ein Theil seiner Hand gelähmt bleiben werde.

Die Wunden der Verbrannten waren nicht sehr gefährlich, aber desto schmerzhafter. Der Alte verband sie so gut wie möglich und überließ es dann den Gesunden, die Kranken nach Hause zu geleiten. Bis sie sich entfernt hatten, ging er ab und zu, um die Eingänge zu verschließen und zu verstecken; dann meinte er zu den beiden Rallion's, die sich noch allein im Saale befanden:

»Durch die unterirdischen Gänge können wir nicht zum Schlosse zurückkehren.«

»Warum nicht?« fragte der Graf.

»Weil wir das Thor verlassen haben, und weil man ja Ihre Verletzung morgen sehen würde, sie aber nicht begreifen könnte.«

»Aber womit wollen wir sie erklären?«

»Pah, das ist sehr leicht! Wir sind im Dunkel über eine Wiese gegangen, da hat eine Sense gelegen. Der Oberst ist auf den Stiel getreten, und so schlug ihm das Sensenblatt quer über das Gesicht. Ihnen aber, Graf, ist die Spitze in die Hand gerathen. Kommen Sie. Wir müssen uns sputen, denn es fällt mir ein, von Ihnen gehört zu haben, daß Sie Ihrem Maler noch heute seine Instructionen geben wollen.«

Sie verließen die Ruine und wanderten durch den Wald nach dem Schlosse, welches sie erreichten, als Müller kaum seine eigenthümliche Unterredung mit Hassan, dem Zauberer, begonnen hatte.

Natürlich erregte es die höchste Verwunderung der Dienerschaft, die Herren so spät heimkehren zu sehen, und dieses

Erstaunen wurde durch die Verwundung der Rallion's noch gesteigert, doch wagte natürlich Keiner, eine Frage auszusprechen.

Die Damen waren zur Ruhe gegangen; die Herren begaben sich in ihre Zimmer; vorher aber ließ der Graf dem Maler sagen, daß er ihn in drei Viertelstunden noch aufzusuchen gedenke. In seiner Wohnung angekommen, nahm er Papier und Couverts hervor und schrieb gegen eine halbe Stunde lang. Dies ging an, da glücklicher Weise die linke und nicht die rechte Hand verwundet war. Dann steckte er die Briefe in ihre Couverts, verschloß die Letzteren und begab sich zwei Treppen höher, wo der Maler sein Zimmer hatte und ihn noch erwartete.

Haller, oder vielmehr Lemarch, erhob sich sehr höflich beim Eintritte des Grafen und bot ihm einen Sessel an. Der Graf nahm gerade in demselben Augenblicke Platz, in welchem hinter der getäfelten Wand Müller seine Laterne in die Tasche steckte und die Täfelung, welche die geheime Thür bildete, ein klein Wenig zur Seite schob, wodurch

eine enge Ritze entstand, welche aber weit genug war, um das Zimmer überblicken zu können.

»Ich komme, Ihnen Ihre Instructionen zu übergeben, mein lieber Rittmeister,« begann der Graf. »Sie werden nicht umfangreich sein. Die Hauptsache, welche ich Ihnen mitzutheilen habe, ist, daß Sie bereits morgen Früh schon abreisen können.«

Lemarch verbeugte sich, zum Zeichen, daß er gehorchen werde.

»Es wird Ihnen durch sie der Weg geordnet werden. Uebrigens weise ich Sie auf das zurück, was wir bereits am Morgen besprochen haben. Haben Sie sich den Namen dieses Officiers gemerkt?«

»Ja. Rittmeister Richard von Königsau.«

»Richtig! Sie gewinnen die Freundschaft desselben und suchen, ihn auszuforschen.

Ist er zu sehr zurückhaltend, so erwähnte ich bereits, daß er vielleicht Verwandte —«

»Er hat eine Schwester,« fiel Lemarch schnell ein.

»Ah!« lächelte der Graf. »Häßlich?«

»Schön!«

»Woher wissen Sie das?«

»Es giebt einen Hauslehrer hier, einen Deutschen, welcher die Familie kennt.«

Die Stirne des Grafen verfinsterte sich bedeutend.

»Sie haben mit diesem Manne gesprochen?« fragte er.

»Ja, gnädiger Herr.«

»Ich darf doch nicht etwa befürchten, daß Sie sich in einer Weise unterhalten haben, welche diesen Menschen veranlassen könnte, gewisse Vermuthungen zu hegen?«

Die Wangen des Rittmeisters rötheten sich denn doch ein Wenig, aber er antwortete in einem sehr entschiedenen Tone:

»Ich glaube, niemals Veranlassung gegeben zu haben, mich für plauderhaft und unvorsichtig zu halten!«

Der Graf schien befriedigt zu sein. Er nickte mit dem Kopfe und meinte:

»Ich will Ihnen gern glauben. Uebrigens ist dieser Lehrer auf jeden Fall ein sehr unbedeutender Mensch, von dem man gar nicht zu sprechen braucht. Hier haben Sie noch einige Legitimationen, welche Ihnen von Nutzen sein werden. Sie wissen: Wie die Arbeit, so der Lohn. Ich hoffe, daß Sie sich Ansprüche auf eine bedeutende Anerkennung erwerben, und bin überzeugt, daß Sie, von Eifer getrieben, Ortry bereits verlassen haben, wenn ich erwache. Darum werden wir uns bereits jetzt verabschieden, mein lieber Lemarch.«

Er reichte ihm die Hand und entfernte sich, nachdem der Rittmeister noch einige Worte gesagt hatte, um zu versichern, daß er alle seine Kräfte anstrengen werde, um seine Aufgabe einer glücklichen Lösung zuzuführen.

Jetzt las Lemarch die Legitimationen durch, warf einen Blick auf die Adressen der Briefe und ging noch einige Minuten im Zimmer auf und ab. Dann hörte Müller ihn die Worte sagen:

»Jetzt aber endlich zur Ruhe. Es ist spät; und ich muß früh erwachen.«

Er schob Briefe und Legitimationen auf dem Tische zusammen, entkleidete sich und legte sich zu Bett, nachdem er seine Lampe ausgelöscht hatte.

»Also deshalb fragte er mich nach mir!« dachte Müller. »Diese Herren scheinen zu wissen, daß ich Vertrauen genieße. Dieser Lemarch soll sich an mich schmeicheln, und mich zur Verrätherei verführen.

Bedanke mich, Monsieur! Werde Ihnen den Weg noch besser ebnen, als die vier Briefe es thun werden!«

Er wartete, bis ein ruhiges, schnarchendes Athmen ihm die Ueberzeugung gab, daß der Franzose fest eingeschlafen sei. Jetzt schob er die Täfelung weiter auf, so daß er eintreten konnte. Er schlich zum Tische hin, nahm sämmtliche Papiere an sich und kehrte in den Gang zurück. Nachdem er die geheime Thür wieder verschlossen hatte, zog er sein Notizbuch und die Laterne hervor und copirte sämmtliche Papiere, die Adressen der Briefe und auch eine Reiseroute, welche sich dabei befand.

Es kam ihm der Gedanke, die Briefe mit in sein Zimmer zu nehmen, um sie zu öffnen und zu copiren und wieder zu verschließen. Er traute sich die hierzu nothwendige Geschicklichkeit wohl zu, aber seine Gefühle sträubten sich dagegen, als Officier und Edelmann sich einer Entheiligung des Briefgeheimnisses schuldig zu machen. Er kehrte also, nachdem er den Eingang

wieder geöffnet, in das Zimmer zurück, legte Alles an den früheren Ort zurück und entfernte sich.

Nachdem er die Täfelung geschlossen hatte, stieg er die Treppe hinab und kehrte durch den Gang nach dem Parkhäuschen zurück. Er war mit den Erfolgen des heutigen Abends vollständig zufrieden. Sie gaben ihm Gelegenheit, sich in der Heimath auszuzeichnen und auch seine hiesigen, persönlichen Angelegenheiten vortheilhaft zu verfolgen.

Als er dann das Schloß erreichte und am Blitzableiter emporkletterte, bemerkte er im Zimmer des Alten noch Licht. Er warf einen Blick durch das Fenster und fuhr erschrocken zurück, denn gerade da, hart am Fenster, stand der Capitän, mit dem Rücken nach ihm gekehrt. Er hatte ein geheimes Fach seines Schreibtisches geöffnet und hielt ein Packet Banknoten in der Hand, deren Nummern er zu mustern schien.

Müller konnte ihm über die Schulter blicken und sah, daß alle diese Noten gezeichnet waren. Er erkannte sehr deutlich die Anfangsbuchstaben der Namen; er prägte sich auch einige der Nummern ein. Es war kein Zweifel, er sah hier die Banknoten, welche der Alte dem Fabrikdirector abgenommen hatte.

Er beobachtete nun mit größter Spannung jede Bewegung des Capitäns und sah deutlich, daß dieser die Noten in das geheime Fach zurücklegte, und dieses Letztere mit einer verborgenen Feder schloß. Er gab so genau Achtung, daß er überzeugt war, dieses Fach leicht auffinden und öffnen zu können. Dann kletterte er zum Dache empor.

Er sagte sich allerdings, daß es sehr leicht möglich sei, daß er noch eine weitere, für ihn nützliche Entdeckung machen könnte, wenn er den Alten länger beobachtete; aber wie leicht konnte dieser das Fenster öffnen und heraussehen, und das wäre ja doch das

Schlimmste, das Gefährlichste gewesen,
was passiren konnte.

In seinem Zimmer angekommen, schrieb er
zunächst die Banknotennummern auf,
welche er sich gemerkt hatte; dann nahm er
sein Notizbuch hervor und verfaßte einige
Briefe. Als er diese versiegelt hatte, setzte
er sich breit vor einige große, leere Bogen
hin, mit der Miene eines Mannes, der an
eine sehr wichtige Arbeit geht. Seine Feder
flog über das Papier; die Bogen füllten sich;
neue kamen hinzu, und als er geendet hatte,
waren so viele Folioseiten beschrieben, daß
er selbst über die bedeutende Zahl
derselben erstaunte.

»Das ist schnell gegangen,« lächelte er.
»Ich habe aber auch niemals eine Arbeit mit
einer solchen Lust gefertigt, wie diese hier.
Ich hoffe, sie wird ganz den Eindruck
machen, für welchen sie berechnet und
geschrieben ist.«

Er legte das Manuscript bei Seite. Es
enthielt die Unterschrift: »Unwiderleglicher

Beweis, daß vor Verlauf eines Decenniums kein Krieg mit Frankreich zu befürchten steht. Auf Veranlassung des großen Generalstabes geliefert von Rittmeister Richard von Königsau.«

Nun endlich griff er zum letzten Male zur Feder. Er schrieb folgenden Brief:

»Meine gute Bertha!

»Ihr werdet schon längst eine Nachricht von mir erwartet haben und sollt sie auch nächster Tage erhalten, ausführlich, wie Ihr es ja stets von mir gewohnt seid. Jetzt aber habe ich zu solcher Vollständigkeit noch nicht die hinreichende Zeit; ja, ich finde noch nicht einmal die Muse, an die Mutter und an den Großvater zu schreiben.

»Diese Zeilen gelten Dir, weil mich die höchste Nothwendigkeit drängt, Dir für einen als gewiß zu erwartenden Fall die nöthigen Instructionen zu ertheilen. Ein französischer Rittmeister, Namens Bernard Lemarch, kommt nämlich als ein

Landschaftsmaler Haller nach Berlin, um sich um meine Freundschaft zu bewerben, und mich über die Anschauungen unserer Diplomaten und Strategen auszuhorchen. Ich bin überzeugt, daß Frankreich bereits in wenig Wochen den Krieg erklären wird, und eben so sicher weiß ich, daß wir im Stande sind, den so leichtsinnig hingeworfenen Handschuh ohne Befürchtung aufzuheben. Aber es handelt sich darum, den geheimen Emissär zu täuschen, gerade so, wie er uns zu betrügen trachtet. Daher übersende ich Dir das beifolgende Manuscript.

»Haller *alias* Lemarch beabsichtigt nämlich, sobald seine Bemühungen bei mir erfolglos sein sollten, Deine Zuneigung zu gewinnen, um so viel wie möglich von derselben zu profitiren. Du wirst ihm sagen müssen, daß ich mich in Litthauen auf Besuch bei einem alten Verwandten befinde. In Folge dessen wird er sich bei Dir nach meiner Thätigkeit, nach meinen Arbeiten erkundigen, und Du wirst Dir da die Erlaubniß abschmeicheln lassen, das

beiliegende Manuscript lesen zu dürfen.
Alles Uebrige überlasse ich Deiner mir so
wohlbekannten weiblichen Klugheit, zu der
ich alles Vertrauen besitze, und bitte Dich,
mich über den Erfolg sofort brieflich zu
belehren. Ich stehe mit ähnlichen Arbeiten
natürlich umgehend zur Verfügung und
ersuche Dich, Deinen Brief an meinen Fritz
zu adressiren, nämlich »Friedrich
Schneeberg, *Herboriseur* Kräutersammler
in Condition bei Herrn Doctor Bertrand in
Thionville.« Er wird ihn mir richtig
zustellen. Hier darf ich es nicht wagen,
Briefe aus Berlin zu empfangen.

»Indem ich Dich ersuche, Mama und
Großpapa von mir herzlichst zu grüßen,
verspreche ich ihnen nochmals einen
baldigen, langen Brief, umarme Dich, liebe
Schwester, und sende Dir den innigsten,
brüderlichsten Kuß von Deinem jetzt

herzenskranken Richard.

»NB. Ich habe meine Dresden-Blasewitzer
Dame unerwartet gefunden.«

*

Fortsetzung 7

Müller las die geschriebenen Zeilen noch einmal durch und verschloß sie dann nebst dem Manuscripte in ein umfangreiches Couvert. Als er sich dann schlafen legte, war die Nacht bereits vorüber, und der Morgen brach herein. Deshalb legte er sich nicht in das Bett, sondern auf das Sopha, um bei Zeiten wieder aufzuwachen.

Seine Verkleidung hatte er natürlich abgelegt, bevor er sich das Licht anbrannte, da er keinen Augenblick sicher war, von dem alten Capitän durch die Glastafel belauscht zu werden. Doch hatte er bereits im Stillen beschlossen, ihm dieses Beobachten gehörig zu verleiden.

Er mochte kaum ein Stündchen geschlafen haben, als ihn der Schall von Pferdehufschlägen erweckte. Er erhob sich und trat an das Fenster. Es war ein Wagen angespannt worden, und soeben stieg der

Maler ein, um sich nach dem Bahnhofe von Thionville fahren zu lassen. Sein hübsches Gesicht hatte einen sehr unternehmenden, hoffnungsvollen Ausdruck. Er gedachte wohl, mit großen Erfolgen heimzukehren; aber der da oben, von ihm unbemerkt, am Fenster stand, kannte diese Erfolge bereits genau. Er konnte sich auf die geistreiche Schwester verlassen, von der er wußte, daß sie den Franzmann so bedienen werde, wie es der Bruder von ihr erwartete.

Dieser nahm wieder auf dem Sopha Platz und schief zum zweiten Male ein. Als er wieder erwachte, war es vom Schall einer überlauten, kreischenden Musik. Er warf den ersten Blick auf seine Uhr; es war wahrhaftig bereits neun Uhr. Der zweite Blick fiel durch das Fenster hinaus und hinunter in den Schloßhof. Dort standen sechs phantastisch bekleidete Musikanten, welche sich bemühten, mit zwei Clarinetten, einem Horn, einer Oboe, einer Posaune und einer Trommel irgend eine Art von Marsch zu Stande zu bringen. In ihrer Nähe hielten auf Pferden vier theatralisch

aufgeputzte Personen, drei Männer und ein Frauenzimmer. Als der Marsch beendet war, erhob der Trommler seine Stimme und verkündigte, daß heute Nachmittag zwei Uhr Thionville nebst Umgegend das ungeahnte Glück haben werde, die weltberühmte Künstlertruppe anzustaunen.

Diese Leistungen wurden unter der pompösesten Titulatur aufgezählt, und da in dieser Gegend sich nur höchst selten einmal eine solche Gesellschaft sehen ließ, so war es kein Wunder, daß sämtliche Schloßbediensteten zusammenliefen, und auch die Herrschaften an das Fenster traten, um die Künstlervagabunden in Augenschein zu nehmen.

Ganz in der Nähe der wunderbar aufgeputzten Reiter stand Alexander. Er hatte seine Freude an den Leuten und fragte, als der Tambour geendet hatte:

»Was kostet das Billet?«

»Nummerirte vordere Reihe fünf Franken, hintere Reihe vier Franken, erster Platz drei Franken, zweiter zwei, dritter einen Franken und Stehplatz außerhalb der Barrière einen halben Franken,« antwortete der Mann geläufig. »Wollen Sie einige Billets behalten, gnädiger Herr? Wenn Sie jetzt abonniren, erhalten Sie die besten Plätze von Nummer eins an!«

Er hatte mit geübtem Auge erkannt, daß der Frager jedenfalls der Sohn der Herrschaft sei; und so einem Lieblingssöhnchen vermögen die Eltern selten zu widerstehen.

»Fünf Billets vordere Reihe!« befahl Alexander.

Er hatte gar nicht darauf geachtet, daß die Baronin oben das Fenster öffnete und ihm winkte. Er zog seine Börse, welche trotz seiner Jugend stets wohl gefüllt war, und bezahlte fünfundzwanzig Franken. Die Künstler zogen befriedigt ab.

Nach kurzer Zeit klopfte es an Müller's Thür, und Alexander trat herein. Sein Gesicht war sehr geröthet, ob vor Freude, oder einem anderen Seelenaffecte, oder irgend einer Anstrengung, das ließ sich nicht bestimmen.

»Haben Sie sie gesehen, Monsieur Müller?« fragte er.

»Wen? Die Künstler?«

»Ja, natürlich!«

»Ich habe sie allerdings gesehen,« antwortete lächelnd der Deutsche, als er die vor Freude blitzenden Augen des Knaben sah.

»Ich habe fünf Billets genommen. Hier ist eins. Sie fahren natürlich mit, Monsieur.«

»Ah! Ich? Wer fährt noch mit?«

»Zunächst Mama —«

»Nicht möglich!« entfuhr es Müller.

»Warum nicht möglich? Sie zürnte mir; aber was ich will, das will Mama schließlich doch immer auch,« meinte Alexander in stolzem Tone.

»So sind noch zwei Billets übrig.«

»Sie sind bereits verschenkt. Marion und Mademoiselle Nanon fahren mit.«

»Diese Beiden?« fragte Müller erstaunt.
»Waren sie sofort einverstanden?«

»O, eigentlich nicht. Marion meinte, es schicke sich nicht so recht für uns, diese Art von Schaustellungen zu besuchen; aber als Dank für die beiden Bouquets vom Heidengrabe wolle sie mir ihre Zusage geben. Ist dies nicht sehr lieb von ihr? Mademoiselle Nanon war somit gezwungen, sich ohne allen Widerspruch anzuschließen.«

»Und wenn nun ich widerspreche?«
lächelte Müller.

»O, Sie widersprechen nicht,« behauptete Alexander; »das sehe ich Ihrem guten Gesichte ja sofort an. Nicht wahr, ich habe richtig gerathen?«

»Ja, ich werde Ihnen die Freude nicht verderben, mein lieber Alexander.«

»Ich danke Ihnen! Und wissen Sie, was Mama Ihnen sagen läßt?«

»Nun?«

»Sie sollen mit ihr und mir in einem Wagen Platz nehmen; im anderen fahren Marion und Nanon. Ist das nicht allerliebste von der Mama? Aber ich muß fort, denn bei einer solchen Veranlassung sind tausend Vorbereitungen zu treffen.«

Er eilte fort. Müller war es gar nicht unlieb, diesen Abu Hassan in seinen Kunstleistungen kennen zu lernen; aber fast förmlich verdutzt machte ihn die Einladung der Baronin, mit in ihrem Wagen Platz zu nehmen. Welchen Grund hatte sie dazu?

War es die Anerkennung für die Liebe,
welche er Alexander eingeflößt hatte?

Er schritt nachdenklich im Zimmer auf und ab, trat an den Spiegel, um sich zu betrachten, und fand, daß seine künstliche Hautfarbe an Tiefe verloren hatte. Er nahm ein kleines Fläschchen, welches Nußschalenextract enthielt, tauchte den Pinsel hinein und bestrich sich Gesicht, Hals und Hände von Neuem mit dieser die Haut verdunkelnden Feuchtigkeit, welche, da es leicht ist, mit diesem Extracte verschiedene, älter machende Schattirungen anzubringen, nicht wenig dazu beigetragen hatte, sein Aeußeres zu verändern.

Hierauf trat er an das Fenster und musterte die draußen liegende Frühlingslandschaft.

»Ah, was ist das?« fragte er sich. »Da draußen unter der Linde liegt Einer. Ist das vielleicht Fritz? Und von der Spitze scheint Etwas herabzuhängen, was ich auch noch nie gesehen habe. Ich muß sogleich das

Fernrohr nehmen, um mich zu überzeugen.«

Er holte das Fernrohr, öffnete die Fensterflügel und visirte nach der Linde hinüber. Da sah er deutlich seinen Fritz mit dem Fernrohre sitzen. Dieser erkannte auch ihn genau, denn er zog den Hut vom Kopfe und grüßte mit demselben. Er hatte jedenfalls etwas Wichtiges zu berichten; dies zeigte seine Gegenwart bei der Linde.

Müller nahm sein weißes Taschentuch und winkte damit, zum Zeichen, daß er kommen werde, und sofort erhob sich Fritz, um nach dem Walde zu gehen.

Auch Müller verließ das Schloß, nachdem er die heute Nacht geschriebenen Briefe zu sich gesteckt hatte, und that, als wolle er sich ein Wenig ausgehen. Er schlenderte langsam dem Parke zu, nahm aber dann einen schnelleren Schritt an, und schritt dem Walde entgegen, in welchem an der verabredeten Stelle Fritz aus den Büschen trat.

»Guten Morgen, Herr Doctor,« grüßte er freundlich. »Ausgeschlafen?«

»Wenig geschlafen.«

»Ich gar nicht.«

»Gar nicht? Ah, Du hast Wache gehalten?«

»Ja, aber nicht da, wo ich sollte.«

»Wo sonst?«

»In einer alten Ruine, wo die Verschwörer zusammenkommen, und wo ich beinahe um das Leben gekommen wäre.«

»Du bist nicht klug!« rief Müller erschrocken. »Du hast Dich doch nicht etwa ohne meine Genehmigung in eine Versammlung dieser fanatisirten Franzosen gewagt?«

»Leider doch!« antwortete Fritz in kläglich komischem Tone.

»Und bist erwischt worden? Fritz, Du wirst uns wirklich noch verrathen!«

»Fällt mir gar nicht ein. Das Ding hat keine anderen Folgen gehabt, als daß ich während der Nacht zwischen den Sträuchern mir den Rücken wund gelegen habe.«

»So erzähle!«

»Nicht hier am Wege, sondern etwas tiefer im Walde. Hier könnten wir überrascht werden.«

Sie schritten weiter zwischen die Bäume hinein, und nun erzählte Fritz sein nächtliches Abenteuer. Sein vorhergehendes Zusammentreffen mit Nanon verschwieg er aber.

Als er geendet hatte, zeigte Müller's Gesicht einen ganz erstaunten Ausdruck.

»Wunderbar, daß ich von dieser Ruine noch nichts gehört habe!« sagte er. »Wie es scheint, sind die von uns gesuchten

Vorräthe dort zu finden, während wir annehmen, daß sie in der Nähe des alten Thurmes versteckt seien. Ist es weit bis zu der Ruine?«

»O, gar nicht so sehr weit; kaum so weit wie bis zum Thurme.«

»So führe mich hin, ich muß sie sehen.«

Sie gingen, und unterwegs ließ Müller sich Verschiedenes noch ausführlicher berichten.

»Also einen eisgrauen Bart hatte der Redner?« fragte er.

»Ja; der Bart war dicht und lang. Als der Mann meine Anwesenheit entdeckt hatte, fletschte er die Zähne, wie ein Bullenbeißer, welcher Jemand anspringen will.«

»Er ist's! Es war kein Anderer!«

»Wer?«

»Der alte Capitän von Schloß Ortry. Und wenn mich nicht Alles trügt, so waren die

beiden Anderen der Graf Rallion mit seinem Sohne, dem Obersten, der die Baronesse Marion zur Frau haben will.«

»Der Teufel soll sie ihm schaffen!« zürnte Fritz. »Die ist für einen Anderen bestimmt.«

Dabei blinzelte er seinen Herrn von der Seite an, doch dieser that, als ob er es gar nicht bemerke, sondern frug in gelassenem Tone weiter:

»Und Du weißt bestimmt, daß Du die beiden Anderen verwundet hast?«

»Ganz bestimmt. Dem Einen habe ich das Messer über das ganze Gesicht weg gezogen, und der Andere muß ein gewaltiges Loch in der Hand haben, denn ich entsinne mich, daß ich das Messer in der Wunde umgedreht habe, als ich davon sprang.«

»Sie haben sich heute noch nicht sehen lassen, aber ich werde es erfahren, ob sie es

sind. Spät genug sind sie nach Hause gekommen. Aber, Mensch, was hättest Du denn gemacht, wenn die Thür nicht wieder geöffnet worden wäre?«

»So wäre ich durch die hintere Thür entsprungen.«

»Aber wohin?«

»Das weiß der liebe Gott, ich nicht!«

»Du wärest jedenfalls in einen unterirdischen Gang gerathen, und hättest da, wenn Du nicht vorher entdeckt worden wärest, auf schändliche Weise verhungern können!«

»Ich vertraute auf den lieben Gott, der bekanntlich keinen Deutschen verläßt.«

»Gegen ein braves Gottvertrauen habe ich nicht das Mindeste einzuwenden, doch darf es nicht zur Tollkühnheit verleiten. Sei vorsichtiger das nächste Mal! Ich bedarf Deiner und mag Dich nicht auf so

leichtsinnige Weise verlieren. Das ist aber die Hauptsache nicht, sondern Du bist ein braver Kerl; ich habe Dich lieb und will nicht sehen, daß Dich Dein Muth in eine Lage bringt, aus welcher ich Dich nicht retten kann.«

»Dieses Wort danke Ihnen der liebe Gott, Herr Rittmeister!« sagte Fritz, die Hand seines Herrn ergreifend. »Vielleicht kommt die Zeit, in der ich es zu einem kleinen Theile vergelten kann.«

»Das kann man nicht wissen. Der Krieg bricht sicher los. Wir kämpfen neben einander; da ist es leicht möglich, daß wir einander Dienste leisten müssen, an die wir jetzt noch nicht denken mögen. Der Himmel sei uns dann gnädig gesinnt!«

Fritz kannte jetzt die Richtung sehr genau, in welcher er die Ruine zu suchen hatte. Sie erreichten sie wirklich eher, als sie den alten Thurm erreicht hätten. Als sie an der Front hinabschritten, in welcher sich die

Einfahrt befand, erkannte Müller, daß es ein Kloster gewesen sein müsse.

Sie durchschritten die Durchfahrt, doch sprang Fritz zurück, um sich vorher einige Kienäpfel zu holen, denn ohne Licht konnte man da unten im Saale nichts erkennen.

In dem großen Hofe angekommen, zeigte er seinem Herrn den Ort, wo er den Mann überfallen, und dann die Thurmecke, in welcher er ihn gefesselt hatte. Dann traten sie in die Thorpforte ein und schritten den Gang hinab. Fritz machte den Führer, da er das Beleuchtungsmaterial für unten aufsparen wollte. Sie gelangten an die Treppe und durch diese in den unteren Gang. Die Thür zum Saale war nicht verschlossen. Sie traten ein.

Jetzt zog Fritz seine Kienäpfel und ein Zündhölzchen hervor und brannte einen an. Das dunkelgelbe, rauchige Licht konnte nur wenig Helle verbreiten, aber sie erkannten doch, daß hier noch gar nicht aufgeräumt worden sei. Die Scherben der zerbrochenen

Lampen lagen noch zertreten und zerstampft am Boden, und – sie wichen Beide erschreckt zurück, denn da öffnete sich die hintere Thür, und herein trat der alte Capitän mit einer großen Lampe und einem – Besen in der Hand.

Die Lampe hatte einen polirten Reflector, welcher den Schein des Lichtes verzehnfachte. Dieser Schein fiel auf die beiden Dastehenden. Der Capitän sah sie und erkannte Müller auf den ersten Blick. Ein schneller Gedanke durchzuckte ihn. Was wollte Müller hier? Er war ein Deutscher. War er vielleicht der gestrige Eindringling? Wer war der Andere, der neben ihm stand?

Mit raschen Schritten trat der Alte auf Müller zu und fragte drohend:

»Monsieur, was thun Sie hier?«

Der Gefragte hatte sich schnell gefaßt. Er antwortete im ruhigsten Tone:

»Etwas sehr Interessantes: ich durchstöbere diese alte Ruine. Hätte ich von ihrem Dasein etwas gewußt, so hätte ich mir auch eine Lampe mit gebracht, wie Sie, gnädiger Herr!«

Diese Antwort machte den Alten bestürzt.

»Sie haben nichts von ihr gewußt?«

»Nein.«

»Bis wann?«

»Bis vor wenig Minuten, wo wir sie erblickten.«

»Wir! Wer ist dieser Mann?«

»Ein Bekannter von mir.«

»Ah, Sie haben Bekannte hier?«

Der Alte zog die Schnurrbartspitzen empor und zeigte seine Zähne. Fritz sah sofort, daß es der gestrige Redner gewesen sei. Die letztere Frage war in einem so höhnisch

inquirirenden Tone gesprochen, daß Müller auch ein schärferes Wort auf die Lippen kam:

»Verbieten Sie mir vielleicht, hier Bekanntschaften zu haben?«

Der Alte trat erstaunt einen Schritt zurück, setzte die Lampe zu Boden und sagte:

»Monsieur Müller, wie kommen Sie mir vor! Wer ist es, der hier Fragen zu stellen hat?«

»Ein Lebender jedenfalls nicht, sondern nur die Todten, denen dieses Kloster einst gehörte. Hier im Reiche des Verfalles, ist ein jeder dem Anderen gleich.«

Diese Antwort frappirte den Capitän. Er meinte etwas ruhiger:

»Sie sind hier fremd; ich durfte mich wohl wundern, daß sie von Bekanntschaft sprachen.«

»Wir lernten uns auf dem Schiffe kennen. Dieser Mann ist der Kräutersammler des Doctor Bertrand in Thionville.«

»Ah, der Mademoiselle Nanon gerettet hat?«

»Ganz derselbe.«

»Was thut er hier?«

Müller antwortete, da er den Verdacht des Alten ahnte:

»Ich litt gestern an Congestionen nach dem Kopfe, weßhalb ich mich sehr zeitig schlafen legte. Da aber die Zimmerluft das Uebel verschlimmert hat, so machte ich einen Spaziergang durch den Wald. Dort traf ich diesen Mann, welcher eine seltene Pflanze suchte, Sonnenthau, einen vorzüglichen Thee. Auch ich kenne das kleine, empfindsame Gewächs, welches zu den fleischfressenden Pflanzen gehört, und erbot mich, mit zu suchen. Wir kamen auf

diese Weise tief in den Wald hinein und standen plötzlich vor dieser Ruine.«

»Von welcher Sie noch nichts gehört hatten?«

»Kein Wort!«

»Können Sie mir dies auf Ihre Ehre versichern?«

»Ich gebe mein Ehrenwort, bis vor kurzer Zeit vom Dasein dieser Ruinen nicht das Geringste gewußt zu haben!« versicherte Müller im Tone der Wahrheit. »Aber wozu diese Dringlichkeit? Wozu dieses Examen? Wozu diese Lampe und dieser Besen? Herrscht hier vielleicht ein Räuberhauptmann, ein Blaubart, ein menschenfressender Riese? Hat hier nicht ein jeder freien Zutritt, der sich für Alterthümer interessirt?«

»Schweigen Sie!« donnerte ihm da der Alte entgegen. »Wissen Sie, daß diese Ruine auf meinem Grund und Boden liegt?«

»Ich weiß es nicht, aber ich kann es mir denken.«

»Nun gut; ich bin der Grundherr, ich habe hier zu befehlen, und ich verbiete Ihnen, jemals dieses Kloster wieder zu betreten!«

»Mir, dem Erzieher ihres Enkels?« fragte Müller mit gut gespielter Erstaunen.

»Ja.«

»Und Fremde dürfen Zutritt nehmen?«

»Wer sagt Ihnen, daß Leute hier gewesen sind?«

»Blicken Sie zu Boden! Sehen Sie, daß diese Spuren noch ganz frisch sind?«

»Daß geht Sie nichts an!« rief da der Alte.
»Sie sollen hier nicht denken; Sie sollen hier nicht urtheilen! Ich bin der Herr.
Packen Sie sich hinaus!«

Da zuckte der Deutsche gleichmüthig die Achsel und antwortete:

»Mir ist es sehr gleich, wer hier zu denken und zu urtheilen hat. Draußen aber wird man auch urtheilen, nämlich über die Art und Weise, mit welcher man von hier hinausgeworfen wird, über die Sonderbarkeit, daß ein Capitän der Kaisergarde hier mit dem Besen regiert, und über andere Dinge, welche fast vermuthen lassen, daß hier nicht Alles in Ordnung ist.«

Da sprang der Alte wüthend auf ihn zu, faßte ihn am Arme und rief:

»Monsieur, was wollen Sie mit Ihren Vorwürfen sagen, he?«

»Nichts weiter, als daß ich Ihrem Befehle, diesen Ort zu verlassen, zwar gehorche, dennoch aber streng darauf bestehen muß, fernerhin in anderer Weise angesprochen zu werden. Ein deutscher Doctor der Philosophie steht in gesellschaftlicher und intellectueller Beziehung keineswegs unter einem französischen Capitän der Kaisergarde!«

»Ah, das wagen Sie!« knirschte der Alte, indem sein Bart sich förmlich sträubte. »Ich werde Sie entlassen; ich werde Sie fortjagen!«

»Pah, das können Sie nicht. Sie sind der Herr Capitän Richemonte; mein Contract aber ist vom Herrn Baron de Sainte-Marie unterzeichnet und untersiegelt. Adieu, Herr Capitän!«

Er ging, und Fritz folgte ihm.

»Ah, gehen Sie!« rief ihm der Alte nach.
»Ich werde nachher mit Ihnen sprechen!«

Als die Beiden draußen angelangt waren, gingen sie erst eine Weile schweigend neben einander her. Dann aber bemerkte Fritz:

»Jetzt haben Sie sich einen unversöhnlichen Feind geschaffen.«

»Jedenfalls!«

»Der Ihnen niemals verzeihen wird!«

»Das muß ich geduldig tragen. Die Grobheiten dieses Mannes waren ganz darnach, mich herauszufordern. Ich habe ihm geantwortet; wir sind also Beide quitt.«

»O, noch nicht! Er wird Sie fortjagen!«

»Ich werde nicht gehen!«

»Wirklich nicht? So wird er Sie schinden und beunruhigen!«

»Ich werde mir das verbitten!«

»Er wird Ihnen die Lösung Ihrer Aufgabe unmöglich machen!«

»Ich habe ihn nicht zu fürchten, obgleich er Alles zu regieren gedenkt. Denken wir nicht an ihn! Ich habe Dir etwas Wichtigeres zu sagen. Kannst Du unbemerkt Hacken und Schaufeln besorgen?«

»Warum nicht?«

»Für heute Abend?«

»Sehr leicht.«

»Nun wohl; wir werden ein Grab öffnen.«

»Donnerwetter! Ein Grab aufmachen? Das klingt ja ganz unmöglich!«

»Kennst Du den Zauberer Abu Hassan, der heute in Thionville Vorstellungen giebt?«

»Ja. Er wohnt im Gasthofe, dem Doctor Bertrand gegenüber. Es ist ein Frauenzimmer bei seiner Truppe, welches mir heute eine förmliche Liebeserklärung gemacht hat.«

»Glücklicher Mann, die Liebe einer Künstlerin zu erregen!«

»Hm, die Kunst ist in ihr bereits über dreißig Jahre alt geworden, Herr Doctor!«

»Desto größere Anerkennung verdient sie. Aber, bleiben wir bei der Sache! Abu Hassan ist jedenfalls ein Orientale; die erste Frau des Barons stammte auch aus dem Oriente. Beide müssen in irgend einer

Beziehung zu einander gestanden haben,
denn er ist gekommen, sich ihre Gebeine zu
holen.«

»Das kommt mir noch mehr als orientalisch
vor. Aber was haben Sie, und was habe ich
mit diesem Hassan und diesen
orientalischen Gebeinen zu thun?«

»Wir sollen sie ihm mit aus der Erde
hacken.«

»Warum denn gerade wir?«

»Ja, die Veranlassung ist geradezu
lächerlich. Ich stieg gestern Abend am
Blitzableiter herab, während er aus irgend
einem Grunde um das Schloß herumstrich.
Er hielt mich für einen Einbrecher, einen
Dieb. Und da ein solcher sich wohl zur
widerrechtlichen Oeffnung eines Grabes
dingen läßt, so bot er mir zweihundert
Franken, wenn ich ihm behilflich sein und
noch einen Arbeiter bringen wolle, das
Heidengrab zu öffnen.«

»Und Sie haben das wirklich
angenommen?«

»Ja. Ich glaube nämlich fast, daß die
Baronin gar nicht gestorben ist, und also
auch nicht begraben worden sein kann.
Entweder ist das Grab leer, oder es enthält
eine falsche Leiche. Ich muß mich
überzeugen und werde also heute Abend
dort eintreffen.«

»Ich bin dabei; aber das Geld nehmen wir
nicht.«

»Das versteht sich ganz von selbst! Richte
es also so ein, daß Du noch vor elf Uhr mit
den Werkzeugen am Grabe anlangst. Hier
nun wollen wir uns trennen. Für morgen
habe ich einen Weg für Dich. Hier sind
Briefe. Du gehst mit ihnen über die Grenze
und gibst sie drüben auf der ersten
deutschen Postanstalt ab. Ich traue hier
nicht recht, daß sie mir geöffnet werden
könnten.«

Er gab ihm die Scripturen, und dann trennten sie sich.

Als Müller das Schloß erreichte, war es bereits über zwölf Uhr geworden. Ein Diener sagte ihm, daß der Herr Capitän soeben befohlen habe, den Doctor Müller zu ihm zu schicken, sobald er von seinem Spaziergange zurückgekehrt sei.

Also der Capitän befand sich bereits daheim! Das war für den Deutschen ein ganz unanfechtbarer Beweis, daß zwischen dem Schlosse und der Klosterruine ein kerzengerader unterirdischer Weg vorhanden sei. Er fürchtete den Alten nicht im Mindesten und begab sich in größter Seelenruhe nach dem Zimmer desselben.

Er saß am Schreibtische und schrieb. Als Müller eintrat, erhob er sich rasch, warf die Feder auf den Tisch und sagte:

»Monsieur, ich habe Sie zu mir kommen lassen, um Ihnen das zwischen mir und

Ihnen zu bestehende Verhältniß einmal klar zu machen.«

Er befand sich augenscheinlich in einem Zustand hochgradiger Erregung. Dieser Umstand aber beirrte den Deutschen ganz und gar nicht. Er antwortete:

»Das ist mir außerordentlich lieb. Auch ich liebe die Klarheit, und werde gegenwärtig gern das Meine beitragen, um zu ihr zu gelangen.«

Der Alte that, als ob er die Kampfbereitschaft, welche in diesen Worten lag, gar nicht bemerkte, oder er bemerkte sie wirklich nicht, sondern fuhr im rücksichtslosesten Tone fort:

»Sie haben sich vorhin in der Ruine eine Sprache erlaubt, die ich nicht dulden kann!«

Der Deutsche zuckte die Achsel und meinte:

»Da liegt die Schuld jedenfalls an meiner musikalischen Begabung.«

»Wie meinen Sie das?« fragte der Capitän stutzend.

»Nun, ich habe mich früher sehr mit Harmonielehre und Generalbaßstudien beschäftigt, und seit jener Zeit bin ich immer ein Freund des Harmonischen geblieben. Ich antworte in Dur, wenn man mich in Dur fragt, und rede in Moll, wenn man in Moll zu mir spricht. Der Herr Capitän beliebte, in der Ruine eine Redeweise anzuwenden, welche sehr strignendo klang; mein musikalisches Rechtsgefühl erlaubte mir nur, strignendo zu antworten.«

»Larifari! Was verstehe ich von Ihrem Dur, Moll und Strignendo! Ich habe Sie einfach zu fragen, ob Sie mich als Ihren Herrn anerkennen, dem Sie unbedingt und auf alle Fälle zu gehorchen haben. Antworten Sie strikte: Ja oder Nein?«

»Nein!«

»Ah, also wirklich Nein?«

»Wirklich Nein!«

»So jage ich Sie zum Teufel!« brauste der Alte auf.

»Ich gehe nicht!«

»Nicht? Das wollen wir sehen! Ich werde Sie zu zwingen wissen!«

»Sie können mir gar nicht zumuthen, wirklich zum Teufel zu gehen, wenn es Ihnen wunderlicher Weise einfällt, mich zu ihm zu schicken. Ich weiß bis heute noch nicht, wo sich die Wohnung dieses ehrenwerthen Monsieurs befindet. Ich werde auch überhaupt nicht gehen, wenn Sie mich fortschicken, denn Sie haben kein Recht dazu.«

»Sie widerstehen mir?«

»Allerdings. Ich bin vom Baron de Sainte-Marie engagirt, nicht von Ihnen!«

»Oho! Ich habe an seiner Stelle den Contract unterzeichnet und besiegelt, und ich werde an seiner Stelle auch die Ausweisung unterschreiben und petschiren.«

»Versuchen Sie es! Sie werden sehen, daß ich Sie nicht fürchte, Herr Capitän!«

So war ihm noch Keiner gekommen. Er fletschte die Zähne, trat auf den Deutschen zu, und rief mit ganz und gar nicht unterdrückter, sondern mit dröhnender Stimme:

»So werde ich Sie mit meinen Händen erfassen und hinauswerfen!«

Müller lächelte ihm mit größter Freundlichkeit entgegen und antwortete:

»Oder die Pistole nehmen und mich erschießen, wie den Fabrikdirector.

Verstanden?«

Da fuhr der Alte zurück, als habe er ein Gespenst gesehen. Seine Augen öffneten sich weit, eben so sein Mund, aber nicht vor Schreck, sondern vor ungeheurem Zorn.

»Herr!« donnerte er. »Soll ich Sie zermalmen?«

»Das würde Ihnen schwer werden. Mir wird es nie einfallen, ein Blanquet auszustellen, welches Sie dann mit der Erklärung ausfüllen, daß ich mich selbst morde, weil ich Ihre Gelder unterschlagen habe, die Sie doch den Augenblick vorher in guten, echten, leider aber gezeichneten Banknoten einsteckten.«

Jetzt stutzte der Alte doch. Er war so betroffen, daß er kein Wort hervorbrachte.

»Ich hätte Ihnen,« fuhr Müller fort, »wirklich die Klugheit zugetraut, mit einem Manne meines Kalibers richtig sprechen zu können; aber ich sehe leider, daß ich mich

täuschte. Sie beherrschen die ganze
Besitzung, so daß alle Welt Sie flieht und
fürchtet; aber dem armen, buckeligen
Deutschen vermochten Sie doch nicht,
Respect abzunöthigen. Ein Mann der
Wissenschaft, zumal meiner Wissenschaft,
fürchtet keinen Menschen.«

»Ihrer Wissenschaft? Welche Wissenschaft
nennen Sie denn so speciell die Ihrige?«

»Die Magie.«

»Die Magie? Unsinn! Reden Sie zu alten
Weibern von der Magie, aber nicht zu mir.
Mit diesem Schwindel machen Sie mich
nicht zum Fürchten, Monsieur Müller!«

Er hatte seine Fassung wieder gewonnen
und blickte den Deutschen finster an.
Dieser hielt den herausfordernden Blick
gelassen aus und antwortete lächelnd:

»Sie irren. Haben Sie einmal etwas vom
Erdspiegel gehört, in welchem Derjenige,
der es versteht, Alles sehen kann, was er

will, selbst die tiefsten Geheimnisse eines Menschen?«

»Unsinn, und abermals Unsinn!«

»Ich werde Ihnen das Gegentheil beweisen. Ich wollte sehen, was Sie thaten, und blickte in meinen Spiegel. Da sah ich Sie durch eine Stelle der Täfelung in das Gemach des Directors treten; ich sah ihn das Geld aufzählen; ich sah ihn das Blanquet ausstellen; ich sah Sie dann, am Schreibtische sitzend, das Blanquet ausfüllen; ich sah Sie dann in den Hintergrund des Zimmers treten, während er am Schreibtische las, was Sie geschrieben hatten; ich sah, wie er dann nach der Leitung sprang, wie in Ihrer Hand der Schuß aufblitzte, wie Sie das Blanquet so legten, daß es gesehen werden konnte, wie Sie in Ihre Wohnung gingen, um das Geld zu verbergen, und sich dann schnell umkleideten, um den Glauben zu erwecken, daß Sie soeben erst erwacht seien. Mein Erdspiegel zeigte mir die Leitung; darum fand ich sie sogleich.«

Während dieser Worte war eine schreckliche Veränderung mit dem Alten vorgegangen. Seine Augen waren vor Angst eingesunken, seine Wangen erbleicht. Sein Schnurrbart hing trostlos hernieder, und er selbst war auf einen nahen Stuhl gesunken. Dieser Deutsche schilderte den Hergang so genau, als ob er selbst dabei gewesen wäre. War die Geschichte vom Erdspiegel wirklich keine leere Sage?

»Ist's wahr?« stöhnte er. »Ist's wahr?«

»Vollständig wahr. Ich habe das Alles nicht bloß gesehen, sondern auch gehört, Wort für Wort. Ich hörte die Versprechungen, welche Sie dem Director machten; die Erklärung, welche Sie seiner Liebe zur Baronin gaben; ich hörte, daß Sie ihn bereits am Vormittage mit ihr im Boudoir beobachtet hatten. Ich hörte von der Gratification, mit der Sie ihn kirrten; ich hörte Alles, Alles, bis der Schuß fiel, denn dann war ja nichts mehr zu hören.«

»O, mein Gott, mein Gott!«

»Und so sehe ich noch jetzt das geraubte Gut, welches Sie dort im geheimen Fache hinter dem dritten Kasten verborgen halten; ein leiser Druck genügt, um die Feder zu öffnen. Soll ich es Ihnen zeigen?«

Er trat näher.

»Nein, nein!« schrie der Alte entsetzt, indem er seine Arme abwehrend ausstreckte.

»Ich sehe sogar die Nummern der Noten,« fuhr Müller fort. »Sie sind 10468, 17391, 21869, und so weiter, und darauf befinden sich die Anfangsbuchstaben der Firmen, von denen sie der Director erhielt. Sagen Sie selbst, ob der Erdspiegel ein solcher Unsinn ist, wie Sie sich auszudrücken beliebten!«

Da richtete der Alte einen furchtsamen, angstvollen Blick auf ihn und fragte:

»Und das Alles ist Wahrheit?«

»Pah, zweifeln Sie immerhin daran, wenn Sie es vermögen! Aber sehen Sie es wenigstens ein, daß ein deutscher Doctor Ihnen ebenbürtig ist! Sie haben mir gedroht, mich hinauszuerwerfen. Nun wohl, so werde ich Sie zwar nicht hinauswerfen, aber hinausführen lassen, nämlich von den Sergeanten der Polizei. Das Blut des Directors schreit zum Himmel; ich kann beweisen, wer sein Mörder ist, und die Baronin soll den heimlich Geliebten gerächt sehen!«

Da fuhr der Alte empor.

»Nein, nein, nur dieses nicht! Sie sind ein fürchterlicher Mensch! Was verlangen Sie denn eigentlich von mir?«

»Sehr wenig. Ich verlange Ihre Unterschrift, daß Sie der Mörder des Directors sind.«

»Unmöglich!« rief der Capitän.

»Sehr möglich und sogar nothwendig!
Hören Sie mich an! Sie geben mir diese
Unterschrift, welche Sie mit Ihrem Siegel
sowohl, als auch mit Ihrem Stempel
versehen. Ich bewahre dieselbe auf, bis ich
von hier freiwillig abgehe. Scheiden wir im
Guten, so erhalten Sie die Unterschrift
zurück, und Niemand wird erfahren, was
Sie thaten. Scheiden wir im Bösen, so
kommt die Schrift in die Hände der
Baronesse. Ich gebe Ihnen fünf Minuten
Bedenkzeit. Sind diese verflossen, ohne daß
Sie sich zu der Unterschrift bequemen, so
lasse ich die Polizei kommen. Ich brauche
meine Beweise gar nicht; es genügt einfach
die Thatsache, daß man die Noten bei Ihnen
findet, während Sie in den Acten deponiren,
daß der Director sie unterschlagen habe.
Also fünf Minuten, sie beginnen jetzt.
Entscheiden Sie sich!«

Der Alte sah sich gefangen; es half ihm
kein Leugnen. Nur eine Rettung gab es:
diesen Deutschen niederzuschießen gerade
wie den Fabrikdirector.

Die Hand des Capitäns näherte sich dem Kasten, in welchem er seine Waffen liegen hatte; da aber griff der Deutsche in seine Tasche, zog den Revolver hervor und drohte:

»Die Hand vom Kasten, oder ich schieße Sie nieder wie einen Hund, wie ein Raubthier, das Sie ja auch sind! Drei Minuten! Sie haben nur noch zwei. Ich scherze nicht, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nicht eine Secunde länger warte!«

Da griff der Alte nach dem dritten Kasten, um die Banknoten heraus zu nehmen. Er wollte sie vernichten; dann gab es keinen Beweis mehr gegen ihn. Aber sofort stand Müller bei ihm und hielt ihm seine Hand.

»Halt! Mich überlisten Sie nicht! Sie haben noch eine halbe Minute, dann klinge ich die ganze Dienerschaft zusammen. In deren Gegenwart dürfen Sie dann die Noten herausnehmen, eher aber nicht.«

Er blickte nach der Uhr.

»Fünf Minuten um! Nun?«

»Sie sind ein Teufel!« ächzte der Alte.

»Pah, was nutzt das ewige Verhandeln! Ich warte nicht!«

Bei diesen Worten faßte er den Glockenzug und schellte. Da aber sprang der Alte auf und schrie in entsetzlicher Angst:

»Halt! Halt! Ich unterschreibe!«

»Was ich dictiren werde?« fragte Müller.

»Ja, Alles!«

In diesem Augenblicke trat der Diener ein. Der Capitän blickte voller Angst auf Müller, was dieser sagen werde. Der Deutsche wandte sich nach der Thür und sagte:

»Der Herr Capitän läßt Ihnen sagen, daß ich als Erzieher des Baron Alexander das Recht

beanspruchen kann, an der Familientafel zu speisen. Es ist also von jetzt an für mich dort zu serviren!«

Der Domestike verbeugte sich und schritt heraus, vor Verwunderung ganz wirr im Kopfe. So etwas Unerhörtes war in diesem Hause noch niemals passirt.

»Auch das noch!« rief der Alte. »Ich wiederhole es, Sie sind ein Teufel!«

»Und Sie ein Satan!« lachte Müller.
»Raisoniren Sie übrigens nicht, sondern schreiben Sie, sonst sehe ich mich veranlaßt, nochmals zu klingeln, und dann stehe ich für nichts.«

»Sie werden das Blatt keinem Menschen zeigen?«

»So lange wir Freunde sind, keinem Menschen.«

»Gut, so dictiren Sie!«

Er nahm einen Bogen Papier her und griff zur Feder. Müller dictirte folgende Zeilen:

»Ich gestehe hiermit ein, daß mein Fabrikdirector kein Selbstmörder ist, sondern von mir erschossen worden ist. Die Banknoten, welche er nach meiner Aussage mir unterschlagen haben soll, hat er mir fünf Minuten vor dem tödtlichen Schusse ausgezahlt.

Ortry, den 19. Mai 1870.

Albin Richemonte, Capitän.«

Der Wortlaut dieses Eingeständnisses gefiel dem Capitän nicht. Er widersprach, er bat, er drohte; es half ihm nicht; der Deutsche beharrte eisern auf seinem Vorsatze.

Endlich hatte er das Papier unterschrieben und untersiegelt in der Hand; da trat er zur Klingel und zog daran.

»Um Gotteswillen, was wollen Sie noch?« fragte der Alte besorgt.

»Bleiben Sie ruhig,« antwortete Müller.
»Ich beabsichtige nichts Ihnen
Gefährliches.«

Und als der Diener eintrat, befahl er:

»Der Herr Capitän läßt die gnädige
Baronesse und Mademoiselle Nanon zu
sich bitten.«

»Aber was sollen denn diese?« fragte der
Alte, als der Diener sich entfernt hatte.

»Sie sollen Ihre Unterschrift
recognosciren,« antwortete Müller. »Bei
Ihnen muß man vorsichtig sein. Sie könnten
sonst Alles ableugnen und für gefälscht
erklären.«

Der Capitän hätte den Deutschen erwürgen
mögen, aber er mußte seine Wuth
verbergen. Im Stillen aber gelobte er sich
Rache.

»Ich werde ihn beobachten, wenn er
nachher geht,« dachte er. »Ich werde sehen,

wo er das Papier verbirgt. Ich werde es mir holen und die Banknoten an einem anderen Ort verstecken; dann habe ich ihn überlistet, und er ist machtlos.«

Er brachte bei diesem Entschlusse weder den Erdspiegel, oder, was ja ganz dasselbe war, die vorsichtige Klugheit Müller's in Rechnung.

Es dauerte gar nicht lange, so erschienen die beiden Damen, ganz begierig, zu wissen, was der so seltene Ruf zum Capitän bedeute. Sie waren erstaunt, Müller bei ihm zu sehen, und ihr Erstaunen wuchs, als dieser sie anredete:

»Mesdemoiselles, ich stehe im Begriffe, mir eine sehr große Gefälligkeit von Ihnen zu erbitten. Der Herr Capitän hat mir hier einen Revers ausgestellt, zu dessen Giltigkeit unbedingt erforderlich ist, daß zwei Personen bezeugen, daß Unterschrift, Siegel und Stempel wirklich von ihm stammen. Würden Sie die Gewogenheit

haben, dies durch ein paar Worte und Ihre Unterschrift zu beurkunden?«

»Gern!« sagte Marion bereitwillig.

»Großpapa, Du hast das geschrieben, unterschiegelt und gestempelt?«

»Ja,« antwortete er, innerlich knirschend.

»Aber Ihr Beiden dürft es nicht lesen!«

»Gut, so legen wir Etwas darauf!«

Sie bedeckte den Inhalt mit einem Papierblatte und schrieb dann zwei Zellen. Als sie fertig war, schob sie die Schrift der Freundin hin. Diese unterzeichnete und nun las Marion vor:

»Wir haben geschrieben: »Daß diese Unterschrift nebst Stempel und Siegel in Wirklichkeit von der Hand meines Großvaters, des Capitäns Albin Richemonte, stammen, bescheinigen wir mit unserer Unterschrift. Marion de Sainte-Marie. Nanon Charbonnier.« Ist es so richtig?«

»Ganz und gar,« antwortete Müller, indem er sich verbeugte. »Nehmen Sie unseren herzlichsten Dank!«

Sie sahen, daß sie entlassen seien, dennoch aber fragte Marion den Deutschen:

»Ich hörte von Alexander, daß Sie mit uns nach Thionville fahren?«

»Ja; er hat mich, so zu sagen, zu dieser Tour gepreßt,« antwortete er lächelnd.

»Uns ebenso, doch müssen wir dies schwere Leiden mit Geduld ertragen. Adieu!«

Als sie sich entfernt hatten, erhob sich der Alte und stand in der Ueberzeugung, daß er seinen Gegner doch noch betrügen werde, in stolzer Haltung da.

»Nun sind wir wohl fertig!« fragte er.

»Ja, obgleich ich eigentlich noch im Sinne hatte, dafür zu sorgen, daß die Banknoten nicht verschwinden, sondern als Beweis

zurückbleiben. Allein sie sind nicht mehr nothwendig dazu. Ihre Unterschrift und diejenige der Damen genügen vollständig.«

»So können Sie gehen!«

Er wendete sich in imponiren sollender Haltung ab. Müller aber blieb stehen und beobachtete ihn mit stillem Lächeln. Da wendete er sich rasch wieder um und fragte:

»Nun, ich denke, wir sind fertig!«

»Allerdings, nämlich bis auf eine kurze Bemerkung. Ich bin überzeugt, daß Sie mich noch immer zu niedrig taxiren. Ihre persönliche Haltung, Ihr so schnell veränderter Ton, sind eine Unvorsichtigkeit, denn sie lassen mich vermuthen, daß Sie noch immer glauben, mich zu überlisten. Ich weiß, in welcher Weise dies einzig nur geschehen kann: Sie werden durch ein gewisses, matt geschliffenes Glas beobachten, wohin ich das Papier lege und es mir dann stehlen. Sie werden ferner den

Noten einen anderen Aufbewahrungsort geben; dann stehe ich macht- und beweislos Ihnen gegenüber, und Sie können mich wie einen Hund vom Hause jagen. Oder Sie machen es noch kürzer: Sie schießen mir eine Kugel durch den Kopf; das ist gründlich gehandelt. Da muß ich Ihnen nun leider sagen, daß ich Ihnen Schach und Matt biete. Ich fahre nachher nach Thionville. Von da aus geht eine Estafette mit diesem Papiere nach meiner Heimath, wo dasselbe heilig aufbewahrt wird. Widerfährt mir bei Ihnen hier das geringste Leid, so wandert das Papier zum Staatsprocurator. Was dann folgt, das können Sie sich ausmalen, nachdem ich Sie jetzt verlassen habe. Adieu, Herr Capitän!«

Er ging, aber hinter sich vernahm er noch die vor Wuth förmlich herausgekeuchten Worte:

»Hole Dich der Teufel! Dieses Geschöpf des Satanas ist wahrhaftig allwissend!« –

Kurze Zeit später fuhren die beiden Wagen vom Schlosse ab nach Thionville, und Müller wurde wirklich von der Baronin eingeladen, in dem ihrigen Platz zu nehmen. —

Gegenüber von dem Hause, in welchem Doctor Bertrand sein Domicil aufgeschlagen hatte, befand sich ein Gasthof, welcher besonders von den Angehörigen des Mittelstandes besucht zu werden pflegte. Dort hatte der Zauberer Abu Hassan mit seiner Künstlertruppe Wohnung genommen.

Keiner von seinen Leuten wußte, woher der Chef eigentlich stammte, und Keiner kannte die Quellen, aus denen er schöpfte. Mochte die Einnahme eine noch so karge sein, Hassan hatte immer Geld, seine Mitglieder zu befriedigen.

Niemand ahnte, daß er dieses Leben nur gewählt hatte, weil es ihn überall im Lande herumführte und ihm reichliche Gelegenheit gab, Nachforschungen

anzustellen, ohne dabei auffällig zu werden. Es galt der Entdeckung eines Geheimnisses, der Rache eines Verbrechens. Er hatte Jahre lang vergebens gesucht, hatte bereits die Hoffnung aufgeben wollen, und nun, nun stand er plötzlich vor dem Anfange des Endes.

Im kleinen Stübchen, welches an die große Gaststube stieß, saß Fritz Schneeberg bei einem Glase Wein. Neben ihm saß eine der Künstlerinnen. Sie hatte auf alle Fälle bereits dreißig Jahre zurückgelegt; ihr Gesicht predigte laut von übermäßig befriedigten Leidenschaften, doch hatten Puder und Schminke das Ihrige gethan, ihr ein möglichst anziehendes Aussehen zu geben. Sie war bereits für die Vorstellung in ein leichtes, durchsichtiges Flittergewand gekleidet. Das blaue, goldbeflammerte Mieder ließ Hals, Nacken, Busen und Arme frei, und das Röckchen, kaum noch weiß von Farbe, bedeckte kaum die Oberschenkel und gab dem Blicke die starken, mit durchscheinenden Tricots bekleideten Beine zur ungeschmälerten

Besichtigung. Trotz ihrer vollen, schweren Gestalt war sie die Seilkünstlerin der Truppe, und selbst der sonst so lobeskarge Director hatte ihren Leistungen stets nur seine Anerkennung zuertheilt.

Jetzt also saß sie neben dem Deutschen, verschlang dessen volle, kräftige Gestalt mit gierigen Augen und versuchte, den nackten Arm um seinen Arm zu legen, was ihr aber nicht gelang, da er sich bei allen diesen Bewegungen abweisend zurückbog.

»So komm doch her! Nur einen einzigen Kuß, Goldjunge!« bat sie ihn.

»Laß mich, Mädchen!« antwortete er. »Ein Schluck Wein ist mir lieber als tausend Küsse von Dir!«

»Oho!« zürnte sie. »Sehe ich denn etwa gar so widerwärtig aus?«

»Hm! Ich denke mir, den Wein hat noch Niemand getrunken, Du aber bist

zehntausendmal geküßt worden. Das langt noch gar nicht zu. Und von wem?«

»Von wem, das geht Dich nichts an! Jetzt sehe ich Dich, jetzt will ich Dich. Höre, ich bin den Männern stets gut gewesen; sie haben mich finden können, wo sie nur wollten, aber jetzt, jetzt habe ich Dich so lieb, daß ich der ganzen Männerwelt entsagen könnte um Deinetwillen.«

»Entsage ihr ja nicht, denn mich kriegst Du nicht!« lachte er.

»Nicht? Warum? Hast Du etwa bereits eine Geliebte?«

»Leider nein!«

»Nun, warum sperrst Du Dich! Ich will Dich haben, und ich muß Dich haben! Ich bin so völlig vernarrt in Dich, daß ich mich gar nicht mehr kenne. Und außerdem siehst Du Jemandem aus meinen ersten Jugendjahren so täuschend ähnlich, daß es

mir ist, als müsse ich an Dir gut machen,
was ich als Kind an ihm verbrochen habe.«

»Verbrochen? Wer war das?«

»Das geht Dich nichts an. Und dennoch
erzähle ich es Dir, wenn Du mir einen Kuß
giebst!«

»Ich mag es nicht erfahren!«

Bei solchen stark sinnlichen Naturen macht
man sehr häufig die Erfahrung, daß sie sich
gerade von Denen am Meisten angezogen
fühlen, die von ihnen abgestoßen werden.
So war es auch hier. Sie griff mit den
Armen abermals nach ihm, er aber schob
sie zurück. Das erweckte endlich doch
ihren Zorn.

»Höre, Bursche, was bildest Du Dir ein!«
rief sie. »Was bist Du denn? Ein
Kräutermann, weiter nichts; und ich bin
eine viel gesuchte Künstlerin, an deren
jeden Finger sich gern zehn Männer
hängen.«

»Oho, schneide nicht auf!«

»Aufschneiden? Ah, warum will mich denn der Bajazzo heirathen, he? Warum macht er mir das Leben so schwer? Warum läßt er mir weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe? Warum schwört er mir Rache, wenn ich seine Bewerbung zurückweise?«

»Nun, jedenfalls weil er sich auch an einem Deiner Finger aufhängen will!«

»Nein, nicht deshalb, sondern weil er weiß, daß er ein riesiges Geld mit mir verdienen kann. Die Männer und Burschen sind ja Alle ganz vernarrt in mich!«

»So hat dieser Bajazzo weder Liebe zu Dir noch irgend ein Ehrgefühl!«

»Das fällt ihm auch Beides gar nicht ein. Er ist ja eigentlich mein Stiefvater.«

»Alle Teufel! Wie alt ist er denn?«

»Weit in die Fünfzig. Meine Mutter, seine zweite Frau, ist früh gestorben, und von

dieser Zeit an hat er mich in der Welt herumgeschleppt. Als ich Kind war, hat er meine kleine Gage stets in seine Tasche gesteckt; als ich größer und klüger wurde, hielt ich meine eigene Kasse. Das will er ändern. Ich soll seine Frau werden, damit er es wieder machen kann wie früher. Aber er bringt es nicht so weit, der Lüdrian, der Trunkenbold. Er säuft von Früh bis Abend, so daß es ein wahres Wunder ist, daß er den Hals noch nicht gebrochen hat. Lieb wäre mir das. Doch lassen wir ihn! Komm' her, Schatz, Du bist mir lieber als alle, alle Anderen!«

Sie wollte ihn fassen; er schob sie zurück. Das verdoppelte ihre Begierde. Sie stand auf, um mehr Kraft anwenden zu können.

»Du willst nicht?« fragte sie. »Wirklich nicht? Nun, so will ich Dir zeigen, daß ich mir nehme, was ich nicht freiwillig bekomme.«

Sie warf sich auf ihn mit der ganzen Kraft ihres schweren Körpers. Sie umfaßte ihn

mit aller Anstrengung ihrer geübten Muskeln. Er wehrte sich. Sie achtete nicht darauf, daß ihr beim Ringen das Mieder zerriß, und daß das leichte Röckchen an der Ecke des Tisches vollständig Schiffbruch nahm, so daß sie nun fast ganz entkleidet auf ihm lag.

Aber Fritz war ein kräftiger Patron. Er faßte sie bei den Ellenbogen, daß ihr die Gelenke knackten; er schob sie von sich ab. Sie hatte sich an seiner Brust festgegriffen und wollte nicht loslassen.

»Packe Dich, Dirne!« rief er endlich zornig.
»Das ist kein Spaß mehr!«

Er gab ihr einen kräftigen Stoß, so daß sie rückwärts flog, aber in ihrer Faust blieb der vordere Theil seiner Blouse und des Hemdes hängen.

»Siehst Du, was Du anrichtest!« meinte er mit verdoppeltem Zorne. »Nun sehe ich aus wie ein Vagabund und kann nur gleich nach einer neuen Blouse laufen.«

Sie aber hörte seine Worte gar nicht; sie stand fast steif vor ihm und starrte nach seinem Hals. Er bemerkte das und fragte:

»Was hast Du, daß Du mich so anstarrst?«

»Dieser Zahn, o, dieser Zahn! Zeig her, zeig her!«

Sie griff nach der Kette, zog den Zahn näher und betrachtete ihn mit funkelnden Augen.

»Was ist's mit dem Zahn?« fragte er.

»Er ist's, er ist's. Es ist der eine! Mensch, Du siehst ihm so ähnlich, dem die beiden Zwillingsknaben geraubt wurden, diese Aehnlichkeit ist mir sogleich aufgefallen; ich war ein achtjähriges Mädchen, und er war nicht viel älter als Du jetzt. Sage, woher hast Du diesen Zahn?«

Die Worte des Mädchens hatten ihn aufmerksam gemacht.

»Doch von meinen Eltern,« antwortete er.

»Wer waren sie?«

»Das weiß ich nicht; ich bin ein Findelkind.«

»Ein Findelkind!« schrie sie förmlich auf.
»Wo hat man Dich gefunden?«

»In der Nähe eines Dorfes bei Neidenburg in Ostpreußen,« antwortete er, und richtete voller Erwartung seine Augen auf das erregte, vor ihm stehende Mädchen.

*

Fortsetzung 8

Fritz glaubte, dem Mädchen die Wahrheit sagen zu können. Nanon aber, so sehr er diese anbetete, hatte er gesagt, daß er zwischen den Bergen, also wohl in der Schweiz, gefunden worden sei, weil er in der Umgegend für einen Schweizer gehalten werden sollte.

»Bei Neidenburg!« jubelte das Mädchen.
»Du bist's! Du bist's! O, nun kann ich Dich zwingen, mich lieb zu haben, denn ich weiß ein Geheimniß, welches mir nur Deine Liebe abkaufen kann. Willst Du mich lieb haben, lieb, sehr lieb? Antworte schnell!«

Sie stand vor ihm da im zerfetzten Röckchen, mit herunterhängendem Mieder; sie bemerkte es gar nicht, er aber sah es; er mußte es ja sehen, und es überkam ihn ein unwiderstehliches Grauen, ein Abscheu, ein Ekel vor diesem Geschöpfe.

»Was ist's für ein Geheimniß?« fragte er.

»Sage erst, ob Du mich lieben willst!«
drängte sie.

»Nein!« antwortete er, sich abwendend.

»Nun, so will ich Dir sagen, wer Deine Eltern sind, wenn Du mir gehören willst!«

Schnell drehte er sich wieder zu ihr.

»Meine Eltern?« rief er. »Kennst Du sie?«

»Ja, ganz genau. Ihr waret zwei Zwillingsbrüder. Ihr wurdet geraubt, auf den Befehl eines hohen Herrn geraubt, der den Räuber reich belohnte. Später aber ginget Ihr verloren, Du bei Neidenburg und der Andere – ah, was schwatze ich da! Liebe will ich, Liebe, Liebe, Liebe! Dann sage ich Dir, wer Du bist. Willst Du heute Abend zu mir kommen?«

Sie stand vor ihm voll unverschämter Lüsternheit, ein weiblicher Faun.

»Nein,« antwortete er, erröthend an ihrer Statt.

»Ich nenne Dir Deine Eltern!«

»Nein!« war seine feste, entschiedene Antwort.

Er dachte an Nanon, die Herrliche, Reine; er konnte unmöglich ja sagen.

»Ich mache Dich zu einem Grafensohne,« bat sie.

»Nein!«

»Nur einen Kuß, einen einzigen Kuß!«

»Auch keinen Kuß!«

Das erregte ihre Wuth.

»Verdammter Hartkopf!« drohte sie.

»Willst Du denn mit aller Gewalt ein Kräutermann bleiben? Ich verlange einen Schundpreis für das, was ich Dir biete.«

Da öffnete sich die Thür und der Bajazzo trat ein. Er erblickte seine Pflegetochter. Er sah ihr derangirtes Gewand, er sah die

Blouse und die Weste Fritzens geöffnet. Seine Augen funkelten vor Wuth und er fragte:

»Was macht Ihr da, he? Soll ich Euch mit dem Stocke auseinander treiben? Jetzt eben schlägt es zwei Uhr und die Vorstellung soll anfangen. Wie siehst Du aus, Metze! Packe Dich sofort in die Garderobe! Und dieses Bürschchen da werde ich bei den Ohren nehmen und daran erinnern, daß es hier bei uns –«

Er hielt mitten im Satze inne. Sein Blick war auf die Kette und den Zahn gefallen. Er war betrunken, sogar sehr betrunken, aber er erbleichte dennoch. Ohne seine Schimpfreden fortzusetzen, drehte er sich um und verließ das Stübchen. Er sah so verwirrt und erschrocken aus wie einer, den die Nemesis beim Schopfe fassen will.

»Was war so plötzlich mit ihm?« fragte Fritz das Mädchen.

»Er sah diesen Zahn,« antwortete sie.
»Siehst Du, welche Wirkung dieser hat!
Nach der Vorstellung sprechen wir weiter.
Jetzt muß ich in die Garderobe. Aber so ist
es, wenn die Liebe zu stark wird, zerreißen
die Kleider. Also überlege es Dir, ob Du
mich haben willst, wenn ich Dir eine
Grafenkrone dafür gebe.«

Sie ging und ließ ihn in größter Erregung
zurück. Er stand vor der Lösung seines
Geheimnisses, aber der Schlüssel stank vor
Schmutz. Was sollte er thun? O, wenn er
doch einmal mit Nanon reden könnte! Kam
sie vielleicht zur Vorstellung? Dieselbe war
ja auf allen umliegenden Ortschaften
angemeldet worden. Aber nein; für die
Bewohner von Schloß Ortry war dies kein
Vergnügen.

Er ging, um sich eine andere Blouse zu
kaufen, da er keine andere besaß, als die
zerrissene.

Nicht weit vom Gasthause war ein Laden;
dorthin ging er. Er fand, was er suchte,

kaufte und bezahlte das Stück und zog es sogleich an, die alte dem Händler als Geschenk zurücklassend. Als er aus dem Laden trat, kamen soeben zwei Wagen herangerollt. Im ersten erblickte er Müller und im zweiten Nanon; für die Uebrigen hatte er keine Augen. Beide grüßten ihn freundlich, und nun nahm er sich vor, mit Nanon zu sprechen, wenn es nur irgend möglich zu machen sei.

Unterdessen war die Seilkünstlerin in die Garderobe getreten, welche im Hinterhause des Gasthofes lag. Alle anderen Künstler befanden sich bereits auf dem Platze, wo die Vorstellung gegeben werden sollte; nur der Hanswurst wartete auf sie.

Als sie eintrat, führte er gerade die fast geleerte Flasche an den Mund. Er trank sie aus und warf sie zu Boden, daß die Scherben umherflogen.

»Verdammte Liebelei mit diesem Burschen!« rief er. »Und wie habt Ihr Euch

an einander herumgedrückt! Der ganze Anzug ist dabei zerrissen worden!«

»Geht das Dich etwas an?« fragte sie schnippisch, indem sie einen alten Kasten öffnete, um ein anderes Fähnchen herauszunehmen.

»Mich?« meinte er erbost. »Ja, mich am Allermeisten! Bin ich nicht Dein Vater, Dein Bräutigam?«

»Bräutigam!« lachte sie höhnisch. »Der sitzt drinnen im Stübchen.«

»Der? Ah, der Lump, der Pflanzensucher!«

»Nein, sondern der Edelmann, der Grafensohn! Du hast ja den Zahn gesehen!«

»Den Zahn? Welchen Zahn? Den Teufel habe ich gesehen, aber keinen Zahn!«

»Lüge nicht!« gebot sie ihm, indem sie ganz nackt vor ihm stand und nun begann, sich anzukleiden. »Du hast ihn wohl gesehen. Du bist ja sofort ausgerissen.«

»Willst Du schweigen, verfluchte Dirne!«
rief er wüthend. »Ich glaube gar, Du willst
uns an den Galgen reden!«

»Mich nicht, aber Dich! Ich kann nicht
bestraft werden. Ich mußte Dir gehorchen;
ich habe nur Wache gestanden; ich war
noch ein Kind. Ich bin ihm gut. Er muß
mich wieder lieben, und ich mache ihn zum
Grafen.«

Diese Worte waren in einem höchst
entschlossenen Tone gesprochen. Der
Bajazzo stand dabei mit gläsernen Augen;
der Teufel des Fusels blickte aus ihnen. Er
knirrte die Zähne hörbar zusammen,
erhob drohend die geballte Faust und
fragte:

»Das willst Du? Willst Du das wirklich
thun, he?«

»Ja, das thue ich!« antwortete sie, die
Hände betheuernd zusammenschlagend.

»Oho, da bin ich auch noch da, ich, Dein Vater und Bräutigam. Ich habe das Recht, Dich zu züchtigen, und ich werde davon Gebrauch machen, verstehst Du mich?«

Er trat näher an sie heran. Sie gab ihm einen Stoß und rief:

»Packe Dich, Süffel, Du stinkst wie ein Faß!«

Der Stoß war zu stark gewesen; der Mann stürzte nieder. Aber mit der Elasticität eines Akrobaten war er wieder in die Höhe, und im gleichen Augenblicke brannte eine fürchterliche, schallende Ohrfeige in ihrem Gesicht. Sie stieß einen heiseren Wuthschrei aus und stürzte sich auf ihn. Er hielt ihr trotz seiner Trunkenheit scharf Stand, denn das Balgen gehörte zu seinem Handwerke. Sie rauchten, schlugen, kratzten und bissen sich so lange in der engen Kammer, welche die Garderobe bildete, herum, bis ein Mitglied der Truppe erschien, und sie mit dem Bemerken auseinander riß, daß die Vorstellung bereits

begonnen habe; der Director befehle, daß sie kommen sollten.

Der Bote entfernte sich sofort wieder. Die Seilkünstlerin kochte vor Wuth, er aber vor Wuth und Eifersucht.

»Warte nur,« drohte sie ergrimmt; »das tränke ich Dir ein, Du Kinderräuber!«

»Ah, wirklich?« fragte er, zitternd vor Schnaps und Aufregung. »Wie denn, he?«

»Ich bringe Dich auf's Zuchthaus; dann bin ich Dich los.« Und mit erhöhter, fast überschnappender Stimme fügte sie hinzu: »Warte nur die Vorstellung ab, dann kommt er; ich habe ihn bestellt. Ich sage ihm Alles, Alles, Alles! Dann hat er mich lieb, Du aber spinnst Wolle hinter Deinen Mauern!«

Er lachte höhnisch. Das brachte sie noch mehr auf.

»Du glaubst es nicht?« fragte sie. »Ich schwöre es Dir hiermit zu mit den

heiligsten Eiden, daß er es nach der Vorstellung erfährt! Nun glaube es, oder nicht; mir ist es ganz und gar gleich; Dich aber bin ich dann glücklich los! Mache Dich gefaßt!«

Sie warf noch ein langes Tuch über, da sie durch einige Gassen gehen mußte, gab ihm einen letzten Stoß, daß er an die Wand taumelte, und eilte fort. Er starrte ihr nach, fast sinnverwirrt vor Wuth, Angst, Eifersucht und Schnaps.

»Sie thut es; sie thut es wirklich; der Teufel soll mich holen, wenn sie es nicht thut!« knirrschte er. Und die Faust drohend schüttelnd, murmelte er: »Aber noch giebt es ein Mittel dagegen. Ich habe es schon oft im Kopfe gehabt und nicht ausgeführt. Aber jetzt sehe ich, daß sie mich nicht will. Sie hält es mit Anderen, und mich schafft sie in's Zuchthaus. Gut, heute ist's genug; heute wird's gemacht. Der Teufel soll lieber sie haben als mich!«

Und in dem offenen Kasten herumwühlend,
dachte er weiter:

»Ich habe sie oft gewarnt; ich brauche mir
kein Gewissen zu machen. Da sind Kleider
genug, die ich brauche, und dort steht die
Kasse des Directors. Hahahaha! Mich in's
Zuchthaus bringen! Wir wollen sehen, wer
dieses Mal gewinnt!«

Als er sich Alles zurecht gelegt hatte,
verließ er die Garderobe, zog den Schlüssel
ab und steckte ihn in eine Mauerritze, da er
in seinen Tricots keine Tasche hatte. Dann
begab er sich nach dem Festplatze.

Dort befanden sich die Künstler bereits in
voller Handlung.

Ein hohes Thurmseil weckte die gespannte
Erwartung aller Zuschauer. Daneben waren
mehrere tiefere Seile gezogen. Es gab ein
Schwebereck und außerdem den ganzen
equilibristischen Apparat, der bei solchen
Schaustellungen gewöhnlich in Anwendung
kommt. Zur ebenen Erde waren große

Tücher ausgebreitet, auf denen die Lustigmacher ihre Späße zu treiben hatten. Die größte Aufmerksamkeit aber erregte ein hohes Gerüst, auf welchem Abu Hassan, der orientalische Zauberer, seine unbegreiflichen Künste produciren sollte. Das sollte den Glanz- und Schlußpunct der Vorstellung bilden.

Als der Bajazzo ankam, producirten sich einige der Künstler auf dem niedrigen Seile. Sodann folgte ein komisches Intermezzo, bei welchem er die Hauptrolle zu spielen hatte. Sie gelang ihm vortrefflich. Er mochte noch so sehr betrunken sein, während der »Arbeit« hatte der Spiritus keine Gewalt über ihn.

Nun folgte das erste Betreten des Thurmseiles. Die Künstlerin lehnte nachlässig an der Leiter, welche zur Höhe führte. Sie warf das Tuch ab und stieg empor. Droben lag die Balancirstange. Sie ergriff dieselbe und machte dem Publicum eine Verbeugung. Jetzt überzeugte sie sich vorher, ob auch die vom Hauptseile nach

unten hängenden Halteseile scharf angezogen seien. An diesen Seilen standen ihre Kollegen, unter ihnen auch der Bajazzo. Er hatte sich seinen Ort mit Absicht auserwählt. Gerade über ihm war die Stelle, an welcher sie sich frei niederzulegen pflegte. Sie streckte dann Arme und Beine von sich und balancirte die Stange auf der Stirn.

Jetzt schien Alles in bester Ordnung zu sein – sie betrat das Seil. Es begann in einer Höhe von vielleicht fünfzig Fuß und stieg dann bis über achtzig Fuß empor. Sie erklimmte diese Höhe sehr glücklich unter allerlei kühnen Abwechslungen in Schritt und Sprung. Dann schritt sie rückwärts wieder herab. Das Seil ging hier sehr steil empor; es war eine schwierige Partie; ein Fehltritt hätte sie zum Sturze in die Tiefe gebracht, aber es gelang.

Fast in der Mitte des Seiles angekommen, drehte sie sich mit einem verwegenen Sprunge um. Ein rauschender Applaus war zu hören. Sie ließ ihn verklingen und

bedankte sich durch eine Verneigung. Dann kniete sie sich langsam nieder, gerade über dem Bajazzo, welcher das Halteseil mit aller Kraft anzog. Seine Augen glühten in einem wilden, teuflischen Entschlusse empor. Jetzt setzte sie sich rücklings auf das Seil und ließ sich dann langsam hintenüber sinken. Als sie, lang ausgestreckt, das Gleichgewicht gefunden hatte, hob sie das eine Ende der Stange auf die Stirn und begann zu balanciren. Sodann streckte sie zunächst die Arme und später die Beine empor, ohne daß die Stange oder sie aus dem Gleichgewicht gekommen wären. Dies erweckte einen dreifach lauterem Beifall als vorher.

Auf diesen Augenblick hatte der Bajazzo gewartet. Gedankenschnell sein Haltesell nachlassend und wieder anziehend, so daß es nur von einem scharfen und aufmerksamen Kennerauge bemerkt werden konnte, theilte er dem Hauptseile eine plötzliche, scharfe Erschütterung mit. Ein schriller Aufschrei der Künstlerin überschmettete den Applaus des

Publikums; die Stange neigte sich, erst langsam und dann schneller, und stürzte herab. Die Künstlerin versuchte, mit den Händen das Seil zu erhaschen – sie griff in die Luft, flog herab und schlug mit einem lauten, dumpfen Krach gerade neben dem Bajazzo auf die Erde nieder.

Dieser stand scheinbar wie vom Donner gerührt, den fürchterlichen Schrei, den tausend anwesende Menschen ausstießen, gar nicht beachtend; dann aber schlug er sich die Hände vor den Kopf und warf sich jammernd neben ihr nieder.

Zugleich aber legte sich eine Hand schwer auf seine Schulter. Es war die des Directors.

»Mörder!« rief dieser. »Ich habe es gesehen, es war Absicht. Ich lasse Dich festnehmen!«

Der Bajazzo that, als höre er dies gar nicht. Das Publicum drängte in Massen herbei und schob die Künstler auseinander. Dies benutzte der Mörder. Er ließ sich mit

Absicht abdrängen und eilte dann mit dem Rufe »ein Arzt, ein Arzt!« davon.

Er erreichte ganz unangefochten den Gasthof, sprang über den Hof hinüber, zog den Schlüssel aus der Ritze, schloß auf und trat ein. Im Nu hatte er sich die Schminke abgewaschen, eben so schnell flogen ihm die zurechtgelegten Kleider auf den Leib. Dann stülpte er einen Hut auf, ergriff die Kasse und trat aus der Kammer. Er verschloß sie und schleuderte den Schlüssel in das nahe befindliche Jauchenfaß. Dies verschaffte ihm eine Frist, weiter fortzukommen.

Er war schlau genug, den Gasthof nicht durch den Eingang desselben zu verlassen. Er schlich sich in den Garten. Für ihn als Bajazzo war es ein Leichtes, sich mit der Kasse über den Zaun zu schwingen, und nun befand er sich auf einer Wiese im Freien. Er eilte über dieselbe hinüber und erreichte ein Gebüsch, welches ihn den Blicken seiner Verfolger entzog, und sprang

sodann beflügelten Schrittes dem nicht sehr fern liegenden Walde zu.

Es hätte dieser Vorsicht und Eile gar nicht bedurft, denn auf Feld und Wiese befand sich heute kein Mensch, da Alles in der Stadt geblieben, oder nach derselben gegangen war, um der Vorstellung beizuwohnen, die nach der verlockenden Ankündigung eine noch nie dagewesene zu werden versprochen hatte.

Auf dem Festplatze war natürlich Alles in der fürchterlichsten Aufregung. Mit echt französischer Lebhaftigkeit und Rücksichtslosigkeit drängte sich Mensch an Mensch, Masse an Masse. Die drei Mann Stadtsergeanten konnten nichts dagegen thun.

Zahlreiche Angstrufe und Schreie ertönten, ausgestoßen von verletzten Menschen, bis endlich die Militärbesetzung ihre Schuldigkeit begriff, und nach und nach Ruhe stiftete und Ordnung in das Gewühle brachte.

Die Herrschaften von Ortry waren so klug gewesen, dem Rathe Müller's zu folgen. Sie hatten schleunigst die Wagen aufgesucht und die Stadt verlassen.

Noch immer lag die verunglückte Künstlerin auf derselben Stelle, auf welche sie niedergeschmettert war. Ein Haufe Volks umgab sie, und inmitten desselben knieten zwei Männer bei ihr, nämlich Doctor Bertrand und Fritz.

»Wie steht es?« fragte der Letztere.

»Schlecht, wie zu erwarten war,« antwortete der Gefragte.

»Wenn sie überhaupt zu sich kommt, so ist es nur, um sofort für ewig einzuschlafen. Bei einem Sturze aus solcher Höhe kann kein Mensch mit dem Leben davon kommen.«

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so bewahrheiteten sie sich. Die Künstlerin bewegte leise den Kopf und schlug die

Augen auf. Ihr starrer, verschleierter Blick fiel auf das ihr nahe Gesicht des Pflanzensammlers. Sie schien ihn doch zu erkennen, denn ihr Auge belebte sich, und ihre Züge machten eine nicht gelingende Anstrengung, ein freundliches Lächeln hervorzubringen. Dann bewegte sie ihre Lippen. Die beiden Männer hielten ihre Ohren näher hin und hörten deutlich die Worte:

»General – Kunz von Goldberg – Vater – Rauben lassen Graf – Jules Rallion – Cousin Hedwig – Bajazzo – bezahlt – ah!«

Sie konnte nicht weiter sprechen. Ein blutiger Schaum trat ihr vor den Mund; ihre Augen brachen; ein Zittern ging durch ihre zerschmetterten und gebrochenen Glieder; der eine Arm versuchte, sich noch einmal zu erheben, als ob er sich an Fritz anklammern wolle; er sank nieder – ein lautes, leiser werdendes Röcheln, und sie war tot, die noch vor einer Stunde in überstrotzender Lebenslust den Gesetzen

weiblicher Anmuth und Sitte schreiend
Hohn gesprochen hatte.

Damit waren auch die Umstehenden
befriedigt. Die Tragödie war zum Abschluß
gelangt. Sie entfernten sich und Keiner von
ihnen betrauerte die Künstlerin, der vorhin
noch Alle zugejubelt hatten.

»Was müssen die Worte und Namen zu
bedeuten haben, welche sie vorhin
ausgesprochen hat?« fragte Doctor
Bertrand.

»Sie bezogen sich auf mich,« antwortete
Fritz.

»Ah, Sie kannten wohl das Mädchen?«
fragte Doctor Bertrand.

»Nein, doch sprach ich vor der Vorstellung
mit ihr im Gasthofe. Sie wollte mir nach
derselben etwas Wichtiges mittheilen. Noch
an der Schwelle des Todes hat sie sich an
ihr Versprechen erinnert und es erfüllt,
unvollständig zwar, aber doch immer so,

daß ich zufrieden sein kann. Was wird mit ihrem Leichnam werden?«

»Er kommt in das Todtenhaus; das werde ich jetzt sofort selbst besorgen. Und sodann muß man mit dem Director Abu Hassan sprechen.«

»Der wird im Gasthofe sein. Ich gehe hin, ihn zu suchen.«

Als er den Gasthof erreichte, war der Director mit einigen seiner Mitglieder beschäftigt, die Thür zur Garderobe durch einen Schlosser öffnen zu lassen. Als dies geschehen war, zeigte es sich, daß die Tageskasse fehlte und mit ihr der gute Anzug eines der solidesten Künstler der Truppe.

»Der Bajazzo ist entflohen,« sagte Hassan.
»Er ist der Mörder; ich habe es gesehen. Er muß verfolgt werden; ich werde sogleich zur Mairie laufen.«

Auch unserm Fritz war sehr viel daran gelegen, daß man des Flüchtigen habhaft werde. Doch wollte er nicht eher einen Schritt thun, als bis er mit Nanon und seinem Rittmeister gesprochen habe. Und bei diesem Gedanken fiel ihm die Leichengräberei ein, welche für den heutigen Tag festgesetzt war, und wozu er ja die Werkzeuge zu besorgen hatte.

Hierbei bot sich gerade Gelegenheit, mit Müller zu sprechen, und so beschloß er denn, schon im Voraus das Werkzeug hinauszuschaffen und in der Nähe des Grabes zu verstecken, um dann nach dem Schlosse zu gehen und Müller abzulauern. Auf dem Wege zum alten Thurme hatten sie dann Zeit, sich mit Fritzens Angelegenheit zu befassen, welcher Müller sicher seine ganze Theilnahme schenken würde.

Der Wirth des Gasthofes gab sehr gern zwei Hacken und zwei Schaufeln her. Fritz warf sie bereits zur Dämmerungszeit über den Rücken und wanderte hinaus nach dem Walde von Ortry. Es war bereits dunkel

geworden, als er diesen erreichte. Er versteckte das Werkzeug neben dem Grabe unter die Büsche und schritt sodann dem Schlosse entgegen.

Als er es erreichte, sah er in Müller's Zimmer Licht brennen. Es war noch lange Zeit bis Mitternacht, und so zog er sich eine Strecke zurück und setzte sich an einer Stelle nieder, an welcher er Müller's Fenster beobachten konnte.

So saß er und überflog mit seinem Auge die Front des Schlosses. Hinter welchem Fenster wohnte Nanon? Dachte sie nur den hundertsten Theil an ihn, wie er an sie? Welch ein Unterschied zwischen ihr, der Reinen, und der Künstlerin, gerade wie zwischen Himmel und Hölle. Welches Glück, welche Seligkeit, die Liebe eines solchen Wesens zu erringen! Wäre doch auch ihm ein solches Glück bescheert! Wie wollte er es bewachen! Aber er, ein armer Unterofficier!

Da kamen ihm die Worte der Sterbenden wieder in den Sinn. Wie hatten sie gelautes? »General – Kunz von Goldberg – Vater – Rauben lassen Graf – Jules – Rallion – Cousin Hedwig – Bajazzo – bezahlt –«

Was hatten diese Worte zu bedeuten? Gab es einen General, welcher Kunz von Goldberg hieß? War er es, dem die beiden Knaben geraubt worden waren? Ja, es hatten ja unter dem Porträt in der Zahnhöhlung die Buchstaben K. v. G. gestanden. War Graf Jules Rallion es gewesen, welcher die Knaben hatte rauben lassen? War dieser Rallion der Cousin von Hedwig? Wer war diese Hedwig? War sie vielleicht die Frau des Generals? Es standen ja unter dem weiblichen Bilde die Buchstaben H. v. G. War der Bajazzo es gewesen, welcher die Knaben geraubt hatte? Von wem war er bezahlt worden? Von diesem Cousin, also von Graf Rallion? Das waren die Fragen, welche Fritz sich vorlegte.

Er sah ein, daß für ihn die Möglichkeit vorhanden sei, daß sein Leben von jetzt an eine ganz andere, ungeahnte Richtung nehmen könne. Am Meisten beschäftigte ihn der Umstand, daß ihm der Name »von Goldberg« nicht unbekannt war.

Sein Herr, der Rittmeister von Königsau, hatte einen Oheim, welcher diesen Namen trug, welcher sogar General war und Kunz hieß, wie Fritz sich besann. Die Generalin von Goldberg war die Schwester der Frau von Königsau. Der General hatte keine Kinder; das wußte Fritz ganz genau, und was die Generalin betraf, so hatte er sie zwar noch nie gesehen, aber es war ihm bekannt, daß sie stets in tiefer Trauer gehe.

Er nahm sich jetzt vor, seinem Herrn Alles zu erzählen. Er konnte von ihm den besten Aufschluß erhalten und wartete darum mit Ungeduld auf das Erscheinen desselben.

Müller saß indessen in seiner Stube und schrieb. Um nicht beobachtet werden zu können, hatte er ein dickes Papierblatt auf

das Glas geklebt, durch welches der alte Capitän in das Zimmer zu blicken vermochte. Er ließ es dort auch kleben, als er fertig war, stieg dann zum Fenster hinaus, nachdem er sich umgekleidet hatte, kroch über das Dach hinüber und stieg am Blitzableiter hinab.

Fritz hatte ihn kommen sehen und empfing ihn, indem er leise herbeigeschlichen kam.

»Bist Du bereits lange hier?« fragte ihn sein Herr.

»Eine ziemliche Weile, Herr Doctor,« antwortete der Diener. »Ich kam eher, weil ich glaubte, Ihnen Etwas mittheilen zu dürfen.«

»Etwas Wichtiges für unsere Aufgabe?«

»Etwas Wichtiges? Ja, aber wohl nur für mich, Herr Doctor.«

»Ah, so ist es eine persönliche Angelegenheit?«

»Ja, nichts Anderes.«

»Nun, so wollen wir zunächst die Nähe des Schlosses verlassen, da mir natürlich daran liegen muß, unbemerkt zu bleiben. Hier, nimm aber diese Papiere. Sie gehören zu denen, welche Du über die Grenze zu schaffen hast. Und nun komm!«

Sie schritten mit einander rasch davon. Dann aber, als sie sich im Freien befanden und nun annehmen konnten, daß sie unbeachtet seien, sagte Müller:

»Nun kannst Du beginnen, lieber Fritz.«

»Da muß ich vor allen Dingen bitten, mir nichts übel zu nehmen, Herr Doctor. Ehe ich zur Sache komme, möchte ich erst einige Fragen aussprechen, welche Verwandte von Ihnen betreffen.«

»So frage einmal zu! Ich bin überzeugt, daß Du keine müssigen Fragen aussprichst.«

»Das würde ich gar nicht wagen. Aber es sind hier Dinge passirt, welche eine Erkundigung nothwendig machen, die Ihnen vielleicht zudringlich erscheinen wird. Nicht wahr, der Herr General von Goldberg, Excellenz, ist Ihr Verwandter?«

»Allerdings. Er ist mein Oheim.«

»Die Frau Generalin ist die Schwester Ihrer Frau Mutter?«

»Ja. War Dir dies noch nicht bekannt?«

»Nicht genau. Ich habe Sie ja stets nur in der Garnison bedient und bin mit Ihren Verwandten mehr als ersten Grades also nie in Berührung gekommen. Gestatten Sie mir die fernere Frage, ob der Herr General Kinder hat?«

»Nein.«

»Er hat auch niemals welche gehabt?«

»O doch, nämlich ein Zwillingsspaar, zwei Knaben; sie sind ihm aber auf eine höchst

unbegreifliche Weise abhanden gekommen.
Er glaubte an einen Raub und hat keine
Anstrengung gescheut, das Dunkel
aufzuklären, doch leider vergebens. Die
Tante trägt sich seit jener Zeit nur schwarz,
und auch der Onkel hält sich nicht nur von
jedem Vergnügen fern, sondern er meldet
auch allen Umgang, der nicht ein dienstlich
nothwendiger ist.«

Fritz schwieg eine Weile. Welche
Perspective öffnete sich ihm da auf einmal!
Er liebte seinen Herrn von ganzem Herzen;
er hätte für ihn mit Freuden das Leben
hingegen, und nun gab es eine
Möglichkeit, sein naher Verwandter zu
sein! Dieses Schweigen dauerte Müller zu
lange. Er fragte:

»Welchen Grund hast Du zu dieser
Erkundigung?«

»O,« antwortete der Gefragte stockend,
»ich halte es für möglich, daß die
verschwundenen Knaben sich
wiederfinden, wenigstens einer von ihnen.«

»Diese Möglichkeit ist natürlich vorhanden,« meinte Müller, erstaunt über die Rede seines treuen Dieners. »Aber wie kommst gerade Du dazu, dies zu betonen?«

»Weil es mir scheint, als ob ich zufälliger Weise Etwas über einen der Knaben erfahren habe.«

»Wirklich? Ist's wahr?« fragte Müller überrascht. »Das wäre nicht nur ein Glück, sondern geradezu ein Wunder zu nennen! Aber Du täuschest Dich. Wie sollte gerade Ortry der Ort sein, wo eine solche Nachricht zu bekommen wäre!

Zwar giebt es Umstände, Zufälle, Gottesschickungen, über welche man geradezu erstaunen muß. Ich habe gerade hier ein Beispiel davon erlebt. Du weißt, daß auch mein Vater vor Jahren spurlos verschollen ist; keine Nachforschung hat uns Nutzen gebracht, und hier in Ortry habe ich etwas erlauscht, was ganz geeignet ist, das erste Licht in dieses Dunkel zu werfen.«

»Finden Sie eine Spur von dem Verschollenen, so will ich dies Ihnen von ganzem Herzen gönnen, Herr Doctor,« sagte Fritz. »Außerordentlich wäre es allerdings, wenn gerade auch hier in Ortry eine Fährte sich öffnete, auf welcher die beiden gesuchten Knaben zu finden sind. Haben sie denn nicht ein Zeichen an sich gehabt, an welchem sie zu erkennen gewesen wären?«

»An ihrem Körper nicht; aber ihre Kleidchen sind gezeichnet gewesen, und am Halse hat jeder ein Kettchen gehabt mit einem Löwenzahn, in dessen Innerem sich die Miniaturbilder der Eltern befanden. Bei Zwillingen läßt sich nicht gut von einem Unterschiede des Alters sprechen, da dieser ja nur Minuten betragen kann, doch Einer ist doch immerhin der Aeltere; dieser hatte den rechten und der Andere, der jüngere, den linken Reißzahn. Der Onkel war nämlich einmal in Algerien gewesen und hat dort einen außerordentlichen männlichen Löwen erlegt. Nebst dem Felle brachte er die beiden Reißzähne mit. Die

Araber sind sehr abergläubisch. Sie sagen, ein Sohn werde ein starker und tapferer Mann, wenn man ihm einen Löwenzahn anhänge. Dieser Ansicht ist der Onkel gefolgt, freilich nicht aus Aberglauben, sondern einer unwillkürlichen Eingebung, einer Liebhaberei wegen. Es hat nicht ein jeder das Glück, von sich sagen zu können, daß er den König der Thiere erlegt habe, und darum ist ein solcher Zahn für den Sohn eines Löwentödters ein werthvolles Andenken an den Muth des Vaters.«

»Wo sind die beiden Knaben verloren gegangen?«

»In oder bei Neidenburg in Ostpreußen,« antwortete Müller, fuhr aber rasch fort: »Alle Teufel, da fällt mir ja ein, daß Du aus jener Gegend bist! War es nicht ein Dorf bei Neidenburg im Regierungsbezirke Königsberg, wo Du geboren bist?«

»Ja, in Groß-Scharnau bei Neidenburg; aber ich bin dort nicht geboren, sondern gefunden worden.«

»Wie? Was?« fragte Müller, erstaunt stehen bleibend. »Ah, richtig, Du hast keine Eltern!«

»Ich bin unter einem Berge von Schnee hervorgezogen worden; ich bin ein Findelkind, darum hat man mir ja den Namen Schneeberg gegeben.«

»Ich besinne mich; Du hast mir dies ja bereits erzählt. Aber, um Gottes willen, Du willst doch nicht sagen, daß es zwischen Deiner Auffindung und dem Verluste jener Knaben irgend einen Zusammenhang giebt?«

»Vielleicht ist dieser Zusammenhang vorhanden, Herr Doctor. Eben darum habe ich Sie ja um Verzeihung gebeten, falls ich Ihnen zudringlich erscheinen sollte. Sie kennen mich, ich will kein Aufdringling sein; aber ich wäre ganz glücklich, wenn es mir gelänge, meine Eltern zu finden. Ob diese nun arm oder reich, bürgerlich oder vornehm sind, das ist mir ganz gleich, wenn

nur die Sehnsucht, welche ich nach ihnen fühle, befriedigt wird.«

»Aber, Mensch, Fritz, was redest Du da für dummes Zeug! Jeder Vater und jede Mutter wird froh sein, ein verlorenes Kind zu finden, ganz gleich, ob dieses Kind von armen oder wohlhabenden Leuten aufgenommen wurde. Ich weiß in diesem Augenblicke noch nicht, was Du sagen willst und was ich denken soll; aber woraus schließt Du, daß der erwähnte Zusammenhang stattfindet und vorhanden ist?«

»Weil ich einen Löwenzahn trage, und zwar den aus der rechten Kiefer.«

»Großer Gott, ist's möglich? Er ist bei Dir gefunden worden?«

»Ja.«

»Du hast ihn noch?«

»Ja; ich trage ihn hier am Halse.«

»Und die Bilder sind darin?«

»Sie sind drin.«

»Das hast Du gewußt und mir niemals gesagt!«

»O bitte, Herr Doctor, ich habe von den Bildern nichts gewußt, gar nichts; erst gestern hat mich Mademoiselle Nanon auf den Inhalt des Zahnes aufmerksam gemacht.«

»Mademoiselle Nanon? Was weiß sie von dem Zahne?«

»Sie hat in Paris eine Dame gesehen, von welcher erzählt worden ist, daß sie stets in Trauer gehe, weil sie zwei Zwillingsskaben verloren und nicht wiedergefunden habe; ein jeder der Knaben hat an einer dünnen, goldenen Kette einen Löwenzahn getragen. Gestern traf ich sie im Walde. Meine Blouse hatte sich geöffnet und der Zahn hing hervor. Sie erblickte ihn und besann sich sofort auf jene Dame. Als sie hörte,

daß ich ein Findling sei, nahm sie sofort an, daß ich einer der beiden Knaben sein müsse. Sie besah sich den Zahn genauer, und da fand es sich, daß er aus der Grafenkrone, in welche er gefaßt ist, herausgeschraubt werden könne. Als sie dies versuchte, gelang es ihr, und nun entdeckten wir die beiden Miniaturporträts.«

»Hat sie die fremde Dame gekannt?«

»Nein. Aber sie hat mir versprochen, sich sogleich zu erkundigen, wer sie gewesen ist. Ich glaube, daß sie bereits heute deshalb nach Paris geschrieben hat.«

»Ja, die Tante ist zuweilen in Paris; das stimmt. Es giebt Verhältnisse, welche ihre Anwesenheit dort zuweilen nöthig machen. Bei einer solchen Anwesenheit mag es möglich sein, daß sie von Nanon gesehen worden ist. Stimmte denn das Bild mit der Dame?«

»Ja. Mademoiselle erkannte sie sofort.«

»Nun, dann ist es nicht nothwendig, nach Paris zu schreiben. Fritz, Fritz, Du weißt, daß ich große Stücke auf Dich halte! Wenn Du mein Cousin wärest!«

Er trat nahe an ihn heran und faßte seine Hände.

»O, Herr Doctor,« meinte der Diener ganz bescheiden, »in einer Beziehung möchte es mir fast leid thun, zu hören, daß meine Eltern vornehme Leute sind, denn ich versichere —«

»Halt, dummes Zeug!« unterbrach ihn Müller. »Ich weiß, was Du sagen willst, und ich verstehe Dich; aber Du bist wenigstens gerade so viel werth als irgend ein Junker oder Edelmann. Sollte sich einer meiner beiden Cousins wirklich wieder finden, so ist es mir doch lieber, Du bist es, als daß es ein Anderer ist. Du kannst also den Zahn öffnen?«

»Ja.«

»Thue es. Ich werde ein Zündholz
anbrennen.«

Er strich ein Zündholz an, steckte damit das
Licht seiner Laterne in Brand und
beleuchtete damit die Porträts, welche Fritz
ihm zeigte.

»Es ist kein Zweifel, sie sind es!« sagte
Müller. »Es ist Onkel und Tante, der
General und die Generalin. Mensch, Du bist
wahrhaftig mein Vetter. Komm' her; laß
Dich umarmen!«

Er blies aus Vorsicht die Laterne aus,
steckte sie wieder in die Tasche und
streckte dann die Arme aus, um den Diener
an sich zu ziehen. Dieser jedoch trat einen
Schritt zurück und sagte:

»Halt, Herr Doctor, warten wir noch! Der
Zahn ist zwar recognoscirt, aber es fragt
sich doch sehr, ob ich der richtige Findling
bin. Der Zahn erklärt und beweist noch
nicht genug, obgleich ich dem General, wie
er damals gewesen ist, sehr ähnlich sehen

muß, da die Seiltänzerin diese Aehnlichkeit sofort erkannte.«

»Die Seiltänzerin? Welche?«

»Die heute verunglückt ist!«

»Ah, wieder ein Räthsel!«

»Ja, und zwar ein ganz außerordentliches. Ich glaube nämlich fast, daß einer der Clowns, einer der Hanswürste, es ist, der mich geraubt hat, mich und den Zwillingsbruder.«

»Geraubt sollst Du worden sein? Also nicht verloren gegangen? Alle Teufel, das wird ja interessanter. Und davon hat Dir hier in Frankreich eine Seiltänzerin erzählt? Das klingt ja gerade wie in einem Romane! Erzähle mir das von der Seiltänzerin!«

Fritz berichtete ihm Alles, was geschehen war. Als er geendet hatte, meinte Müller:

»Nun giebt es für mich keinen Zweifel mehr! Du bist mein Vetter, und ich werde

Dich von jetzt an als solchen betrachten, obgleich wir uns im Interesse unserer Aufgabe vor Anderen nicht kennen dürfen. Es gilt vor allen Dingen, des entflohenen Seiltänzers habhaft zu werden. Dafür laß mich sorgen. Ich werde die geeigneten Schritte thun. Bis dahin aber wollen wir das tiefste Stillschweigen beobachten. Nur der Entflohene kann Auskunft geben, und ehe wir ihn nicht haben, läßt es sich schwierig beweisen, daß Du der richtige Sohn des Generales bist.«

»Das ist ja auch meine Meinung,« sagte Fritz. »Der Zahn kann verwechselt worden sein, oder durch irgend einen Zufall an den Hals eines ganz anderen Kindes gekommen sein. Ich bitte Sie, zu thun, was Ihnen beliebt. Ich weiß, daß ich mich auf Sie verlassen kann.«

»Ja, das kannst Du, mein braver Fritz. Hier meine Hand. Ich verspreche Dir, mich so zu bemühen und ganz so zu handeln, als ob ich selbst der Findling sei! Nun aber laß uns eilen, an das Grab zu kommen. Wir haben

jetzt gezaudert, und dieser Hassan wird wohl bereits auf uns warten.«

»Sollte von ihm nichts über diesen Clown zu erfahren sein?«

»Diese Frage legte auch ich mir soeben vor. Wir werden sehen, ob er Etwas weiß, was wir gebrauchen können. Jetzt komm!«

Sie hatten schon längst den Wald erreicht, auf dessen Hauptwege sie bisher langsam dahingeschritten waren. Jetzt beeilten sie sich nun und bogen in einen schmalen Richtweg ein, der sie rascher in die Nähe des Zieles führte.

Als sie dort anlangten, erhob sich hinter einem Steine eine dunkle Gestalt.

»Wer ist es, der hier kommt?« fragte sie.

Müller erkannte sofort die Stimme des Zauberers und sagte:

»Abu Hassan, Deine Freunde sind es.«

»Gut, ich dachte bereits, daß Ihr das Wort vergessen hättet, auf welches ich mich verlassen habe. Aber nennt hier meinen Namen nicht wieder. Man muß bei einem Werke, wie das unserige es ist, sehr vorsichtig sein. Habt Ihr Werkzeuge mitgebracht?«

»Ja; sie liegen in der Nähe,« antwortete Fritz.

»So hole sie, damit wir beginnen können. Eine Laterne habe ich selbst bei mir.«

Fritz brachte die Hacken und Schaufeln herbei, und dann wurden die Laternen angebrannt. Ihr schwacher Schein fiel auf die Hügel und den dahinter emporragenden Felsen. Es wehte ein leiser Lufthauch, in welchem die Lichter zu fackeln begannen. Dadurch schien es, als ob die Felsen und Bäume der Umgebung Leben empfangen hätten. Die dunklen Schatten und die hellen Reflexe bewegten sich und zuckten durch einander. Die Sträucher nahmen phantastische Gestalten an, welche drohend

ihre Arme erhoben, und zornig über die Verwegenheit der drei Männer die Köpfe schüttelten. Es hätte nicht ein jeder dazu gepaßt, zur Mitternachtszeit in der Tiefe des Waldes, in der Nähe eines so verrufenen Gemäuers, wie der alte Thurm es war, ein Grab zu öffnen, um die Gebeine einer Leiche zu entführen.

»Ich hoffe, man soll nicht bemerken, daß das Grab geöffnet worden ist?« fragte Müller.

»Kein Mensch soll es erfahren,« antwortete Hassan in seinem südlichen Dialecte.

»So wird unsere Mühe eine doppelte sein. Wir müssen den Rasen des Hügels vorsichtig abstechen, um ihn wieder anlegen zu können. Und ferner müssen wir alle Erdkrumen und alle Spuren entfernen, welche unser Werk verrathen könnten.«

Sie begannen.

Zunächst wurde der Rasen vorsichtig abgehoben und zur Seite gelegt und dann das Land des Hügels entfernt. Sie schaufelten es auf eine breite Felsenfläche, welche in der Nähe lag und keine Spur von Vegetation trug. Dann erst ging es über das eigentliche Grab her. Sie arbeiteten mit aller Anstrengung, um so bald wie möglich fertig zu werden; aber dennoch währte es fast zwei Stunden, bevor sie in die Tiefe gelangten, in welcher auf Kirchhöfen die Särge zu stehen pflegen. Nun gebrauchten sie die Hacken mit größerer Behutsamkeit, bis endlich ein dumpfer Ton anzeigte, daß sie den Sarg getroffen hatten.

Bald sahen sie das entfärbte, aber noch wohl erhaltene und feste Holz desselben emporblicken. Sie schaufelten die Erde rund um den Sarg hinweg und versuchten sodann, denselben heraufzuheben.

»Lassen wir ihn unten,« meinte Müller. »Es genügt ja, ihn zu öffnen.«

Hassan stimmte bei. Und nun zeigte es sich, daß der Sarg sehr fest zugeschraubt war. Ein Taschenmesser diente als Schraubenzieher, ein mangelhaftes Instrument, aber es genügte doch. Endlich gab der Deckel nach. Müller stand unten, und die beiden anderen Männer leuchteten ihm mit den beiden Laternen von oben herab.

Er befand sich vielleicht in einer eben so großen Erwartung wie Hassan selbst. Er hatte ja vermuthet, es war ihm fast zur Gewißheit geworden, daß der Sarg leer sei. Aber dagegen sprach doch die Schwere desselben.

»Den Deckel auf!« sagte Hassan.

Müller folgte diesem Gebote. Er faßte den Deckel beim Kopfe an und hob ihn empor. Sechs Augen blickten mit gespannter Erwartung nieder. Sie sahen keine Gebeine, sie erblickten halb verfaulte Sägespäne und Steine, mit denen der Sarg gefüllt war.

»Allah akbar – Gott ist groß!« rief Hassan erstaunt. »Was ist das?«

»Ein Betrug, ein großartiger Betrug!« antwortete Fritz. »Die Baronin ist gar nicht begraben worden!«

Müller lehnte den Deckel an die schmale Wand des Grabes, bog sich nieder und wühlte mit den Händen unter die Steine.

»Ich fühle den Boden,« sagte er; »es ist nichts darin als Sägespäne und Steine.«

»So hat man ein Blendwerk getrieben mit Liama, der Tochter unserer Zelte,« sagte Hassan grimmig. »Meine Augen sehen das Verbrechen, und meine Blicke erkennen die Täuschung. Ich schwöre bei Allah, dem allmächtigen und allwissenden Gotte, daß –«

Er hielt erschrocken inne. Ein mächtiger Donnerschlag erschütterte die Erde, und ein blendender Blitz durchzuckte die Nacht mehrere Sekunden lang. Die Augen der drei

Männer waren von der Helligkeit derselben fast geblendet, und als die Umgebung wieder im Dunkel lag, sahen sie eine hohe, weiße Frauengestalt zu Häupten des Grabes stehen. Sie war tief verschleiert und fragte mit strenger Stimme:

»Wen sucht Ihr hier?«

»Wir suchen Liama, die Tochter der Beni Arab!« antwortete Hassan, indem ihm ein Schauer durch die Glieder ging.

»Sie ist nicht hier; sie ist todt,« antwortete die Gestalt.

Müller hatte sich wieder vollständig gefaßt. Er antwortete:

»Du sagst, daß sie todt sei; aber ihre Gebeine sind nicht im Sarge. Wo liegt sie begraben?«

»Sie ist zu Erde und Stein geworden, von dem sie genommen ist. Laßt sie ruhen, sonst wird Euch der Fluch Allah's treffen!«

Sie erhob gebieterisch den Arm und machte eine Bewegung, als ob sie sich zurückziehen wolle. Da aber faßte Müller den Rand des Grabes mit beiden Händen, schwang sich hinauf und rief:

»Sie ist nicht zu Erde geworden, sie ist noch Fleisch und Blut, sie lebt; ich werde es Dir sogleich beweisen!«

Er streckte den Arm nach ihr aus, um sie zu fassen, aber in demselben Augenblick zuckten hundert Blitze um das Grab herum; ein fürchterlicher Donner erscholl und unzählige Flammen entsprühnten dem Erdboden und fuhren wie in allen Farben glänzende Schlangen durch die Luft. Müller war vollständig geblendet.

»Der Scheitan Teufel ist da! Flieht, sonst seid Ihr verloren!«

Diese Worte rief Hassan, dann warf er die Laterne weg und verschwand zwischen den Bäumen des Waldes. Die beiden Anderen blieben stehen. Es war wieder still und

dunkel geworden; die weibliche Gestalt war verschwunden.

»Was war das?« flüsterte Fritz.

»Glaubst Du an Gespenster?« antwortete Müller.

»Fällt mir nicht ein,« meinte der wackere Ulanenwachtmeister.

»Nun, so muß Du doch gesehen haben, was es war!«

»Sie meinen Pulver, Colophonium und Bärlappsamen?«

»Ja. Das waren künstliche Blitze, und auch der Donner war imitirt. Der echte Donner rollt; dieser aber bestand aus einzelnen Schlägen. Ich glaube, man hat einige Kanonenschläge angebrannt, das ist Alles.«

»Was thun wir nun? Füllen wir das Grab wieder zu?«

»Nein. Man weiß, daß wir hier sind; man beobachtet uns. Vielleicht hat man uns noch gar nicht erkannt; dies würde aber sicher geschehen, wenn wir länger hier blieben. Lassen wir die Arbeit, das Grab zuzuschütten, denen über, welche es so gut verstehen, ein Feuerwerk abzubrennen. Ich weiß etwas Besseres, was wir thun können. Komm!«

Diese kurze Unterhaltung war so leise geführt, daß man sie in nächster Nähe nicht hätte verstehen können. Müller machte den Schieber seiner Laterne zu und steckte sie ein. Dann faßte er Fritz beim Arme und zog ihn fort. Als sie eine genügende Strecke zurückgelegt hatten, blieb er stehen und flüsterte:

»Hassan ist ein abergläubischer Mohammedaner; er ist fortgelaufen. Wir aber sind Christen und außerdem Soldaten; wir lassen uns nicht in's Bockshorn jagen. Wir kehren jetzt leise und unbemerkt zum Grabe zurück und beobachten, was da geschehen wird.«

Sie schlugen einen Umweg ein und schlichen sich nun von der anderen Seite auf das Grab zu, so vorsichtig, daß man ihr Nahen gar nicht bemerken konnte.

Fortsetzung 9

Nach all' den erzählten Vorfällen stand endlich Blücher auf, trat zu Königsau heran, klopfte ihm auf die Achsel und sagte in höchst wohlwollendem Tone:

»Das hast Du sehr gut und brav gemacht, mein Sohn! Wer keine Genugthuung geben will, der muß Keile kriegen, und die hat es gesetzt, ganz gewaltig. Ich hatte auch gehört, was diese Hallunken sagten, und ich hätte ihnen weiß Gott ein Tüchtiges über den Schnabel gehauen, wenn Du mir nicht zuvorgekommen wärest. Wie ist Dein Name, mein Sohn?«

Der Lieutenant wunderte sich nicht über die kernige Redeweise des Marschalls; man war sie von ihm gewohnt; auch wußte man, daß er, wenn er sich in guter Stimmung befand, selbst hohe Stabsofficiere mit »Du« anredete; es war dies eine ganz besondere

Ehre für den Betreffenden. Er antwortete in militärisch strammer Haltung:

»Hugo von Königsau, Excellenz.«

»Und Du bist Officier, mein Sohn?«

»Lieutenant bei den Ziethenhusaren, Excellenz.«

»Lieutenant?« brummte der Alte. »Ein Kerl, der so zuhauen kann, erst Lieutenant? Du sollst Rittmeister werden, mein Sohn. Komm morgen Früh zu mir, da wollen wir die Sache in Ordnung bringen. Jetzt aber trinkst Du ein Schöppchen Warmbier mit mir und ziehst Deinen Gottfried gerade so aus wie ich; es ist verdammt warm in diesem Hause, wenn draußen die Sonne brennt und hinnen das Warmbier. Komm, Junge, und genire Dich nicht. Wir sind alle Menschen, und wegen diesen verdammten Franzmännern schmore ich mir nicht mein Fleisch von den Knochen herunter!«

Königsau mußte gehorchen. Er setzte sich zu dem Marschall an den Tisch, zog seinen Rock auch herunter und unterhielt sich nun hemdärmelig mit ihm, als ob er einen Kameraden vor sich habe. Die Vertraulichkeit des Alten brachte ihn nicht im Mindesten in Verlegenheit. Man kannte Blücher zur Genüge, und keiner seiner Officiere ließ sich gegebenen Falles dadurch aus der Fassung bringen. Kam es doch häufig vor, daß der Alte mitten auf der Straße seine Pfeife an dem Stummel eines Landwehrmannes in Brand setzte und dann mit einem Fluche zu diesem sagte:

»Kerl, was rauchst Du denn für ein Karnickel? Ich verstämkere mir doch meinen ganzen Tobak an Deinen Lorbeerblättern! Wirft's denn nicht mehr ab, he?«

Als Hugo von Königsau am anderen Morgen vorgeschriebenermaßen zu Blücher kam, um sein Rittmeisterpatent in Empfang zu nehmen, sagte dieser:

»Höre, mein Sohn, das ist eine ganz verteuflte Geschichte. Da habe ich am zweiten April den Befehl über das schlesische Heer niedergelegt, und nun denken diese Federfuchser, ich hätte nichts mehr zu sagen. Ich habe Dich empfohlen, aber es ist leider keine Rittmeisterei mehr offen. Aber ich werde an Dich denken, und sobald die Gelegenheit vorhanden ist, sollst Du sehen, daß ich Wort halte. Dort am Fenster steht der Pfeifenkasten und daneben der Tabak. Stopfe Dir eine, mein Sohn. Bei einer Pfeife plaudert es sich besser, und ich habe jetzt gerade Zeit, was sonst nicht oft vorzukommen pflegt.«

Königsau fühlte sich von dieser Nachricht natürlich ein Wenig enttäuscht, doch war ihm die Leutseligkeit des Marschalls ein fast genügender Ersatz für die nicht in Erfüllung gegangene Erwartung des versprochenen Avancements. Als er später entlassen wurde, hatte er nicht weit zu gehen, da er in derselben Straße wohnte; doch sollte er nicht so schnell, als er dachte, in sein Logis kommen.

Eine junge Dame ging vor ihm her. Ihre Kleidung war diejenige der feineren Stände; sie mußte, soviel er von hinten bemerkte, von einer nicht gewöhnlichen Schönheit sein. Sein Auge haftete mit ungewöhnlichem Interesse an ihrer hohen, stolzen Gestalt, an der zierlichen Haltung ihres Kopfes und den kleinen Füßen, welche er bemerken konnte, da sie das Kleid leicht emporgerafft trug.

Da kamen zwei Kosakenofficiere ihm entgegen. Sie sahen die Dame, nickten einander lüstern zu und blieben nun auf dem Trottoir in einer so breitspurigen Weise stehen, daß sie nicht vorüber konnte. Sie wollte sich trotzdem an ihnen vorbeidrängen, da aber ergriff sie der eine beim Arme und fragte in seinem schlechten Französisch:

»Fürchten Sie sich nicht, Mademoiselle, bei der gegenwärtigen fremden Bevölkerung so allein auf der Straße zu gehen? Wir werden Sie begleiten.«

Sie blickte ihn groß und erstaunt an und antwortete:

»Ich danke, Monsieur; ich bedarf Ihrer Begleitung nicht!«

Um ihn anzusehen, hatte sie sich zur Seite gedreht, und dadurch bekam Königsau ihr Profil zu sehen, ein Profil von so seltener Reinheit, so voll und doch so weich und zart, wie er glaubte, noch niemals eins gesehen zu haben.

Der Russe ließ trotz der Ablehnung ihren Arm nicht los, sondern sagte lachend:

»Es ist möglich, daß Sie unserer Begleitung nicht bedürfen, aber in unserer Heimath ist es nicht Sitte, eine Dame ohne Schutz auf der Straße zu lassen. Sie werden so freundlich sein, uns Ihre Wohnung zu nennen, Mademoiselle.«

Da trat Königsau hinzu, ergriff die Hand, welche ihren Arm gefaßt hielt, und drückte die Finger derselben mit solcher Gewalt

zusammen, daß der Russe die Dame fahren ließ. Trotz dieser Handgreiflichkeit verbeugte er sich sehr höflich und sagte:

»Verzeihung, meine Herren Kameraden, diese Dame bedarf Ihrer Begleitung wirklich nicht; sie ist meine Braut, ich blieb nur ein Wenig zurück.«

Bei diesen Worten schlug eine jähe Röthe über das wunderschöne Gesicht des Mädchens, aber es sagte kein Wort, ihn Lügen zu strafen. Der Russe fragte ihn:

»Sie nennen mich Kamerad. Sind Sie Officier?«

»Ja.«

»Ihr Name?«

»Hugo von Königsau, von den Ziethenhusaren.«

»Ah, das ist eine wackere Truppe. Ich gratulire Ihnen zu Ihrer Braut und bitte um Verzeihung. Wir sahen Sie wohl auch,

wußten aber nicht, daß Sie zu einander gehörten.«

Er hatte seine erste Frage mit zornig blitzenden Augen ausgesprochen, gab aber seine letzte Antwort bedeutend freundlicher. Er mochte erfahren haben, daß mit den Ziethenhusaren nicht sehr zu spaßen sei. Er schritt mit seinem Begleiter weiter, während Königsau den Arm der Dame sanft in den seinen zog und so mit ihr den Weg fortsetzte. Sie blickte ihn forschend von der Seite an; er that, als ob er es nicht bemerke, obgleich er förmlich fühlte, daß ihr Auge auf ihm ruhe. Erst nach einer Weile sagte er:

»Mademoiselle, ich bin sehr kühn gewesen, und ich fühle, daß ich mich zu entschuldigen habe.«

Er schwieg. Vielleicht erwartete er, ein Wort aus ihrem Munde zu hören; da sie aber schwieg, so fuhr er fort:

»Ich kenne nämlich diesen Russen. Es war Graf Mertschakeff, der wegen seiner Rohheiten mehr berüchtigt und gefürchtet, als berühmt ist. Ich war gewiß, daß er sich nicht zurückweisen lassen werde, und wagte daher, Sie meine Braut zu nennen, das einzige Mittel, Sie von ihm zu befreien. Werden Sie mir dies verzeihen können?«

Er blickte ihr jetzt zum ersten Male in die Augen. Es waren dunkle Sammetaugen, in denen sein Blick sich ein ganzes Leben lang hätte versenken mögen. Sie sah ihn offen und freundlich an und sagte:

»Ich verzeihe Ihnen und sage Ihnen herzlichen Dank, Monsieur!«

»Darf ich fragen, ob Sie noch weit zu gehen haben?«

»Einige Straßen weit.«

»Ich weiß, daß Sie wünschen werden, wieder in den Besitz Ihres Armes zu gelangen; aber wenn ich denke, daß Sie

leicht eine ähnliche Begegnung haben können, so halte ich es für meine Pflicht, Sie noch nicht zu verlassen. Befehlen Sie, was geschehen soll!«

Sie blickte forschend die Straße hinab, und da sie dort mehrere militärische Gruppen bemerkte, so antwortete sie zögernd:

»Ich darf Sie doch kaum belästigen; aber da unten giebt es wieder Russen. Wollen Sie erlauben, daß ich mich Ihnen anvertraue?«

»Wie gern, wie sehr gern, Mademoiselle!«

Sie fühlte, als er diese Worte sprach, einen unwillkürlichen, freudigen Druck seines Armes. War sie hier etwa aus dem Regen in die Traufe gekommen? Sie blickte fast erschrocken zu ihm auf. Aber seine Stimme hatte so bescheiden geklungen, und sein offener Blick ruhte so mild auf ihrem Gesichte, daß sie sich beruhigte.

So schritten sie neben einander her durch mehrere Straßen, ohne den Versuch zu

machen, Ihre Unterhaltung fortzusetzen. Aber zwischen zwei jungen Herzen ist ein solches Schweigen beredter als die wohlgesetzteste Rede. Die Bewegung des Gehens, und besonders das Einbiegen aus einer Straße in die andere, brachte es mit sich, daß ihre Arme sich enger an einander legten. In solchen Momenten fühlte er eine eigenthümliche, sympathische Wärme von ihr aus- und auf ihn übergehen.

Ihre Blicke trafen sich unwillkürlich; sie erröthete dann allemal leicht und senkte die langen Wimpern nieder, während es ihm war, als habe er sich aus der Tiefe ihres Auges ein süßes Eigenthum herausgeholt. Und als sie endlich vor dem Portale eines Hauses stehen blieb, deuchte es ihm, als sei er nicht einige Minuten, sondern Jahre lang an ihrer Seite gewesen.

»Hier wohne ich, mein Herr!« sagte sie.

»So muß ich Sie verlassen!«

Sie hörte deutlich, daß ein Seufzer diese Worte emporgetragen hatte. Ihr großes, dunkles Auge richtete sich mit einem so warmen, ehrlichen Blick auf ihn, daß er sie hätte an sein Herz ziehen mögen, und dabei fragte sie:

»Sie sagten, daß Sie bei den Ziethenhusaren stehen, Monsieur. So sind Sie ein Preuße?«

»Ja.«

»Wissen Sie, daß wir hier in Paris die Preußen hassen?«

»Daran thun Sie Unrecht, Mademoiselle. Man soll keinen Menschen hassen, ohne genau zu wissen, daß er den Haß auch wirklich verdient.«

»Sie wollen sagen, daß Sie unseren Haß nicht verdienen?«

»Wenigstens den Ihrigen möchte ich mir um keinen Preis verdienen. Ich bin als Soldat hier, weil es meine Pflicht war,

meiner Fahne zu folgen, aber ich hasse keinen Franzosen um des Umstandes willen, daß er ein Franzose ist.«

»Ja, so sehen Sie mir aus, Monsieur, so gut und bieder. Darum will ich auch bei Ihnen die einzige Ausnahme von der Regel machen, welche ich einzuhalten pflege. Sie haben mich so freundlich beschützt; ich lade Sie ein, Mama und mich zu besuchen, falls Ihnen mein Wunsch, Sie Mama vorzustellen, nicht unangenehm ist.«

Sein Gesicht strahlte eine ehrliche, ungeschminkte Freude aus, die das Herz des schönen Mädchens gefangen nahm. Er antwortete:

»Unangenehm? O nein, ich bin im Gegentheile von Herzen erfreut über diese Ausnahme und werde Ihrer Einladung folgen, wenn Sie mir die Stunde sagen wollen, in welcher ich Sie nicht störe.«

»So kommen Sie drei Uhr, Monsieur. Haben Sie da Dienst?«

»Nein. Ich werde sicher kommen.«

»Hier ist meine Karte!«

Sie zog ein kleines, zierliches Kärtchen hervor, auf welches er jetzt seinen Blick noch nicht zu werfen wagte, dann nickte sie ihm vertraulich zu, wie einem alten, lieben Bekannten, ehe sie in der Tiefe des Hausflures verschwand.

Fast hätte er die Karte an seine Lippen gedrückt. Er hatte bereits die Hand erhoben, es zu thun, dachte aber noch zur rechten Zeit daran, daß er sich in einer sehr belebten Straße befinde, wo man seine Begeisterung belächeln werde.

Erst als er eine bedeutende Strecke zurückgelegt hatte, las er den Namen, welcher auf der Karte stand. In feinen, dünnen Zügen stand da gedruckt »Margot Richemonte, Rue d'Ange 10«. Fast hätte er den Schritt angehalten.

»Margot Richemonte?« fragte er sich.
»Hieß nicht der Gardecapitän auch Richemonte, welcher gestern die Ohrfeigen von mir erhielt? Ist er vielleicht mit ihr verwandt? Ah, pah! Wie viele Namen sind gleichlautend. Wer wird gleich an so etwas denken!«

In seiner Wohnung angelangt, nahm er ein Buch zur Hand und setzte sich auf das Sopha. Aber eigenthümlich! Das Lesen wollte nicht von Statten gehen. Er hörte immer den eigenthümlich ernsten Klang ihrer Stimme, und wenn er sich Mühe gab, seine Aufmerksamkeit auf die Lectüre zu concentriren, so zogen sich die Buchstaben zusammen und bildeten ein Gesicht, so schön, so rein und mädchenhaft, wie gerade sie es gehabt hatte.

Er legte das Buch fort, stand auf und wanderte im Zimmer hin und her.

»Ich glaube, dieses Mädchen hat es mir angethan,« sagte er. »Eine Französin! Sind die Französinnen mir nicht als leicht,

flüchtig, untreu geschildert worden? Und nun finde ich ein solches Gesicht, ein Gesicht, auf welches man Häuser bauen könnte! Ich werde keinem Menschen davon erzählen, denn ich würde ausgelacht. Die Französinnen sind Champagner, Esprit, Mousseux; sie sind nur zum Vergnügen da. Ein Deutscher macht andere Ansprüche!«

Aber trotz dieser Gedanken konnte er das Gesicht und den Ton dieser Stimme nicht los werden. Er frühstückte, aber ohne Gedanken, fast ohne zu wissen, was er aß. Er konnte die drei Uhr gar nicht erwarten; er wollte sich dies zwar nicht eingestehen, aber als er in der Rue d'Ange vor der betreffenden Thüre stand und nach der Uhr blickte, da bemerkte er, daß er über eine Viertelstunde zu früh gekommen sei. Er mußte einstweilen weiter gehen, um diese Zeit noch verstreichen zu lassen.

Aber mit dem Glockenschlage erreichte er die Nummer Zehn. Er fand, daß die erste Etage des Hauses in zwei Wohnungen getheilt sei. Sein erster Blick fiel auf die

Thür rechts. Da las er das Schild »Veuve Richemonte«. Das war jedenfalls Margot's Mutter. Also Wittwe war dieselbe? So besaß Margot keinen Vater mehr. Dies war vielleicht eine Erklärung für den Ernst, welcher ihr ganzes sonst so liebliches Wesen umfloß.

Er klingelte. Ein Mädchen erschien. Er nannte seinen Namen und wurde eingelassen.

Das Mädchen öffnete ihm die Thür eines Salons, dessen Ameublement zwar sehr anständig, aber nicht herrschaftlich reich zu nennen war. Auf einer Chaise longue ruhte eine Dame, in welcher er sofort Margot's Mutter vermuthete. Sie war einfach schwarz gekleidet. Ihr Haar war voll, schimmerte aber bereits in das Grau hinüber. Die Züge dieser Dame waren sanft und trugen jenen passiven Zug, welcher auf eine Verstimmung des Gemüthes, auf ein stilles, verschwiegenes Leiden schließen läßt. Ihr dunkles Auge ruhte forschend auf dem Eintretenden. Sie erhob sich bei seiner

respectvollen Verneigung ein Wenig aus ihrer liegenden Stellung und sagte:

»Seien Sie mir willkommen, Monsieur! Sie müssen verzeihen, daß meine Tochter noch nicht zugegen ist, um Sie zu empfangen, aber ich habe es vorgezogen, Ihnen zunächst eine aufrichtige Bemerkung zu machen. Nehmen Sie Platz!«

Er setzte sich, während ihr Auge noch immer auf ihm ruhte, als ob sie ihm bis in die Tiefe seiner Seele blicken wolle.

Welch' ungewöhnlicher Empfang war dies? So fragte er sich. Was hatte sie ihm zu sagen, bevor sie ihrer Tochter den Eintritt gestattete? Er sollte es gleich hören, denn die Dame begann:

»Sie haben sich meines Kindes angenommen, und mein Mutterherz ist Ihnen natürlich dankbar dafür. Margot hat gewünscht, daß ich Sie kennen lernen solle, aber ich weiß nicht, ob Sie sich vielleicht enttäuscht fühlen werden. Sie sind natürlich

gewohnt, sich die Pariser Welt als heiter, gern genießend und leichtlebig zu denken. Sie mögen bis zu einem gewissen Punkte Recht haben. Sie sind Officier. Diese Herren machen gern die Bekanntschaft junger Damen. Es ist dies eine Art von Sport für sie; sie wollen sich unterhalten; sie wollen tändeln; sie wollen sich ihrer Eroberungen rühmen. Ich habe diesen Sport nie gut heißen können; ich habe Margot diesen Kreisen stets fern gehalten. Ich liebe mein Kind; es ist so lieb und es soll nicht unglücklich werden. Das ist der heißeste Wunsch meines Herzens.«

Sie hielt inne, wie um zu überlegen, ob sie nicht zu viel gesagt habe, ob sie nichts Beleidigendes ausgesprochen habe. Es dünkte ihm, als hätte sie sagen wollen:

»Ich liebe mein Kind, und es soll nicht unglücklich werden; nicht so unglücklich, wie seine Mutter ist.«

Sie fuhr fort:

»Ich habe Margot's Wunsch erfüllt. Sie hat die Einladung ausgesprochen, und es wäre ja wohl eine Beleidigung für Sie gewesen, wenn ich dieselbe desavouirt hätte. Ich hätte dies auch gar nicht vermocht, da wir Ihre Wohnung nicht kennen. Sollten Sie mit der Erwartung gekommen sein, hier ein Amusement zu finden, so wird diese Erwartung wohl schwerlich erfüllt werden, Monsieur. Das ist es, was ich Ihnen sagen wollte, und ich hoffe, daß Sie sich nicht davon beleidigt fühlen.«

»Beleidigt?« fragte er. »Sie haben die vollste Berechtigung, so zu sprechen, Madame. Sie bedienen sich eines ganz bezeichnenden Ausdruckes, indem Sie von jenem Sport sprechen. Die Officiere aller Länder sind sich in dieser Beziehung gleich. Ich hasse, ich verachte diesen Sport gleich Ihnen. Ich sehe in dem Menschen nicht ein Geschöpf, welches nur die Aufgabe hat, mich zu erheitern, mir die Zeit zu verkürzen. Ich bin gewohnt, das Leben von der ernsten Seite zu nehmen, und es freut mich, in Ihnen eine gleichgesinnte

Natur zu entdecken. Gerade die gegenwärtige Zeit ist eine ernste, und ich habe wirklich nicht die Absicht, eine Minute von ihr zu vertändeln. Ich habe Fräulein Margot einen kleinen Dienst erwiesen, wie ich ihn jeder Dame erweisen würde; das ist nur Pflicht, das begründete keinen Anspruch auf Ihre besondere Dankbarkeit. Desto mehr bin ich erfreut gewesen über die Erlaubniß, mich Ihnen vorstellen zu dürfen. Beunruhigt Sie jedoch meine Gegenwart, so bin ich bereit, Sie sofort zu beruhigen.«

Er erhob sich von seinem Sitze. In ihrem Auge glänzte etwas wie ein stilles, zufriedenes Lächeln. Sie winkte ihm mit der Hand zu, sitzen zu bleiben, und sagte:

»Ich möchte annehmen, daß Margot sich nicht geirrt hat, ich finde Sie so, wie Sie von ihr geschildert worden sind. Bleiben Sie, Monsieur, und versuchen Sie, der Unterhaltung zweier einsamer Damen einigen Geschmack abzugewinnen! Besitzen Sie auch eine Mutter?«

»Leider nicht mehr, Madame. Meine Eltern sind todt.«

»Das ist ein schwerer Verlust. Aber vielleicht haben Sie Geschwister?«

»Auch nicht. Ich stehe allein in der Welt. Ich lebe meiner Pflicht und in den Musestunden meinen Büchern, die meine aufrichtigsten Freunde sind.«

In dieser Weise wurde die Unterhaltung noch ein Weilchen fortgeführt, bis Margot eintrat. Sie trug ein einfaches Hauskleid und sah in demselben so reizend hausmütterlich, so wirthschaftlich aus, daß ihm das Herz weit wurde. Als sie ihm die Hand reichte, breitete sich ein leises Roth über ihre Wangen aus. Er sah, daß er ihr nicht unwillkommen sei, und war ganz glücklich darüber.

Auch ihre Mutter wurde später heiterer. Sie schien Vertrauen zu ihm zu fassen, und als er sich verabschiedete, erlaubte sie ihm,

morgen um dieselbe Zeit wieder zu kommen.

Er ging, ganz erfüllt von dem Eindrucke, den das schöne Mädchen auf ihn gemacht hatte. Noch glücklicher wäre er gewesen, wenn er gehört hätte, was nach seinem Fortgange über ihn gesprochen wurde.

»Dieser junge Mann ist wirklich anders als die Leute seines Alters und die Herren seines Standes,« sagte Frau Richemonte.
»An ihm könnte Albin sich ein Beispiel nehmen. Wo er nur wieder bleibt? Er hat sich seit zwei Tagen nicht sehen lassen.«

»Vielleicht kommt er jetzt,« sagte Margot.

Es hatte geklingelt. Die beiden Damen zeigten aber keineswegs jene freudige, erwartungsvolle Miene, welche das Nahen einer gern gesehenen Person verkündet.

»*Monsieur le Baron de Reillac!*« rief das Mädchen zur Thür herein.

Und nach diesem Rufe erschien auch sogleich der Genannte im Zimmer. Er war ein langer, sehr hagerer Mann. Er mochte vielleicht fünfundvierzig Jahre zählen, trug sich aber trotzdem ganz wie ein junger, lebenslustiger Elegant gekleidet. Man hätte ihn nicht häßlich nennen können, aber er hatte doch, Alles in Allem summirt, Etwas an sich, was bereits beim ersten Blicke verhinderte, Sympathie für ihn zu fühlen.

Er verbeugte sich auf eine höchst stutzermäßige Manier, tänzelte erst zur Mutter und dann zur Tochter, um ihnen die Hand zu küssen, und fragte dann, sich niedersetzend:

»Ich habe drüben geklingelt, aber keine Antwort erhalten. Monsieur Albin befindet sich wohl nicht zu Hause?«

»Ich habe ihn seit gestern nicht gesehen,« antwortete Frau Richemonte. Und mit einem trüben, vorwurfsvollen Blicke fügte sie hinzu: »Ich darf wohl annehmen, daß er sich in Ihrer Gesellschaft befunden hat?«

»Allerdings,« antwortete der Gefragte.
»Wir waren am Tage ausgefahren und
Abends im Club, wo man Vieles und
Ausführliches zu besprechen hatte. Man
hält das Exil des Kaisers nicht für ein
ewiges. Man fragt bereits, wie man sich zu
verhalten haben wird, wenn er zurückkehrt,
um seine Rechte geltend zu machen –«

»Um Gottes willen, welche
Unvorsichtigkeit!« rief Madame. »Noch
sind die Sieger in unseren Mauern, und Sie
fangen bereits zu conspiriren an!«

»Keine Sorge!« lachte der Baron. »Man ist
vorsichtig! Man ist klug; wenigstens in
dieser Beziehung. In anderer freilich ist
man desto unkluger. Werden Sie dies
glauben, Madame?«

Es lag ein Nachdruck in seinem Tone, der
sie schnell aufblicken ließ.

»Ich weiß nicht, was Sie meinen,« sagte sie.

»O,« sagte er, süßlich lächelnd, »ich meine nur, daß ich in Beziehung auf Politik meinen Mann stelle, in geschäftlicher Hinsicht aber viel zu nachsichtig bin.«

Frau Richemonte wüthete; sie hustete leise in das Taschentuch und meinte:

»Sind Sie vielleicht gekommen, um über Geschäfte mit mir zu sprechen, Herr Baron?«

Er räusperte sich, wie sich das Raubthier die Krallen wetzt, ehe es sich auf seine Beute wirft, und antwortete dann:

»Eigentlich nicht. Ich wollte Monsieur Albin sprechen. Er gab mir gestern Abend sein Ehrenwort, heute zu Hause zu sein.«

»Sein Ehrenwort?« fragte die Dame. »Das ist doch ganz unmöglich!«

»Warum unmöglich, Madame? Zweifeln Sie vielleicht an meiner Wahrheitsliebe?«

»Dies will ich nicht sagen. Aber wenn Albin Ihnen sein Ehrenwort giebt, wird er es auch halten. Er ist Officier.«

Der Baron zuckte die Achseln.

»Officier? Ja. Sogar Capitän der Garde! Aber pah! Man kann trotzdem sein Ehrenwort brechen. Giebt es doch Capitäns der Garde, welche sich ungestraft ohrfeigen lassen!«

Die Dame erbleichte.

»Was meinen Sie?« fragte sie. »Sie wollen doch nicht sagen, daß mein Stiefsohn —«

Sie hielt inne. Es wurde ihr zur Unmöglichkeit, das Wort auszusprechen; der Baron jedoch that es an ihrer Stelle:

»Daß Ihr Stiefsohn geohrfeigt worden ist? Ja, gerade dies will ich sagen.«

Da sprang die Frau von der Chaise longue auf und rief:

»Sie lügen, Baron!«

Auch Margot hatte ihren Sitz verlassen; sie war an die Seite der Mutter getreten, wie um ihr beizustehen gegen alle Angriffe des Aergers und der Betrübnis.

»Ich lügen?« fragte der Baron. »Monsieur Albin hat es mir selbst erzählt, und auch im Club wurde leise davon gesprochen. Es sind drei Herren dabei gewesen, mit denen er am Spieltische gesessen hat. Er hat die Deutschen Hunde genannt und den Feldmarschall Blücher, welcher zugegen gewesen ist, einen Flegel. Dafür hat er von einem deutschen Officier, dessen Forderung er ausschlug, einige Dutzend Ohrfeigen erhalten.«

»Mein Gott, welche Schmach!« rief Frau Richemonte, auf ihren Sitz zurücksinkend.

Aber es lag in ihrem Ausrufe nicht der Aufschrei eines zerrissenen Mutterherzens; es klang wie Verachtung, die tiefste, unheilbarste Verachtung.

»Wenn solche Dinge geschehen, so werden Sie auch die Möglichkeit zugeben, daß er sein Ehrenwort bricht, Madame,« fuhr der Baron fort. »Er hat mir versprochen, am Nachmittage zu Hause zu sein.«

»Ah, so handelt es sich auch hier um eine Ehrensache?«

»Natürlich! Man arrangirte im Club ein kleines Spielchen, an welchem sich auch Monsieur Albin betheiligte. Er hatte Unglück. Ich schoß ihm fünftausend Franken vor, die er mir heute drei Uhr Nachmittags in seiner Wohnung zurückzugeben versprach. Ich komme um fünf Uhr, und dennoch ist er nicht hier.«

»Mein Gott, auch das noch!« klagte die Dame. »So wächst seine Schuld ja doch in das Riesenhafte!«

Der Baron nickte mit dem Kopfe und antwortete:

»Sie haben Recht, meine Gnädige! Haben Sie eine Ahnung, wie viel er mir bereits gegen Wechsel schuldet?«

»Wie sollte ich das wissen?«

»Ueber zweimal hunderttausend Franken.«

»Zweimal hund-!«

Das Wort blieb ihr auf der Zunge liegen. Margot war schreckensbleich geworden. Der Baron beobachtete die Beiden mit einem versteckten, siegesgewissen Lächeln.

»Aber das ist ja die reine Unmöglichkeit! Das ist ganz unglaublich!«

Bei diesen Worten der Dame zuckte der Baron die Achsel und antwortete:

»Unglaublich? Warum? Monsieur Albin hat sehr noble Passionen. Er spielt hoch; er verehrt dieser oder jener Tänzerin ein Geschmeide im Werthe von zehntausend Franken. Vermögen hat er nicht mehr. Gehalt erhält er nicht, da der Kaiser

gefangen ist. Wie bald ist da ein solches Süm্মchen ernporgelaufen!«

»So mag er sehen, wie er es wieder herunter bringt!« sagte Madame entschlossen. »Er ist mein Stiefsohn, und doch habe ich mich bereits für ihn aufgeopfert. Nun bin ich selbst arm. Er mag sehen, wer ihm hilft. Ihnen aber, Baron, schulde ich keinen Dank, daß Sie ihn in seiner wahnsinnigen Verschwendung unterstützen. Hätten Sie ihm nichts gegeben, so hätte er sparsamer leben müssen!«

Da glühte das Auge des Angeredeten in einem eigenthümlichen Lichte. Es war Stolz, Schadenfreude, Gier und Siegesgewißheit, welche daraus sprach. Er antwortete:

»Sie irren, Madame; ein Anderer hätte ihn eben so unterstützt. Uebrigens ist er der Sohn Ihres seligen Herrn Gemahls, der mein Freund war. Soll ich ihn nicht unterstützen, da ich doch auch nachsichtig

gegen Sie, die Wittwe dieses Freundes, bin?«

»Nachsichtig mit mir? Wann wären Sie dies jemals gewesen!« rief sie voller Bitterkeit.

»Ich ließ mich kurz vor dem Tode meines Mannes verleiten, seine Accepte auch mit meinem Namen zu versehen. Was verstand ich als Dame von solchen Papieren! Ich unterzeichnete sogar Formulare, welche später erst ausgefüllt wurden. Als mein Mann todt war, präsentirten Sie mir alle diese Documente. Sie waren nach Sicht zu bezahlen. Ich mußte Alles verkaufen, was ich besaß, um sie einlösen zu können und nicht in das Schuldgefängniß zu wandern. Nennen Sie dies Nachsicht?«

»Ich spreche nicht hiervon, Madame; ich spreche von den drei Accepten, welche ich noch jetzt von Ihnen in den Händen habe.«

Sie blickte ihn groß an, aber er hielt diesen Blick aus.

»Noch drei Accepte? Von mir?« fragte sie.
»Sie irren, oder erlauben sich einen Scherz,
der hier wahrhaftig nicht am rechten Platze
ist!«

»An einen Scherz ist nicht zu denken,«
sagte er. »Sie sprachen von Blanquets,
welche später ausgefüllt worden sind. Nun
wohl, es waren noch drei solche Blanquets
vorhanden, als Ihr Herr Gemahl starb.
Monsieur Albin hat sie ausgefüllt und den
Betrag von mir erhalten. Die Wechsel
lauten auf Sicht; ich habe sie Ihnen noch
nicht präsentirt; darf ich da nicht von
Nachsicht sprechen?«

Frau Richemonte fuhr abermals in die
Höhe, jetzt vor Schreck.

»Sie sagen die Wahrheit?« fragte sie.

»Die volle Wahrheit!«

»Albin hat den Betrag erhalten?«

»Ja.«

»Wieviel?«

»In Summa hundertundfünfzigtausend Franken.«

»Hundertundfünfzigtausend Franken! O, mein Gott!« rief sie, die Hände vor das Gesicht schlagend. »Und ich besitze nur eine Rente von noch zweitausend Franken!«

»Ich werde darauf Beschlag legen müssen, Madame.«

Das hatte sie nicht erwartet. Sie starrte ihn mit großen Augen an und sagte:

»So werde ich dann verhungern müssen!«

»Nein,« antwortete er, gleichmüthig die Achsel zuckend. »Nicht verhungern, sondern nur arbeiten werden Sie müssen!«

»Arbeiten, das thun wir ja jetzt bereits. Oder glauben Sie, daß man von zweitausend Franken jährlich leben kann? Wir arbeiten insgeheim für ein

Stickereigeschäft. Heute Vormittag hat Margot wieder das Fertige abgeliefert und sich dabei den frechen Insulten einer rohen Soldateska ausgesetzt.«

»Das darf ich nicht beachten, Madame. Ihr Sohn schuldet mir eine ungeheure Summe auf Wechsel, dazu eine Spielschuld von fünftausend Franken auf Ehrenwort; er hat kein Geld. Von Ihnen besitze ich Wechsel im Betrage von hundertundfünfzigtausend Franken. Ich präsentire sie Ihnen hiermit. Wollen Sie die Documente einlösen?«

Die Wittve schlug die Hände zusammen und rief:

»Aber sehen Sie denn nicht ein, daß mir dies ganz unmöglich ist! Wer hat Ihnen erlaubt, meinem Stiefsohne gegen meine Unterschrift eine solche Summe auszuhändigen?«

»Eben Ihre Unterschrift hat es mir erlaubt, Madame,« lächelte er überlegen.
»Uebrigens irren Sie sich ganz und gar,

wenn Sie behaupten, daß es Ihnen unmöglich ist, diese Summe zu decken.«

»Mein Gott, womit soll ich es können?«

»Mit einem einzigen Worte.«

»Mit welchem?«

»Mit dem kleinen Wörtchen Ja.«

Sie verstand ihn nicht; sie blickte ihn fragend an. Er aber setzte sich in Positur, ließ seine Augen lüstern über die schöne Gestalt Margot's gleiten und sagte:

»Sie kennen meine Person und meine Umstände, Madame. Ich bin Armeelieferant des großen Kaisers gewesen, und habe mir Millionen verdient. Ich kann einer Frau eine glänzende Existenz bieten. Ich habe Ihnen bereits, als Ihr Herr Gemahl noch lebte, gesagt, daß ich Mademoiselle Margot liebe. Ich wurde damals abgewiesen; es hieß, Mademoiselle könne mich nicht lieben. Sie befanden sich damals in

besseren Verhältnissen. Jetzt werden Sie einsehen, daß eine Heirath nach Liebe eine Dummheit ist. Ich wiederhole heute meinen damaligen Antrag. Sobald ich mit Mademoiselle vom Altare zurückkehre, zerreiße ich die Wechsel Ihres Stiefsohnes und auch die Ihrigen. Sagen Sie Nein, so wandern Sie in das Schuldgefängniß.«

Er hatte sich bei den letzten Worten erhoben, griff nach seinem Hute und fuhr dann fort:

»Sie sehen, daß ich aufrichtig bin. Nennen Sie mich hartherzig oder grausam; mir ist dies gleichgiltig. Ich liebe Margot; sie wird meine Frau werden, oder Sie müssen untergehen. Ich gebe Ihnen eine volle Woche Zeit. Heute über acht Tage werde ich mir Ihre Antwort holen. Ueberlegen Sie sich reiflich, was Sie thun werden. Adieu!«

Er ging und ließ die beiden Damen in einer großen Aufregung zurück.

Madame Richemonte lag auf ihrer Chaise longue und weinte. Margot hatte sich bei ihr niedergelassen und zog wortlos den Kopf der Mutter an ihr Herz. Das Mädchen hatte bisher kein Wort gesagt. Ihr Gesicht zeigte keine Spur von Betrübnis, wohl aber lag auf demselben ein Zug finsternen Hasses, fast möchte man sagen, der Rache, den ihre Mutter freilich nicht bemerkte, da sie zu sehr mit sich selbst beschäftigt war.

»Hundertundfünfzigtausend Franken!«
jammerte die Frau. »Hast Du es gehört,
Margot?«

»Ja.«

»Und ich war ihm nichts schuldig! Er ist
ein Verführer, ein Betrüger!«

»Er ist ein Teufel, Mama. Er hat ganz und
gar berechnend gehandelt.«

»Wieso?«

»Er hat mich zwingen wollen, ihn zu
heirathen.«

»Mein Gott! Wirklich?«

»Ja. Zunächst hat er Papa in Schulden
verstrickt und ihn und Albin zum Spielen
verführt. Sodann hat er Dich zur
Ausstellung der Blanquets gebracht. Jetzt
sind wir verloren, wenn ich ihm nicht mein
Jawort gebe.«

»Du wirst es ihm nicht geben! Nein,
niemals, Kind!«

»O, doch!« sagte das Mädchen, scheinbar
ruhig.

»Doch? Du willst?« fragte die Mutter ganz
erschrocken.

»Ja, ich will!«

»Aber Du wirst unglücklich, Margot!«

»Nein!«

Sie sagte dieses Wort in einem so bestimmten Tone, daß ihre Mutter aufmerksam wurde, sie ganz erstaunt anblickte und dann fragte:

»Nein? Das begreife ich nicht! Kind, mein Kind, liebst Du ihn etwa gar?«

Margot schüttelte überlegen den Kopf und antwortete:

»Ich hasse ihn; ich verabscheue ihn, und darum werde ich ihn heirathen, Mama.«

»Ihn heirathen, weil Du ihn hassest? Du sprichst in Räthseln!«

»O, begreifst Du nicht, welche Süßigkeit in der Rache liegt?«

»Ah!« rief die Mutter, der das Verständniß aufzugehen schien.

»Ja. Er ist der Teufel unserer Familie, unseres Hauses gewesen. Er ist Schuld an unserer Verarmung und an dem Tode des Vaters. Ich willige ein, sein Weib zu

werden, um uns Alle an ihm rächen zu können. Er liebt mich zum Rasendwerden. Ich habe seine glühenden, begehrliehen Blicke Monate lang beobachtet, ohne zu thun, als ob ich es bemerke. Ich werde sein Weib; er muß die Wechsel zerreißen; aber er wird mich niemals berühren dürfen. Er soll verschmachten vor Verlangen nach mir. Ich bin schön. Ich werde mich für ihn schmücken, nur für ihn, um ihn liebeswahnsinnig zu machen. Er soll vor mir im Staube kriechen wie ein Wurm; er soll um ein Wort, um einen Blick betteln und doch nicht erhalten, was er begehrt. Er soll Tantalusqualen erleiden, und ich werde glücklich sein, je unglücklicher ich ihn sehe!«

Sie sprach im Gefühle des Augenblickes. Sie bedachte nicht, daß ihr Glück, von dem sie sprach, ein fürchterliches sein werde. Sie wollte sich opfern, opfern für die Mutter und für die Sache. Sie glaubte, stets so Herr ihres Herzens zu sein, wie jetzt, und ahnte nicht, welch' ein Unglück es für sie sein werde, an einen solchen Mann gekettet

zu sein und doch die Liebe zu einem
Anderen im Herzen zu tragen. –

Als Lieutenant von Königsau die beiden
Damen verlassen hatte, war er, zunächst nur
an Margot denkend, durch einige Straßen
geschlendert und dann in ein Kaffeehaus
getreten. Dasselbe gehörte zu jenen
Boulevardkaffeehäusern, welche einen
Vorplatz haben, wo diejenigen Gäste sitzen
können, welche es vorziehen, ihren Kaffee
oder Absynth im Freien zu trinken, und
dabei mit Bequemlichkeit das Leben und
Treiben der Straße beobachten.

Er trat in das Zimmer und nahm an einem
der Fenster Platz. Hier hatte er noch nicht
lange gesessen, so sah er einen Mann
herankommen, dessen Anblick ihn
veranlaßte, sich etwas vom Fenster
zurückzuziehen. Es war der Gardecapitän
Richemonte.

Dieser blieb draußen auf dem Vorplatze, wo
er sich gerade vor das Fenster setzte, hinter
welchem Königsau seinen Sitz hatte. Es

verging eine ziemliche Weile, so kam ein Zweiter, welcher neben dem Capitän sich niederließ. Der Deutsche kannte ihn nicht; es war der Baron de Reillac, der soeben von dem Heirathsantrag kam, welchen er Margot gemacht hatte. Es war ein eigenthümlicher Zufall, daß Königsau gerade dieses Kaffeehaus gewählt hatte. Die Beiden ahnten nicht, daß drinnen ganz in der Nähe des Fensters einer saß, der jedes Wort ihres Gespräches hören konnte.

»Eingetroffen!« sagte der Baron.

»Endlich!« meinte der Capitän. »Ich warte bereits längere Zeit. Welchen Erfolg hat die Attaque gehabt, lieber Baron?«

»Bis jetzt gar keinen.«

»Wieso?«

»Ich habe Ihren Damen eine Woche Zeit gegeben.«

»Eine Woche? Verdammt! Warum? Woher nehme ich in dieser Zeit Geld?«

»Von mir.«

»Ah, das klingt befriedigend. Ich brauche einige Tausend Franken. Was sagte die gute Stiefmama zu Ihrer Eröffnung?«

»Das, was alle Frauen bei solchen Gelegenheiten sagen; sie glaubte es zunächst nicht; dann jammerte sie, schlug die Hände zusammen und weinte. Ich kann das verfluchte Weinen nicht ausstehen und habe mich daher so kurz wie möglich gefaßt.«

»Und Margot?«

»Die? Ah, da muß ich mich zuvor besinnen! Ja, ich glaube, sie hat kein einziges Wort gesagt.«

»Glauben Sie, daß Sie die Einwilligung erhalten?«

»Jedenfalls!«

»Und wenn nicht?«

»So spazieren Sie in das Schuldgefängniß.«

»Alle Teufel, Sie scherzen, Baron! Einen Freund schickt man nicht an einen solchen Ort!«

Der Baron zuckte höchst gleichmüthig die Achsel und antwortete:

»Freund? Pah! Blutsauger waren Sie, aber nicht Freund. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich Ihnen nur Ihrer Schwester wegen ausgeholfen habe. Wird sie meine Frau, so quittire ich Ihre Schuld und zahle Ihnen noch fünfzigtausend Franken. Die Wechsel Ihrer Mutter, auf hundertundfünfzigtausend Franken lautend, werden auch zerrissen. So bezahle ich das Jawort mit viermalhunderttausend Franken. Wer ist nun der Freund? Sind Sie der meinige, oder bin ich der Ihrige?«

»Ich hoffe, daß Sie Ihren Zweck erreichen, Baron!«

»Wenn ich ihn nicht erreiche, sind Sie schuld.«

»Ich? Inwiefern?«

»Gehen Sie zu den Damen und machen Sie ihnen die Hölle heiß! Geben Sie sich ja Mühe, denn ich würde im Falle des Nichtgelingens keine Nachsicht mit Ihnen haben.«

»Fast möchte ich Ihnen dies zutrauen!«

»Ich ersuche Sie, davon überzeugt zu sein! Sie haben mir den Mund wässerig gemacht und in Folge dessen auf meine Kosten gelebt wie ein Nabob. Warum sollte es mir auf einige tausend Franken ankommen, wenn es sich darum handelt, Ihnen zu zeigen, wie es einem armen Teufel im Schuldgefängnisse zu Muthe ist. Uebrigens rathe ich ihnen, einen Panzer anzulegen, bevor Sie Ihre liebenswürdigen Damen besuchen.«

»Warum?«

»Sie wissen Ihre Spielschuld.«

»Alle Teufel! Wer hat ihnen davon gesagt?«

»Ich.«

»Sie? Sind Sie bei Sinnen! Wozu braucht meine Mutter oder die Schwester zu wissen, wie hoch ich spiele und was ich verliere?«

»Sie werden dadurch gefügiger. Uebrigens kennen sie auch Ihr Rencontre mit dem deutschen Officier.«

»Auch das? Wer hat hiervon zu ihnen gesprochen?«

»Auch ich, Capitän.«

»Mensch!« brauste der Capitän auf. »Und das sagen Sie mir so ruhig!«

»Ja, gerade so ruhig, wie ich Ihnen mein Geld gebe. Ich will die Genugthuung haben, von Ihnen reden zu können. Margot soll wissen, daß Sie mir kein Opfer bringt,

wenn ich mir die Schwester eines ruinirten
Officiers zur Frau nehme.«

Es blieb eine Zeit lang ruhig. Königsau
hatte gedacht, daß der Capitän jetzt voller
Wuth losschmettern werde; dem war aber
nicht so. Er befand sich in den Händen des
baronisirten Armeelieferanten; darum gab
er sich Mühe, seinen Zorn zu beherrschen
und antwortete:

»Glauben Sie etwa, daß ich mich vor
diesem Deutschen fürchte?«

»Ja, das glaube ich,« antwortete der
Gefragte kalt.

»Warum?«

»Weil Sie seine Forderung zurückwiesen.«

»Pah! Ich werde mich noch mit ihm
schlagen.«

»Das glaube ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Diese Deutschen sollen im Punkte der Ehre außerordentlich heikel sein. Ich glaube nicht, daß dieser Husarenlieutenant – wie hieß er gleich?«

»Von Königsau.«

»Gut! Also ich glaube nicht, daß sich dieser Königsau noch mit einem schlagen wird, den er vorher geprügelt hat. Es war dies eine ganz alberne Dummheit von Ihnen!«

»Ich wollte mich nicht mit ihm schlagen, weil ich diese Deutschen hasse. Ich halte keinen von ihnen für werth, einen Degen mit einem Franzosen zu kreuzen.«

»Aber so ein Deutscher hält Sie dafür für werth, Ohrfeigen zu erhalten. Gehen Sie, Capitän! Ob Sie nach einem solchen Vorkommnisse forttdienen können, ist sehr fraglich. Doch regen wir uns nicht auf. Wieviel brauchen Sie Geld?«

»Einige Tausend Franken.«

»Gut! Sagen wir dreitausend. Kommen Sie jetzt mit zu mir; ich will sie Ihnen geben. Heute Abend legen wir wieder eine kleine Bank, und über eine Woche bin ich ein Schwager, der Ihnen die ganze Schuld quittirt.«

Sie entfernten sich.

Königsau hatte mit größter Aufmerksamkeit gelauscht, um keines ihrer Worte zu verlieren. Es lag Alles klar vor ihm. Dieser sogenannte Baron speculirte auf die Hand Margot's, welche leider die Schwester des geprügelten Capitäns war. Frau Richemonte schuldete dem Baron eine Summe von hundertundfünfzigtausend Franken auf Wechsel. Mit dieser Summe und den Schulden ihres Bruders wollte er sie erkaufen.

»Warum bin ich arm!« sagte sich Königsau. »Fünfundvierzigtausend Thaler ist Alles, was ich besitze, und auch die kann ich nur aus dem Verkaufe meines Gutes erst lösen.

Wäre ich reicher, so bezahlte ich Alles, und Margot wäre mit der Mutter frei.«

Er ging nach Hause. Er mußte immer an Margot denken und an die hundertundfünfzigtausend Franken, und noch in der Nacht, als er endlich Ruhe gefunden hatte, träumte ihm von einem riesigen Schuldthurme, in dessen dunklen Kerker Margot schmachtete.

Es ist eigenthümlich, welches Interesse der Mensch an einer Person nimmt, von welcher er recht lebhaft geträumt hat. War sie ihm vorher gleichgiltig, so gewinnt sie plötzlich ein Interesse, welches sie früher nicht besessen hat. Besaß sie es jedoch bereits, so verdoppelt und vervielfacht sich die Theilnahme, und es kann auf diese Weise sehr leicht eine Liebe entstehen, die man sonst wohl für unwahrscheinlich gehalten hätte.

So war es auch mit Königsau. Als er erwachte, war er zunächst froh, von der Angst erlöst zu sein, welche er um das

schöne Mädchen empfunden hatte. Aus dieser Angst aber war ihr Bild viel lichter und bezaubernder hervorgewachsen, und er fühlte eine solche Sehnsucht nach ihr, daß er den Nachmittag kaum erwarten konnte.

Endlich kam die dritte Stunde, und er machte sich auf den Weg. Als er in den Salon trat, kam ihm Margot entgegen und bat um Entschuldigung, daß ihre Mutter heute nicht zu sprechen sei, sie sei seit gestern so unwohl und angegriffen, daß sie keinen Besuch empfangen könne.

Königsau ahnte, daß an dieser Krankheit das gestrige Gespräch mit dem Baron die Schuld trage, doch er ließ sich von dieser Ahnung natürlich nichts merken.

Margot war heute außerordentlich bleich. Auf ihrem Gesichte lag eine Entschlossenheit, eine Resignation, bei welcher ihm bänglich zu Muthe wurde. Er bemerkte zwar, daß ihr Auge zuweilen mit jenem Blicke auf ihm ruhte, in welchem ein unbewußtes Geständniß sympathischer

Regungen liegt, doch zeigte sie sich in ihren Reden und Antworten verschlossen und kalt. Das konnte nicht die Sorge um ihre kranke Mutter, sondern das mußte etwas Anderes sein. Er sann vergebens nach; er vermochte es nicht zu entdecken, bis endlich das Gespräch so oben hin auf zartere Verhältnisse kam.

Jetzt zeigte ihr Gesicht zum ersten Male wieder eine Spur von Leben und Wärme.

»Ich beneide Sie, Monsieur,« sagte sie.
»Welch ein Glück muß es sein, in die Heimath zurückzukehren, und, dem Schlachtentode entgangen, als Sieger vor ein geliebtes Weib oder vor eine harrende Braut zu treten.«

»Beneiden Sie mich nicht, Mademoiselle,« antwortete er. »Ein solches Glück ist mir nicht beschieden.«

»Nicht? Sie haben keine Braut?«

»Nein. Mein Herz ist noch niemals engagirt gewesen.«

Sie blickte zu Boden und fragte, ohne die Augen zu ihm zu erheben und ihn anzusehen:

»Muß denn stets das Herz engagirt sein?«

»Können Sie sich ein Glück denken, ohne daß das Herz Theil daran nimmt?«

»Allerdings nein. Aber das Herz kann auf verschiedene Weise betheilt sein.«

Er blickte ihr forschend in das bleiche Angesicht. Ihre Lippen zuckten, und auf ihrer Stirn lag es schwer und finster wie ein Entschluß, von dem sie überwunden worden war.

»Ich verstehe Sie nicht, Mademoiselle,« sagte er. »Ich kenne nur eine einzige Weise. Nur die Liebe macht glücklich, ohne sie kann man es niemals sein.«

»Sie irren. Denken Sie sich einen recht grimmigen Haß, eine recht glühende Rache. Sie befriedigt zu sehen, muß auch ein Glück sein!«

»Allerdings, aber ein Glück für einen Teufel,« antwortete er.

Sie hob mit einem raschen Aufschlage ihrer Augen den Blick zu ihm empor, sah ihn forschend an und fragte:

»Also nehmen Sie doch an, daß auch ein Teufel glücklich sein könne?«

»Ein teuflisches, das heißt, ein verdorbenes Gemüth? Ja, aber nur für einen Augenblick. Ich möchte wohl an einem Beispiele erfahren, wie man dauernd durch eine große Rache sich glücklich fühlen könne.«

Er war jetzt Diplomat, und kein schlechter. Er sprach diese Frage aus, um in ihr Geheimniß einzudringen. Sie durchschaute ihn glücklicher Weise nicht und antwortete:

»Ich will versuchen, Ihnen ein Beispiel zu geben. – Denken Sie sich ein Mädchen, jung, schön, edel und gut. Sie besitzt alle Eigenschaften, einen Mann glücklich zu machen. Da kommt ein Bösewicht, welcher sich von ihren Reizen gefesselt fühlt. Er trachtet, ihre Hand zu erlangen, wird aber abgewiesen. Hierauf beginnt er, im Stillen seine Minen zu graben. Er bemächtigt sich ihrer Anverwandten; er verführt dieselben, er stürzt sie in Sünde, Laster und Schande, und schwört, die Unglücklichen nicht eher wieder los zu geben, als bis sie losgekauft werden. Der Preis ist die Hand des Mädchens.«

»Und dieses? Das Mädchen? Was thut es?«

»Sie reicht dem Bösewicht die Hand, um die Ihrigen zu retten.«

»So hat sie wohl nie geliebt, oder besitzt ein großes, erhabenes Herz, einen seltenen Opfermuth und ein felsenfestes Vertrauen, den Bösewicht durch ihren Einfluß zu bessern.«

»Nein, das will sie nicht. Sie will ihn strafen!«

»Ah, Sie widersprechen sich, Mademoiselle. Vorhin sagten Sie, das Mädchen reiche ihm ihre Hand, um die Ihrigen zu retten, und jetzt thut sie es, um ihn zu strafen.«

»Ja, sie will ihn strafen, fürchterlich strafen. Er soll in ihr einen Himmel sehen, in den er nie gelangen kann. Er soll nach dem Tropfen schmachten, der ihm nahe vor der Lippe perlt und dennoch verdürsten.«

»Dieses Mädchen ist ein Teufel, Mademoiselle. Sie nannten sie vorhin edel und gut. Sie ist aber das gerade Gegentheil. Dieser Plan kann nur im Augenblicke des höchsten Zornes, der Verzweiflung gefaßt werden, aber kein fühlend Weib wird ihn ausführen. Ein edles, gutes Mädchen wird vor einem solchen immerwährenden Henkerwerk zurückschauern. Denken Sie sich dann die Betreffende mit ihrem Opfer für's ganze Leben allein, vielleicht auf einer

wüsten Insel. Muß sie nicht an dem Anblicke von Anderer Glück zu Grunde gehen? Vielleicht begegnet sie einem Mann, dem ihr ganzes Sein und Wesen entgegen fliegen möchte, und doch ist sie an ihr Opfer gefesselt. Nun wird sie zum Tantalus, welcher unendliche Qualen erduldet. Ist es nothwendig, daß sie ihn bestraft? Giebt es nicht einen höheren Richter? Ist nicht das wahre Gottvertrauen der größte Schatz des Weibes? Sollte Gott die Ihrigen nicht retten können, ohne daß sie ein so schreckliches Opfer bringt?«

Er hatte Recht. Sie hatte den Plan nur im Augenblicke des höchsten Zornes gefaßt. Jetzt stellte er ihr denselben in einem Lichte dar, vor welchem sie erschrak. Er verstand und begriff sie; er wußte, daß sie von sich selbst gesprochen hatte. Bei diesem Gedanken krampfte sich sein Herz zusammen. Es wurde ihm angst, und in dieser Bangigkeit ergriff er ihre Hand und fuhr fort:

»Sie rollen da ein fürchterliches Bild vor mir auseinander. Haben Sie es vielleicht Dante's Hölle entlehnt? Ich wiederhole es: Das Weib, von dem Sie sprechen, würde ein Teufel sein; es würde nicht quälen, sondern gequält werden, und zwar durch sich selbst. Es giebt auf Erden keine Lage, welche rettungslos ist. Zerreißen Sie dieses Bild und werfen Sie die Fetzen von sich weg; sie erregen Abscheu und Ekel!«

Sie hatte ihm aufmerksam zugehört. Die Blässe war von ihren Wangen gewichen; die Röthe der Scham hatte auf derselben Platz genommen. Dennoch aber machte sie noch einen Versuch, sich zu vertheidigen:

»Wenn es aber keine andere Rettung giebt?«

»Wer kann das behaupten, Mademoiselle? Wir Menschen sind kurzsichtig, zuweilen sogar blind. Was uns leicht dünkt, ist oft unmöglich, auszuführen, und im Gegentheil ist das, woran wir verzweifeln möchten, vielleicht ein Kinderspiel. Wer wollte

sagen, daß es aus irgend einer Noth keine Hilfe gebe? Sie ist da; sie naht vielleicht schon, aber wir sehen sie nicht.«

»Aber wenn Menschen nicht helfen können?«

»So hilft Gott durch sie, ohne daß sie es wissen und wollen. Er weiß den rechten Weg zur Rettung, nur sollen wir ihm vertrauen, und ihm nicht widerstreben.«

Da endlich! Er sah es ihr an; er hatte sie besiegt. Sie streckte ihm ihre Hand entgegen und sagte:

»Ich danke Ihnen, Monsieur! Ja, Sie sind ein Deutscher, ein wahrer, echter Deutscher!«

»Was wissen Sie von uns Deutschen, Mademoiselle?«

»Daß sie wie die Kinder sind, voller Glauben und Vertrauen, und doch auch echte Männer, welche Gott zwar um Hilfe

bitten, ihn aber dabei auch tüchtig unterstützen,« lächelte sie. »Man sieht es an den Schlachten, welche sie jetzt geschlagen haben.«

Diese parteilose Anerkennung that ihm wohl. Margot gewann dadurch sehr in seiner Achtung. Noch immer ihre Hand in der seinigen haltend, wagte er zu fragen:

»War es wirklich nur ein Beispiel, welches Sie mir erzählten, Mademoiselle, oder ist dieser Fall im Leben vorgekommen?«

Sie senkte den Blick verlegen zu Boden. Sie wollte ihn nicht belügen; er sah sie so ehrlich an. Und die Wahrheit, durfte sie ihm diese sagen? Endlich antwortete sie zögernd:

»Wenn es ein wirklicher Fall wäre, dürfte man sich da für berechtigt halten, es zu erzählen, Monsieur?«

Da wurde er kühn und sagte:

»Ich errathe, wessen Fall es ist.«

Eine tiefe Gluth bedeckte ihr schönes Gesicht. Errieth er es wirklich? Sie hatte Gedanken gehabt, welche er mit dem Worte teuflisch bezeichnet hatte. Sie wagte nicht, um seine Meinung zu bitten, aber sie sah ihm fragend und zagend entgegen.

»Sie sprechen von sich selbst. Nicht wahr, Mademoiselle?« fügte er hinzu.

»Und nun verurtheilen Sie mich?« sagte sie leise.

Sie hatte sich schön genannt; sie hatte von ihren Reizen gesprochen. Wie lächerlich kam sie sich vor! Was mußte er von ihr denken!

»Nein, ich verurtheile Sie nicht. Sie haben diesen Entschluß im Zorne gefaßt. Ich wünsche sehr, Ihnen helfen zu können, und wenn es auch nur durch einen guten Rath wäre. Darf ich mich erkundigen?«

»Bei wem?«

»Bei Ihnen.«

»Fragen Sie!«

»Sie hassen den Baron?«

Sie blickte ihn in höchster Ueberraschung an.

»Sie kennen den Baron?« fragte sie erstaunt.

»Ja; nur seinen Namen weiß ich nicht. Ich muß Ihnen nämlich Zweierlei gestehen. Erstlich habe ich ein Gespräch belauscht, welches gestern dieser Baron mit einem Capitän der Garde führte. Ich merkte dabei, daß es sich um Ihren Besitz handele, Mademoiselle. Da ich dadurch Mitwisser geworden bin, wird es Ihnen nicht schwer werden, mir auch Ihr weiteres Vertrauen zu schenken. Sind Sie mit jenem Capitän der Garde verwandt?«

»Wie heißt er?«

»Albin Richemonte.«

»Er ist mein Bruder, mein Stiefbruder, aber ich ver —«

Sie stockte verlegen; doch er ermunterte sie in eindringlichem Tone:

»Sprechen Sie weiter, Mademoiselle. Ich nehme den größten Theil an dem, was Sie mir sagen werden.«

»O, Sie werden mich abermals für unedel, für »teuflisch« halten, Monsieur!«

»Wagen Sie es immerhin,« lächelte er. »Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß Sie mir ganz wie das Gegentheil von teuflisch vorkommen.«

»Nun, ich wollte sagen, ich verachte, ich hasse ihn. Er hat ein unendliches Elend über uns gebracht. Er steht mir ferner als der fernste Mensch, obgleich er der Sohn meines Vaters ist, an dessen Tode er die Mitschuld trägt. Nicht wahr, nun

verurtheilen Sie mich, die Schwester,
welche ihren Bruder verachtet?«

»Nein, sondern ich danke Gott, daß er nur
Ihr Stiefbruder ist. Er ist wirklich
verächtlich; auch ich verachte ihn.«

»Wie, Sie kennen ihn?« fragte sie.

»Ja, und dies ist das Zweite, was ich Ihnen
gestehen muß. Haben Sie vielleicht gehört,
daß Ihr Bruder ein Rencontre mit einem
deutschen Officiere gehabt hat?«

»Ja,« antwortete sie, in der Seele ihres
Bruders beschämt.

»Nun, dieser Deutsche war ich. Können Sie
mir vergeben? Hätte ich Sie bereits
gekannt, so hätte ich ihn vielleicht
geschont.«

»Ich habe Ihnen nichts zu vergeben,
Monsieur. Sie haben Ihre Ehre und
diejenige Ihres Kriegsobersten gewahrt; das

war Ihre Pflicht. Lassen Sie uns als Freunde scheiden!«

»Wie, Sie wollen mich entlassen?«

»Leider muß ich es, da Mama unwohl ist. Vielleicht aber darf ich Sie morgen wiedersehen.«

*

Fortsetzung 10

Königsau hätte gern etwas von Margot's Verhältniß zu dem Baron gehört; er sah aber ein, daß sie nur aus Zartgefühl ihn nicht wieder in Erwähnung brachte. Er verabschiedete sich von ihr und versprach ihr, morgen wieder zu kommen.

Dann machte er einen längeren Spaziergang. Weit ausdehnen durfte er denselben allerdings nicht, denn es war für den einzelnen Deutschen noch nicht gerathen, in gewisse Stadttheile einzudringen. Es gab Schichten der Bevölkerung, welche die Deutschen als die Besieger des Kaisers grimmig haßten. Des Nachts hörte man nicht selten den lauten Ruf »*vive l'Empereur!*« und es waren bereits mehrere tumultuarische Auftritte vorgekommen, welche es nöthig gemacht hatten, mit bewaffneter Hand einzuschreiten.

Daher kehrte Königsau mit Einbruch der Nacht in seine Wohnung zurück, wo er sich mit seinen Büchern, noch mehr aber mit dem Gedanken an Margot beschäftigte.

Es mochte wohl gegen elf Uhr geworden sein, als er auf ein entferntes Getöse aufmerksam wurde, welches von vielen Stimmen herzurühren schien. Er trat an das Fenster und öffnete es. Ja, das war ein hundertstimmiges Gewirr, und da erkrachten auch einige Schüsse. Das kam aus der Gegend, in welcher Margot wohnte.

Dieser Gedanke erweckte seine Besorgniß. Ihre Mama war krank! Er warf sich rasch in die Uniform, schnallte den Degen um, steckte sein Pistol zu sich und eilte auf die Straße hinab. Er hörte laute Stimmen rufen, daß die Blousenmänner und Buonapartisten sich in einer Revolte befänden, und schritt weiter.

Je weiter er vorwärts kam, desto bevölkerter wurde die Straße. Ferne Lärmsignale ertönten; Pompiers sprangen

vorüber, und Nationalgardisten eilten an ihre Versammlungsplätze. Auf Margot's Straße angelangt, fand er dieselbe durch eine dichte Volksmenge gesperrt. Aus mehreren Fenstern ertönten Hilferufe. Er hörte, daß die Blousenmänner die Häuser plünderten. Das Volk stand dabei, ohne dies zu verhindern. Hier und da erscholl der Ruf »Es lebe der Kaiser!« oder »Es lebe die Republik!«, und es war sehr zu vermuthen, daß es zwischen diesen beiden Parteien zu einem ernststen Zusammenstoß kommen werde.

Er brach sich Bahn durch die Menge und bemerkte bald, daß in Margot's Wohnung eine einzige Lampe brannte. Dies beruhigte ihn. Er erreichte die Thür und stieg die Treppe empor. Als er klingelte, steckte das Mädchen den Kopf zur Thür heraus und fragte, da es finster war:

»Wer ist da?«

»Melden Sie Monsieur Königsau!«

»Herrgott, da kommt Rettung! O kommen Sie! Ich brauche Sie gar nicht anzumelden. Man wird entzückt sein, Sie zu sehen.«

Sie führte ihn durch den unerleuchteten Salon nach dem daneben liegenden Zimmer. Es war dasjenige, in welchem die Lampe brannte, aber es war leer. Kaum jedoch war er eingetreten, so öffnete sich die gegenüberliegende Thür und Margot trat ein. Beide standen einander gegenüber, im höchsten Grade überrascht, allerdings in freudiger Weise. Sie hatte ihn bisher nur im Civil gesehen; jetzt aber stand er vor ihr in der kleidsamen Husarentracht, in welcher sie ihn im ersten Augenblicke beinahe gar nicht erkannt hätte. Und sie, o wie war sie in diesem Augenblicke doch so schön! Sie trug nichts als das Schlafnegligé und einen Staubmantel darüber. Sie hatte jedenfalls bereits geschlafen, war vom Tumulte aufgeweckt worden und hatte nur den Mantel, welcher ihr am nächsten lag, übergeworfen. In der Angst um den Ausgang und die Folgen des Tumultes hatte sie dann ganz vergessen, daß sie sich noch

im Schlafgewande befinde. Jetzt, als sie eintrat und einen Officier erblickte, in welchem sie den Freund nicht sofort erkannte, war ihr unter einer Bewegung des Schreckes der Mantel entschlüpft und zu Boden gefallen. Nun stand sie vor ihm wie eine weibliche Göttergestalt aus dem Olymp.

Das weiße Negligé ging ihr nicht ganz bis auf die Knöchel herab und ließ ein elfenbeinweißes Füßchen sehen, welches, von keinem Strumpfe bedeckt, in einem blauen Sammetpantoffelchen steckte. Das Gewand hatte sehr kurze Aermel und gab also ein Paar Arme frei, wie sie Kleopatra nicht voller und schöner gehabt haben konnte. Die Falten des Stoffes legten sich liebevoll an die reizende Gestalt, deren Umrisse deutlich zu erkennen waren. Der herrliche Busen zeigte, obgleich von keiner Schnürbrust unterstützt, jene Form und Festigkeit, die man in Egypten an Fellahmädchen bewundert, welche auch niemals ein Mieder tragen. Ueber ihm erhob sich ein kräftiger, und doch feiner,

glänzender Hals, der es werth war, ein Köpfchen von so herrlicher Vollendung zu tragen. Die Zöpfe des Haares waren aufgelöst, und nun floß die dichte, dunkle Fluth in zauberischen Wellen bis weit über die Hüften herab. Wie sie so dastand, glich sie einer Brunhilde, wie sie sich der Maler denkt, ohne ihre Gestalt in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit auf die Leinwand zaubern zu können.

Es war dem Deutschen, als ob er sich im Traume befinde. Er wollte grüßen, brachte aber kein Wort hervor. Daß Margot schön sei, das wußte er, daß aber ihre Schönheit eine solche Vollendung, eine solche Originalität besitze, das hatte er nicht geahnt. Allerdings hatte sie sich heute selbst schön genannt und von ihren Reizen gesprochen. Sie hatte den Ausdruck gebraucht, »die einen Mann glücklich machen kann«. War sie sich des ganzen Umfanges, des ganzen Reichthumes, der ganzen Fülle ihrer Reize bewußt?

Jetzt in diesem Augenblicke jedenfalls nicht, denn, ihr Negligé ganz vergessend, trat sie mit dem Ausdrücke höchster Freude auf Königsau zu, reichte ihm die Hand und rief:

»Ah, Sie, Monsieur! Gott sei Dank, nun ist die Angst verschwunden! Herzlichen Dank, daß Sie Ihrer Pflicht einen Augenblick abringen, um uns zu beruhigen!«

Er drückte ihre Hand an seine Lippen, es war ihm wie zum Trunkenwerden, als sein Blick von diesem Händchen aus der Formung des prächtigen Armes folgte und dann an dem plastisch vollendeten Busen hängen blieb. Er mußte sich zusammennehmen, um nicht die Antwort schuldig zu bleiben:

»Einen Augenblick? Ich stehe Ihnen für länger zur Verfügung. Ich hörte von meinem Fenster aus den Tumult und ahnte, daß er in dieser Gegend sei. Ich glaubte, daß die Gegenwart eines Militärs zu Ihrer Beruhigung beitragen werde und eilte also,

mich unter Ihren Oberbefehl zu stellen,
Mademoiselle.«

»O, wie lieb, wie gut ist das von Ihnen. Wir waren so allein und haben wirklich eine sehr große Angst ausgestanden. Ihre Aufmerksamkeit verpflichtet uns zum größten Dank. Ich werde Mama Ihre Gegenwart melden, damit auch sie sich beruhigt.«

Sie wendete sich um, zu ihrer Mutter zu gehen, da sah sie den Mantel liegen. Erst jetzt bemerkte sie, in welcher Weise sie den Freund empfangen hatte. Sie erglühte bis über die Stirn herauf; sie wollte den Mantel aufheben, um ihn überzunehmen, aber das ging ja nicht, das ging wirklich nicht.

Da trat Königsau hinzu, hob ihn auf und legte ihn ihr über. Seine Hand streifte dabei ihre warme Schulter. Er nahm die Last ihres Haares in die Hände, um die herrlichen Wellen über den Mantel herabgleiten zu lassen. Es war ihm, als ob er in einem Zauber- oder Märchenbuche lese. Er konnte

sich nicht länger beherrschen, er konnte sich nicht halten, er drückte ihre beiden Hände an seine Brust und sagte mit heißem Athem und blitzendem Auge:

»Margot, Sie sind schön, sinnberückend schön! Und all' diese Pracht und Herrlichkeit sollte diesem Baron gehören? Bei Gott, eher stoße ich ihm den Degen in den Leib!«

Sie ließ ihm ihre Hände und antwortete:

»Bin ich wirklich so schön, Monsieur? Diese Schönheit hat uns Alles gekostet, was wir besaßen, das Glück und das Vermögen; ich möchte sie missen und sie von mir werfen, wenn ich könnte.«

»Um Gotteswillen, nein, Margot! Sie haben keine Ahnung, was Sie einem Manne sein und werden können. Ich muß mich ja abwenden, um dem Verlangen widerstehen zu können, Sie an mein Herz zu ziehen und dort festzuhalten, für das ganze Leben, für die ganze Ewigkeit, denn, wo Sie sind, da

muß auch der Himmel und die Seligkeit sein!«

Er drehte sich wirklich von ihr weg. Sie zog den Mantel fester um und ging zu ihrer Mutter. Als sie nach einigen Minuten wiederkehrte, hatte sie den Mantel abgelegt und an seiner Stelle ein Morgenkleid schnell übergezogen. Aber dies war keine strengere Verhüllung, obgleich sie lächelnd sagte:

»So, Monsieur, werde ich nun Niemandem mehr gefährlich sein. Mama sagt Ihnen innigen Dank. Leider kann sie noch immer nicht erscheinen. Aber was ist das? Welch ein Schreien und Lärmen!«

Sie trat zum Fenster, um es zu öffnen; er faßte sie bei der Hand und sagte:

»Bitte, nicht hier, Mademoiselle. Hier ist Licht, und man erblickt Sie von unten. Das muß man bei solchen Gelegenheiten zu vermeiden suchen. Gehen wir in den Salon,

wo es dunkel ist. Dort können wir beobachten, ohne beobachtet zu werden.«

Sie folgte ihm. Der Lärm auf der Straße hatte sich verdoppelt. Die verschiedenartigsten Rufe durchkreuzten sich, und die Menge wogte hin und her wie ein aufgeregtes Meer. Königsau öffnete das Doppelfenster. Seine Anwesenheit ermuthigte Margot, hinauszublicken; er that dasselbe an ihrer Seite. Das Fenster war nicht allzu breit; sie hatten kaum Platz neben einander. Ihre schönen, vollen Formen, deren Wärme durch das dünne Gewand drang, legten sich an seinen Körper. Wenn er ihr nicht unbequem werden wollte, so durfte er den einen Arm nicht auf das Fenster legen. Aber wohin sonst? Er wagte es und legte ihn leise um ihre Taille. Sie fühlte es, sie zuckte leicht zusammen, aber sie duldete es.

Er fühlte die electriche Wärme ihres Körpers seine Hand, seinen Arm durchdringen; er hätte für diesen Augenblick sein Leben geben können und

dabei doch gedacht, daß er nicht zu theuer bezahlt sei. So beobachteten sie eine ganze Weile schweigend das Menschengedränge da unten. Da krachte ein Schuß. War es ein blinder gewesen, oder nicht? Königsau bog sich vor, um nach dem Punkte zu blicken, an welchem der Blitz aus dem Rohre gezuckt war. Sein Arm, welcher um die Taille Margot's lag, mußte dieser Bewegung folgen, und so kam seine Hand, ganz ohne daß es seine Absicht war, an ihre entzückende Büste zu liegen. Er fühlte das und erschrak. Er glaubte natürlich, daß sie seine Hand ergreifen und zornig entfernen werde; aber nein, sie that es nicht, denn sie fühlte, daß seine Bewegung eine absichtslose gewesen war, und durch ihre Selbsthilfe hätte sie ihn ja einer Absichtlichkeit ziehen.

Er selbst gab seinem Arme die vorige Lage wieder, aber dieser legte sich fester als früher um ihre Taille. Da wendete sie ihm das Köpfchen zu und flüsterte bittend:

»O, bitte, nicht so, Monsieur!«

Er fühlte den reinen Hauch ihres Mundes
seine Wange streifen und antwortete:

»Nicht so, sondern so! Nicht wahr,
Margot?«

Dabei drückte er sie noch fester an sich.

»O nein,« bat sie. »Soll ich mich Ihnen
nicht anvertrauen dürfen?«

Es wallte in ihm heiß empor. Er antwortete:

»Anvertrauen für diesen Augenblick? O,
wie unendlich viel und doch wie so wenig
ist das! Können Sie denn jetzt, für diese
wenigen Minuten, Vertrauen zu mir
haben?«

»Für immer!« lispelte sie.

Da wollte er sie an sich ziehen, sie aber
wehrte ihn ab und sagte:

»Zürnen Sie mir nicht, Monsieur! Wenn ich
mich Ihnen auch anvertrauen könnte, so
darf ich es doch nicht.«

»Warum nicht?« fragte er.

»Ich darf nicht. Nie, nie,« wiederholte sie.

»So hassen Sie mich?«

Sie zögerte eine Weile mit der Antwort;
dann hörte er die tief gehauchten Worte:

»Wie könnte ich Sie hassen!«

Da bog er sich ganz zu ihr heran, hielt
seinen Mund an ihr Ohr und flüsterte:

»Aber auch nicht lieben, Margot?«

»Nein!«

Er erschrak fast, als er dieses Wort hörte.

»Nie? Niemals?« fragte er.

»Niemals,« antwortete sie.

Da glitt sein Arm langsam von ihrer Taille
herab; er trat einen Schritt vom Fenster
zurück, legte die Hände an seine Stirn und

holte tief Athem. Sie hörte dies. Ihr Herz bebte; wäre es hell gewesen, so hätte man ihren Busen an dem Fensterkissen zittern sehen können. Sie wartete, ob er wieder neben sie treten und wieder neben ihr hinausblicken werde – aber er kam nicht.

Da, jetzt ertönten vorn an der Straßenecke neue Stimmen.

»Es lebe die Republik! Nieder mit den Kaiserlichen!«

Ein neuer Schwarm von Menschen drängte sich zur Straße herein. Ihr Ruf sagte, wer oder was sie seien; es waren Republikaner. Da erscholl es von der anderen Seite:

»Es lebe der Kaiser! Nieder mit den Sansculotten!«

Und in der Mitte der Straße rief man:

»Es lebe Ludwig der Achtzehnte! Nieder mit den Kaiserlichen und den Sansculotten!«

Jetzt stießen die drei Parteien zusammen.
Es entstand eine fürchterliche Balgerei. Ein
gräßliches Brüllen und Schreien erfüllte die
Straße; Schüsse detonirten, und an dem
Rufen der Verwundeten hörte man, daß man
auch die blanke Waffe gebrauchte.

»Hurrah!« rief es endlich. »Sieg Ludwig
dem Achtzehnten! Plündert die
Kaiserlichen und schlagt die Sansculotten
todt!«

Die Anhänger Ludwig's hatten gesiegt. Man
hörte jetzt Thüren einschlagen und Fenster
klirren; die Plünderung begann.

Margot hatte sich vom Fenster
zurückgezogen. Sie zitterte vor Angst.

»Mademoiselle, gehen Sie zu Ihrer Mama!«
sagte Königsau. »Man weiß nicht, was
geschehen kann.«

»Mein Gott,« antwortete sie, »mein Bruder
ist als Buonapartist bekannt!«

»Wo wohnt er?«

»Er bewohnt die andere Hälfte der Etage.«

»Ist er daheim?«

»Nein. Er würde sich bei diesem Aufruhr auch nicht nach Hause getrauen.«

»Plünderung, Plünderung!« ertönte es abermals von unten. Und eine einzelne Stimme fügte hinzu: »Hier ist Nummer Zehn; hier wohnt der Capitän!«

Man hörte, daß die Männer unten eindringen.

»Sie kommen, mein Gott, sie kommen!« rief Margot. »Drüben mögen sie immerhin plündern, wenn sie nur meine arme Mama verschonen!«

»Wenn sie einmal drüben beginnen, so kommen sie auch herüber. Sie tragen den Namen Ihres Bruders und müssen für ihn mit bezahlen. Man muß das zu verhüten

suchen. Gehen Sie zu Ihrer Mama; ich werde mein Möglichstes thun!«

Man hörte jetzt die kranke Frau ängstlich rufen; Margot eilte zu ihr. In diesem Augenblicke donnerten auch schon heftige Schläge gegen die Vorsaalthür. Das Dienstmädchen hatte sich versteckt; Königsau sah sich ganz allein. Er ergriff mit der Linken ein Licht, lockerte mit der Rechten seine Pistolen und die Degenklinge und öffnete dann die Thür. Draußen standen eine Menge wilder Gestalten, und auch die Treppe war besetzt von ihnen.

»Was wollen Sie hier, Messieurs?« fragte Königsau mit kräftiger Stimme.

Die Leute waren nicht wenig erstaunt, einen deutschen Officier zu sehen. Sie wichen ein Wenig zurück, und einer von ihnen antwortete:

»Wir suchen den Capitän Richemonte.«

»Er wohnt nicht hier, sondern gegenüber.«

»So werden wir ihn dort aufsuchen!«

»Er ist nicht daheim.«

»Das thut nichts. Wir werden uns seine Meubles einmal ansehen!«

»Da kommen Sie zu einer recht ungewöhnlichen Stunde,« meinte Königsau lächelnd. »Uebrigens, was kann ein Buonapartist für kostbare Meubles haben. Sie würden sich sehr täuschen, Messieurs. Es liegt eine sehr kranke Dame hier; ich hoffe, Messieurs, daß Sie so galant sein werden, dies zu berücksichtigen.«

»Ihr hört es!« meinte der Sprecher zu den Uebrigen. »Wollen wir gehen?«

»Ja!« riefen Viele, und »Nein!« riefen noch Mehrere.

Margot war einige Augenblicke lang bei ihrer Mutter gewesen, jetzt aber stand sie angstvoll im Hintergrunde des Vorsaaes, um den Ausgang der Unterhandlung

abzuwarten. Sie sah Königsau draußen auf dem Corridore stehen. Das Licht, welches er in der Linken hielt, beleuchtete seine kräftige männlich schöne Gestalt.

»Ich habe das Wort Plünderung vernommen,« sagte er. »Ich bin überzeugt, daß kein Anhänger Ludwig's des Achtzehnten es ausgesprochen hat. Wir haben den Kaiser entfernt und unser Blut für Euch vergossen, um Euch den Frieden, nicht aber Raub und Plünderung zu bringen. Es lebe Ludwig der Achtzehnte; es lebe die Ordnung! Nieder mit den Räubern und Dieben! Das Volk von Frankreich besteht nicht aus Einbrechern, sondern aus ehrlichen Leuten!«

Das war ganz nach der Situation gesprochen.

»Es lebe Ludwig der Achtzehnte; es lebe die Ordnung!« riefen die Leute nach.
»Kommt, wir wollen gehen; dieser brave Deutsche giebt uns unseren König wieder; er hat Recht!«

Sie drehten sich um und verließen alle das Haus.

Als Königsau in den Vorsaal zurücktrat, erblickte er Margot. Ihre Augen leuchteten vor Freude über und vor Bewunderung für ihn. Er hatte es gewagt, er, der Einzelne, der verhaßte Deutsche, einer solchen Rotte zügelloser Menschen entgegen zu treten! Sie streckte ihm ihre beiden Hände entgegen und sagte:

»Dank, Monsieur, nehmen Sie Dank! Sie allein sind es, welcher uns errettet und befreit hat. Ich werde sogleich zur Mama gehen, um ihr zu melden, daß die Gefahr vorüber ist.«

Sie ging. Königsau stellte sein Licht wieder in den Vorsaal und kehrte dann in den Salon zurück, um von Neuem die Straße zu beobachten. Er hatte dort noch nicht allzulange gestanden, so sagte ihm ein leichtes Rauschen, daß Margot hinter ihm stehe.

Er wendete sich um und wollte zur Seite treten, um sie an das Fenster zu lassen.

»Bleiben Sie, Monsieur,« sagte sie. »Wir haben Beide Platz.«

»Es ist zu eng für Zwei, die sich nicht lieben können,« warf er ein.

»Bleiben Sie immerhin,« antwortete sie.
»Was Ihnen erlaubt war, darf wohl auch ich einmal wagen.«

Sie legte den einen Arm auf das Fensterkissen und stützte den anderen gerade so auf seine Taille, wie er es vorher bei ihr gemacht hatte. Es war ein namenlos seliges Gefühl, welches ihn bei dieser Berührung durchfluthete. Ahnte sie, wie furchtbar wehe sie ihm vorhin gethan hatte, und wollte sie das wieder gut machen?

Er ergriff ihr Händchen und zog ihren Arm, der um ihn lag, fester an. Sie ließ es geschehen.

»Fürchten Sie sich nicht vor diesen Leuten, Monsieur?« fragte sie.

»Fürchten? Ich hätte mit ihnen gekämpft, wenn sie nicht gegangen wären,« versicherte er.

»O Gott, wenn man Sie getötet hätte!«

»So wäre ich eines schönen Soldatentodes gestorben, und der letzte Gedanke, in Ihrem Dienste gefallen zu sein, wäre für mich bereits der Beginn der jenseitigen Seligkeit gewesen. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn es so gekommen wäre.«

»Warum?«

Er schwieg. Nach einiger Zeit war es ihm, als ob er einen leisen Druck ihres Armes fühle, und dann sagte sie:

»Bitte, antworten Sie mir!«

»Weil mein Herz, meine Seele, mein Leben bei Ihnen bleibt, und ich nichts sein werde

als ein Automat, der von seinen Pflichten regiert wird.«

»Sagen Sie mir Ihren Vornamen!«

»Hugo.«

»Nun also, Monsieur Hugo, warum bestehen Sie darauf, sich durch trübe Bilder und Vorstellungen das Glück des gegenwärtigen Augenblickes zu verkürzen?«

»Ist es denn ein Glück, Margot?«

»Ja.«

»Für mich, ja,« sagte er, ihre Hand zärtlich drückend; »ob aber für Sie?«

»Auch für mich,« flüsterte sie.

»Wirklich, Margot?«

»Wirklich, Hugo!« versicherte sie.

»Wie ist dies möglich, da Sie mich nicht lieben können?«

Bei dieser Frage hatte er sich gerade empor gerichtet, und da ihr Arm um seinen Leib lag, so war sie gezwungen, dieser Bewegung zu folgen. Sie zog zwar den Arm von ihm fort, blieb aber so nahe an ihm stehen, daß er den Hauch ihrer Worte fühlte.

»Hätte ich wirklich gesagt, daß ich Sie nicht lieben kann?« fragte sie.

»Ja.«

»Ich habe gemeint, daß ich Sie nicht lieben darf. Das ist ein Unterschied!«

»O, und was für einer! Ein riesig großer! Aber warum dürfen Sie nicht?«

»Muß ich Ihnen dies sagen?«

»Ich bitte darum!«

»Gut, aber nicht jetzt, nicht heute, sondern zu einer anderen Zeit.«

»So muß ich warten. Aber darf ich nun auch die Hauptfrage aussprechen?«

»Sprechen Sie, Monsieur!«

Da legte er den linken Arm um sie, zog sie an sich heran, so daß ihr Kopf an seine Schulter zu liegen kam, strich ihr mit der Rechten liebkosend über das reiche Haar und fragte:

»Wird es Ihnen denn so sehr leicht, mich nicht lieben zu dürfen, Margot?«

Da drückte sie ihre Wange an die seinige und antwortete:

»Nein, sondern es fällt mir sehr schwer.«

»Ich danke Dir, danke Dir von ganzem Herzen, Du herrliches, süßes Wesen!« sagte er, indem er seine Lippen auf ihren Mund legte, welcher den Kuß leise erwiderte. »Ich habe Dich trotz der kurzen Zeit, in welcher

ich Dich kenne, so unendlich, so
unbeschreiblich lieb, daß ich ohne Dich
nicht leben kann. Glaubst Du das, meine
Margot?«

Da schlang sie die beiden Arme um seinen
Hals und antwortete traurig:

»Ich glaube es, denn ich empfinde für Dich
ja ganz dasselbe. Aber dennoch müssen wir
scheiden!«

»Aber warum? Warum? Sage es mir!«

»Das ist ja eben das, warum ich Dich nicht
lieben darf!«

»Und wenn ich Dich nun recht sehr bitte, es
mir zu sagen?

Sie umfaßte ihn mit innigster Zärtlichkeit
und antwortete:

»Es fällt mir so schwer, so sehr schwer,
Hugo.«

»So will ich an Deiner Stelle sprechen,
meine Margot!«

»Thue es, mein Freund!«

»Du darfst mich nicht lieben, und Du
glaubst, nicht mein Weib werden zu
können, weil Du noch nicht frei vom
Barone bist?«

»Du hast es errathen,« lispelte sie.

»Wenn ich ihm nun die
hundertundfünfzigtausend Franken bezahle,
mein Kind?«

»Dieses Opfer ist zu hoch, zu
außerordentlich. Bist Du denn so reich,
mein Hugo?«

»Ich will ehrlich sein, Margot. Ich bin nicht
reich. Ich besitze nichts als ein Gütchen,
welches vielleicht gerade so viel werth ist,
wie wir brauchen werden. Ich werde es
verkaufen, um Dich und Mama von diesem
Menschen zu befreien.«

Sie sagte kein Wort, aber sie schlang die Arme um ihn und schmiegte sich so fest und innig an ihn, daß er das Klopfen ihres tief bewegten Herzens fühlte. Ihr Busen wogte an seinem Herzen auf und nieder, und da sie ihr Angesicht liebevoll an das seinige drückte, so fühlte er ihre Thränen über ihre und seine Wangen niederperlen. Ein wiederholtes, krampfhaftes Schluchzen, welches sie wohl unterdrücken wollte, aber nicht beherrschen konnte, sagte ihm deutlich, in welcher Aufruhr sich ihr Inneres befinde. Er ließ sie gewähren, aber nach einer Weile, als sie ruhiger geworden zu sein schien, fragte er:

»Warum weinst Du, mein liebes Herz?
Was kränkte Dich?«

»Nichts, mein Hugo,« antwortete sie, ihn innig küssend; »ich weinte vor Wonne. Ich habe nie geglaubt, einen Mann zu finden, welcher so freudig bereit ist, für seine Liebe zu mir seine ganze Habe zu opfern. Aber ich darf es nicht annehmen, so glücklich mich Deine Bereitwilligkeit auch macht.«

»Warum nicht?«

»Was bliebe Dir zum Leben? Was bedeutet ein armer Officier?«

»Gott wird uns beistehen und für uns sorgen, mein Leben!«

»Du Guter, Lieber!« Sie küßte ihn vor inniger Dankbarkeit auf Stirn, Auge, Wange und Mund; ja, sie küßte sogar seine beiden Hände und fragte dann: »Ist Dir Deine Margot denn wirklich eine so ungeheure Summe werth?«

Er zog sie an sich, preßte sie heftig an sein Herz und versicherte ihr aufrichtig:

»Mehr als so viele Millionen, wenn ich sie hätte, als es hier Hunderte sind!«

So standen sie lange, Brust an Brust und Mund an Mund. Unten hatte sich der Aufruhr nach und nach verlaufen, um sich nach einer anderen Gegend zu wenden;

tiefe Ruhe herrschte, und das erweckte die beiden Glücklichen aus ihrer Verzückung.

»Wie wird sich Mama freuen!« sagte Margot. »Wollen wir es ihr schon heute sagen?«

»Ja. Es ist zwar kühn von mir, weil sie mich noch nicht kennt, aber es nimmt ihr die Sorge um die Wechsel vom Herzen, und daher mag sie es jetzt erfahren.«

»So will ich sehen, ob sie noch wacht.«

Sie schlich leise davon, kehrte aber bald mit der Meldung zurück, daß die Mutter eingeschlafen sei. Es verstand sich von selbst, daß man sie nicht weckte. Erst nach unzähligem Abschiednehmen verließ Königsau die Geliebte, um sich nach Hause zu begeben. Es sollte jedoch anders kommen, als er gedacht hatte.

Er blieb bei der nächsten Straßenecke stehen, um sich eine Cigarre anzuzünden. Es war damals die Zeit, in welcher die

Cigarren eben erst aufgekomen waren. Er war noch gar nicht weit von der Ecke fortgeschritten, so kam ihm einer entgegen und sagte:

» *Halte la, Kamerad! Donneh moah eng pee de fee pour ma pipe* – halt, Kamerad, geben Sie mir ein bischen Feuer für meine Pfeife!«

Dieses Französisch war geradezu schrecklich ausgesprochen. Hätte Königsau den Mann nicht an der Stimme erkannt, so hätte er doch an dieser Aussprache gehört, wer er sei, nämlich der alte Blücher, welcher bekanntlich das schauderhafteste Französisch sprach.

»Zu Befehl, Excellenz!« antwortete der Husar.

»Donnerwetter, ein Deutscher! Es ist so dunkel, daß man nichts erkennt; ich hörte nur den Sarras rasseln und sah die Cigarre glimmen. Wer sind Sie denn?«

»Lieutenant Königsau von den
Ziethenhusaren.«

»Ah, Junge, bist Du es? Und noch immer nicht Rittmeister?« lachte der Alte, indem er seine Pfeife in Brand steckte. »Ich bin da in dem alten Dorfe herum gerannt, um die berühmte Revolution zu sehen, welche es gegeben haben soll, habe aber ganz und gar nichts bemerken können.«

»Ich war so ziemlich dabei engagirt,
Excellenz.«

»Ah, wirklich? Komm, mein Sohn, das mußt Du mir erzählen! Ich weiß da ein recht hübsches Nest, wo es einen recht guten Wein giebt und auch noch einiges Andere mehr; da sollst Du mir beichten. Die Zeche braucht Dir keine Sorge zu machen.«

Er klopfte an die Tasche, in welcher die Goldstücke klirrten, und schritt voran. Königsau wußte, daß Blücher ein leidenschaftlicher Spieler war, der des

Abends gern sein Glück versuchte; daher ahnte er, daß der jetzige Gang wohl den gleichen Zweck habe, und er sollte sich auch nicht getäuscht haben.

Nach einiger Zeit blieb Blücher vor der Thür eines Hauses stehen, welches allem Anscheine nach nicht ein öffentliches, sondern ein Privathaus war.

»Mein Sohn,« sagte er. »Ich nehme Dich mit hierher, weil ich denke, daß Du ein braver und verschwiegener Kerl bist. Du wirst von Allem, was Du siehst, das Maul halten; wo nicht, so holt Dich entweder der Teufel, oder ich!«

»Excellenz dürfen glauben, daß ich keine Plaudertasche bin,« sagte Königsau.

»Das will ich Dir auch gerathen haben! Erführe ich, daß Du Deinen Schnabel nicht in Acht nimmst, so wärest Du ein ausgemachter Lump, mein lieber Sohn, und würdest ganz gewaltig in die Käse fliegen, Du Himmelsacramenter!«

Er zog leise an einer Glocke. Erst nach längerer Zeit hörte man im Inneren des Hauses nahende Schritte, und eine Stimme fragte:

»Wer ist draußen?«

»Blücher,« antwortete der Feldmarschall.

Sogleich wurde die Thür geöffnet, und die Beiden traten ein. Der Portier, welcher sie empfing, verbeugte sich tief; Blücher beachtete es nicht und schritt voran, die Treppe empor. Oben trat er in ein Zimmer, in welchem mehrere Herren saßen, welche sich ehrfurchtsvoll erhoben. Er nickte ihnen zu und schritt, ohne Königsau vorzustellen, an ihnen vorüber in ein Nebenzimmer, in welchem sich kein Mensch befand.

Auf dem dort stehenden Tische sah man Gläser und volle Flaschen stehen. Blücher griff sofort nach einer der Letzteren, entkorkte sie und schenkte ein.

»Zunächst einschenken,« sagte er. »Diese Franzosen sind ein ganz verfluchtes Volk und haben doch einen verteuft guten Wein. Wie paßt das zusammen! Schon aus Aerger darüber könnte man sie in Kochstücke hauen. Prosit mein Sohn! Dieser Tropfen wird Dir nicht in der Gurgel stecken bleiben.«

Er stieß mit dem Lieutenant an, setzte sich und fuhr dann fort:

»So! Nicht wahr, er ist gut? Nun setze Dich zu mir und erzähle mir von der Revolte, welche Du mit erlebt hast. Wir haben noch einige Zeit.«

Königsau folgte diesem Befehle, indem er nur das berichtete, was er für nothwendig hielt, ohne seine Herzensangelegenheit zu berühren. Während er erzählte, traten nach einander mehrere Herren ein, welche ehrerbietig grüßten, und es nicht wagten, bei den Beiden Platz zu nehmen, sondern durch eine zweite Thür verschwanden. Als er geendet hatte, sagte der Marschall:

»Also ein Auflauf, wie er in diesem Sodom und Gomorra öfters vorkommt. Für uns hat er nichts zu bedeuten, da die Demonstration nicht gegen uns gerichtet gewesen ist. Man ist Dir sogar gehorsam gewesen. Für so einsichtsvoll habe ich noch keinen Franzosen gehalten. Dein Auftreten ist muthig und tadellos gewesen, mein Sohn; ich muß Dich loben. Wie aber bist Du zu diesen Damen gekommen?«

»Wie man so Damenbekanntschaften zu machen pflegt, Excellenz!«

»Na, wie denn?« fragte Blücher.

Es war bekannt, daß er zu den Bewunderern des schönen Geschlechtes zählte. Er hörte, daß der Lieutenant sich Mühe gab, bei seiner Antwort einen möglichst gleichgiltigen Ton beizubehalten; er vermuthete daher ein kleines Abenteuer und wollte sich die Erzählung desselben nicht entgehen lassen.

»Ich traf die Tochter auf der Straße,«
antwortete er. »Sie wurde von einem
Russen insultirt; ich nahm mich ihrer an,
und führte sie nach Hause. Infolge dessen
erhielt ich von der Mutter die Erlaubniß, sie
zu besuchen.«

Blücher nickte, machte ein höchst pfiffiges
Gesicht und sagte:

»Verdammte Kerls, diese Russen! Wo sie
eine Schürze oder eine hübsche Larve
sehen, da fliegen sie in die Höhe wie
Champagnerpfropfen. Also Du sagst, daß er
sie insultirt habe, mein Sohn? In welcher
Weise ist dies denn geschehen?«

»Er bemächtigte sich ihres Armes.«

»Donnerwetter, da muß sie hübsch gewesen
sein! Nicht?«

»Ich habe keine Veranlassung, es zu
leugnen, Excellenz.«

»Aha, nun ahne ich das Uebrige! Sie hat Dich gefangen, alter Schwede!«

Königsau zuckte leicht die Achsel und schwieg verlegen.

»Hm!« brummte Blücher. »Daß doch das junge Volk so geheimnißvoll und wichtig thut, als ob es sich um eine große, außerordentliche, politische Finesse handelte. Da sitzt der Kerl, zugeknöpft wie eine Sphinx, und denkt nicht, daß der alte Blücher klug genug ist, den ganzen Kram zu errathen. Junge, ich bin auch einmal jung und dumm gewesen, ein echter, richtiger Windbeutel; ich bin den Mädels nachgelaufen, wie der Bauer den Maulwürfen, und habe manchen Kuß weggeschnappt, der eigentlich einem Anderen gehört hatte. Jetzt bin ich alt und trocken wie Methusalem, aber ein Paar schöne Augen sehe ich mir auch jetzt noch lieber an, als ein Paar zerrissene Stiefel. Also kannst Du mir getrost die Wahrheit sagen. Nicht wahr, Ihr habt Euch ganz gehörig in einander verschamerirt?«

Königsau sah sich in die Enge getrieben. Er durfte den Marschall nicht belügen; er sagte sich im Gegentheil, daß dieser als sein höchster Vorgesetzter Offenheit von ihm fordern, und ihm außerordentlich nützlich sein könne; darum sagte er:

»Ja, es wird wohl nicht viel anderes sein, Excellenz.«

»Das läßt sich begreifen,« nickte der Alte.
»Sie ist schön, wie Du sagst, und auch Du bist kein unebener Junge; da schnappt man rasch ein Bischen über. Aber einen guten Rath will ich Dir geben, mein Junge: Herze sie; drücke sie; schmatze sie und kneipe sie, so viel Du willst, aber heirathe sie um Gotteswillen nicht!«

»Warum?«

»Das will ich Dir sagen, Junge. Ich habe nämlich ein Haar darin gefunden, nein, nicht nur ein Haar, sondern einen ganzen alten Weiberzopf. Erst sind die Frauen mild und süß, ganz der reine Zucker; nach der

Hochzeit aber geht der Teufel los und sie werden wie Alaun und Vitriol; es zieht Einem die Gurgel zusammen. Den Hof magst Du einer immerhin machen, aber nur ja keinen Heirathsantrag, sonst bist Du verloren wie Tabacksasche. Du glaubst gar nicht, was für ein Volk diese Frauenzimmer sind! Ich thue mir immer eine Güte, wenn ich einer einmal so einen richtigen Puff versetzen kann. Vor langen Jahren verliebte ich mich einmal in eine hochadelige Dame; ich war perplex bis zum Rasendwerden. Sie spielte sehr gern und ich auch. Eines Abends gewann ich ihr mehrere tausend Thaler auf Ehrenwort ab. Sie hatte große Angst vor ihrem Manne, der das ja erfahren und bezahlen mußte. Da sagte ich ihr, daß ich ihr das Geld schenken wolle, wenn sie mir einen Kuß gäbe. Was antwortete das Weib? Einiger tausend Thaler wegen werfe sie sich nicht weg! Nun gut! Ich erhielt mein Geld und die Zeit verging. Ich avancirte und wurde General, aber mit den Verhältnissen dieser Dame ging es retour. Sie wurde alt, aber das Spielen konnte sie nicht lassen. Eines schönen Abends gewann

ich ihr wieder eine bedeutende Summe ab. Da sagte sie mir vor allen Leuten, daß sie jetzt bereit sei, den erbetenen Kuß zu geben, wenn ich ihr die Schuld quittiren wolle; ich aber antwortete ihr: »Nee, gnädige Frau; die Zeiten ändern sich; der Appetit auf Sie ist mir vergangen; ich schmatze keene alte Schachtel!« Du kannst Dir denken, mein Sohn, was für ein Gesicht sie machte! Ich gebe Dir mein Wort: Erst sind diese Weibsen der reine Honigseim, später jedoch wird Rindsgalle daraus. Nach der Hochzeit werden sie überständig und moderig; sie kriegen Risse, Knitter und Stockflecke; die Falten kommen, und die Haare fallen aus, und aus dem früheren Engel wird eine Klatschschwester, eine Vogelscheuche, ein Drache, ein Ungethüm, das Gift und Feuer speit. Darum verliefte Dich, aber verheirathe Dich nicht, mein Sohn! Aber, Du ziehest mir so ein wunderliches Gesicht! Junge, Du bist doch nicht etwa schon auf den Leim gegangen?«

Königsau lachte und antwortete:

»Ich sitze fest, Excellenz!«

»Alle Teufel, das ist dumm! Hast Du ihr
Dein Wort gegeben?«

»Freilich!«

»Das ist noch dümmer! Armer Kerl, Du
kannst mich dauern! Ist sie reich?«

»Nein!«

»Kerl, Du bist ein Esel!«

»Aber ein sehr glücklicher, Excellenz!«

»Ja, das denkst Du jetzt. Aber der hinkende
Bote kommt hinterher und faßt Dich beim
Schopfe. Und nun gar eine Französin!
Hättest Du Dich an eine Deutsche
verschachert, so möchte es noch gehen;
aber eine Mademoischnelle, das ist zu
dumm, mein Sohn: So ein Kerl wie Du bist!
Du brauchst nur die Hand auszustrecken, so
hängen gleich Elfhundert daran, und hier
gehst Du so traurig auf den Leim!«

Blücher schüttelte den Kopf; Königsau aber meinte in zuversichtlichem Tone:

»Es ist kein Leim, Excellenz. Margot ist gut.«

»Gut? Hm! Wart's ab! Also Margot heißt sie?«

»Ja.«

»Na, der Name wenigstens klingt nicht übel! Aber sie ist arm, und Du hast nichts. Was soll daraus werden?«

»Ich verkaufe mein Gut.«

Der Husar ließ sich diese Antwort entfahren, ohne daran zu denken, daß er damit gerade das preis gab, was er gern verschweigen wollte.

»Dein Gut verkaufen?« fragte Blücher erschrocken. »Warum? Das ist ja gar nicht nöthig! Gerade, da Du Dich verheirathen willst, mußt Du es behalten. Deine Gage ist ja nur eine Lappalie; Dein Gut bringt Dir

einen Zerschuß; wovon willst Du leben,
wenn dieser wegfällt?«

Königsau blickte nachdenklich vor sich
nieder und antwortete dann:

»Sie haben Recht, Excellenz, aber ich muß
verkaufen; ich bin zu diesem Opfer
gezwungen, und ich bringe es gern.«

»Wer zwingt Dich denn dazu?«

»Ein neugebackener Baron, der
Armeelieferant Napoleon's gewesen ist.«

»Ein Armeelieferant? Den Kerl soll der
Blitz zerquetschen! Diese Menschen sind
alle Spitzbuben, einer wie der Andere! Aber
wie hängt das zusammen? Hast Du etwa
mit ihm gespielt? Bist Du ihm Geld
schuldig?«

Der Lieutenant sah ein, daß er bereits zu
mittheilsam gewesen sei, um jetzt
schweigen zu können. Er beschloß,
aufrichtig zu sein und dem Marschall Alles

zu erzählen. Blücher hörte ihm schweigend zu; seine Miene wurde ernst und immer ernster; endlich schüttelte er langsam den Kopf und sagte:

»Das ist nun freilich eine ganz und gar verfluchte Geschichte. Du bist ein Ehrenmann und kannst nicht mehr zurück. Dein Gütchen ist pfutsch, vollständig pfutsch, armer Junge. Aber so ist es: gestern verliebt und heute ein Esel! Wie willst Du es anfangen, um Geld zu bekommen? In acht Tagen müssen die Wechsel eingelöst werden; aber so schnell geht es doch mit dem Verkaufe nicht!«

»Das macht mir keine Sorge. Das Gut ist unverschuldet; wenn ich es verpfände, giebt mir jeder Bankier die Summe, welche ich brauche.«

»Hm! Junge, Du dauerst mich! Ist diese Margot denn gar so ein Wunder von einem Mädchen, daß Du Dein ganzes bischen Habe gern für sie opferst?«

»Sie ist ein Engel!« antwortete Königsau warm.

»Donnerwetter, da darf ich sie mir wohl einmal ansehen, he?«

»Wenn Excellenz befehlen, werde ich Sie vorstellen.«

»Gut! Du hast mit der Alten noch gar nicht gesprochen, das heißt, über Eure Liebelei?«

»Nein.«

»Und morgen willst Du Dich erklären?«

»Ja.«

»Schön! Ich werde Dich begleiten und den Freiwerber machen. Ich glaube, daß es Dir keine Schande ist, wenn der alte Gebhard Leberecht von Blücher seinen Senf dazu giebt. Wie viel Uhr wirst Du erwartet?«

»Um drei Uhr.«

»So komme halb drei Uhr zu mir. Ich werde mich in Glanz und Wachs werfen, um Ehre einzulegen. Aber das sage ich Dir: Gefällt mir das Mädchen nicht, so rede ich kein Wort. Ich will den Vorwurf nicht auf dem Gewissen haben, an Deinem Elend Schuld zu sein. Ah!«

Er erhob sich, denn es trat ein Herr ein, welcher ihm sehr bekannt zu sein schien, und den er vertraulich grüßte. Der Mann trug sich höchst elegant; seine Hände waren mit kostbaren Ringen besteckt, und an seiner Uhrkette glänzten Berloquen, welche ein Vermögen repräsentirten. Königsau wurde ihm von dem Marschall vorgestellt, und so erfuhr der Lieutenant, daß der Franzose einer der bedeutendsten Bankiers von Paris sei.

Jetzt traten die Drei in dasselbe Zimmer, in welches sich alle Diejenigen begeben hatten, welche während des Gespräches Blücher's mit Königsau gekommen waren.

Der Letztere erkannte auf den ersten Blick, daß er sich in einer Gesellschaft feiner Spieler befinde. Man hatte sich um mehrere Tische arrangiert, um den verschiedensten Hazardspielen zu huldigen. Der Bankier trat an einen Tisch, an welchem man Biribi spielte.

»Wollen Sie mir heute Revanche für gestern geben, Durchlaucht?« fragte er Blücher.

»Später, Monsieur,« antwortete dieser.
»Vorerst will ich mich anderswo versuchen.«

Er begab sich an einen Tisch, wo mehrere Herren beim Phrao saßen.

»Hast Du bereits einmal gespielt, mein Sohn?« fragte er den Lieutenant.

»Noch nie,« antwortete dieser.

»Auch noch nie zugesehen?«

»Oefters, Excellenz.«

»Das ist gut; Du wirst Dich also betheiligen können.«

»Ich bin kein Spieler,« entschuldigte sich Königsau.

»Das gilt hier nicht. Du mußt nämlich wissen, daß ein jeder, der hier Zutritt erhält, mitspielen muß. Ich habe Dich eingeführt, und ich hoffe, daß es nicht zu Deinem Schaden ist. Bist Du bei Geld, Junge?«

»Ich habe einige hundert Franken mit.«

»Das genügt, um vorsichtig zu pointiren. Komme!«

Königsau war ein Feind alles hassarden Spieles; er hätte am Liebsten das Haus wieder verlassen; aber heute und hier ging dies nicht; er war gezwungen, sich zu betheiligen, nahm sich jedoch vor, nicht leichtsinnig zu sein.

Er wurde von Blücher den Herren vorgestellt und begnügte sich zunächst

damit, den Gang des Spieles zu beobachten. Blücher legte tausend Franken vor sich hin und erklärte, daß er aufhören werde, sobald diese Summe verloren sei. Er spielte mit abwechselndem Glücke. Schließlich setzte Königsau eine bescheidene Summe und gewann; er setzte abermals und gewann. Blücher nickte ihm aufmunternd zu. Der Lieutenant hatte Glück, der Marschall endlich aber Unglück. Nach Verlauf einer Stunde besaß Königsau über tausend Franken, während Blücher die seinigen verloren hatte. Er trat vom Tische ab, und der Lieutenant hielt es für seine Schuldigkeit, ihm zu folgen.

»Mein Geld hat der Teufel geholt,« lachte der Alte; »aber ich habe mehr mit. Das war nur so ein kleines Vorspiel. Gestern Abend habe ich im Biribi fünfzehntausend Franken gewonnen; der Bankier führte die Bank; ich muß ihm heute Revanche geben. Du scheinst Glück zu besitzen. Wie viel hast Du gewonnen, mein Sohn?«

»Etwas mehr, als tausend Franken,«
antwortete Königsau.

»Das freut mich; so ist mein Geld doch in
deutsche Hände gekommen, und Du kannst
am Biribi theilnehmen. Kennst Du es?«

»Vom Zusehen.«

»Das genügt. Aber ich muß Dir sagen, daß
man sehr hoch spielt. Hundert Franken ist
der geringste Einsatz. Komm, versuchen
wir, dieser guten Frau Fortuna einmal
gehörig zu Leibe zu gehen!«

Blücher machte Rechtsumkehrt und
Königsau folgte ihm.

*

Fortsetzung 11

Als Blücher und Königsau zum Tische traten, an welchem sich, wie es schien, die Hervorragendsten der Anwesenden befanden, nickte der Bankier dem Marschall zu. Dieser ging, wie im Kriege, auch hier gerade auf den Feind los und setzte fünfhundert Franken. Er verlor sie, gewann sie dann aber wieder. Man sah es seinem ferneren Spiele an, daß er sich von der Leidenschaft nicht hinreißen ließ, aber vom Glücke nicht sehr begünstigt wurde; er verlor mehr, als er gewann.

Jetzt wagte Königsau, zweihundert Franken auf Ungerade rechts zu setzen. Er gewann, und erhielt das Doppelte. Dann setzte er hundert Franken auf Nummer Zwölf. Er gewann und erhielt das Zweiunddreißigfache. Jetzt sah er sich ganz plötzlich im Besitze von über viertausend Franken und konnte mehr wagen. Er nahm sich vor, nur über die Hälfte dieser Summe

zu disponiren, und hatte die Genugthuung, dieselbe nicht alle werden zu sehen. Er war offenbar vom Glücke begünstigt. Einmal wagte er tausend Franken auf einen Satz und gewann; da seine Nebenlinie besetzt war, erhielt er sechszehntausend Franken.

Jetzt begann sein Glück Aufsehen zu erregen. Er setzte zehntausend auf Eins bis Achtzehn und gewann das Doppelte. Bei kleineren Einsätzen verlor er einige Male. Nach Verlauf von anderthalber Stunde sah er sich im Besitze einer höchst bedeutenden Summe. Einige Spieler traten ab, und es begann, dem Bankier an baarem Gelde zu fehlen.

»Noch zehn Mal, dann halte ich auf, Messieurs!« sagte er. Da trat Blücher zu Königsau und flüsterte ihm zu:

»Benutze Dein Glück, mein Sohn; es ist Dir heute treu!«

»Haben Excellenz aufgehört?« fragte der Lieutenant.

»Ja, mein ganzes Geld ist zum Teufel.«

»Excellenz haben ja Credit.«

»Ich borge von keinem Franzosen!«

»Darf ich es nicht wagen, mich Ihnen zur Verfügung zu stellen?«

»Ich danke Dir, mein Junge! Ich würde es annehmen, aber der Spieler ist abergläubisch. Wer gewinnt, soll seinen Gewinn nicht angreifen. Ich bin überzeugt, daß Du von jetzt an verlieren würdest. Spiele weiter! Ich werde zusehen. Wieviel hast Du jetzt?«

»Gegen fünfzigtausend Franken.«

»Alle Teufel! Na, fahre fort, mein Sohn! Es wäre mir ein Gaudium, wenn es Dir gelänge, diese Franzmänner gehörig auszubeuteln!«

Das Spiel nahm für den Deutschen einen günstigen Verlauf. Da nahte die letzte Tour. Außer dem Bankier und Königsau

betheiligte sich nur noch einer beim Spiele. Dieser setzte seine letzten hundert Franken auf ein Kreuz. Unter einer plötzlichen Eingebung deutete der Deutsche auf die daneben liegende Nummer und sagte:

»Zwanzigtausend auf diese!«

Der Bankier erschrak; das sah man ihm deutlich an.

»Wissen Sie, Monsieur,« sagte er, »daß ich Ihnen das Achtfache, also hundertundsechszigtausend Franken zu bezahlen habe, wenn Sie gewinnen?«

»Allerdings weiß ich das,« antwortete Königsau.

»Sie sehen aber, wie es mit meiner Casse steht. Creditiren Sie mir bis morgen Vormittag zehn Uhr, falls ich Unglück haben sollte?«

»Mit dem größten Vergnügen!«

»Nun wohl, so wollen wir sehen!«

Die Anwesenden waren höchst begierig, den Erfolg zu sehen. Der Bankier zog die Karte, drehte sie langsam um und erblaßte – es war die Nummer, welche Königsau gesetzt hatte. Ein allgemeiner Ruf des Erstaunens ging durch das Zimmer; eine solche Summe war hier noch nie auf einen Satz verloren worden.

»Monsieur, ich bitte Sie, mir Ihre Wohnung anzugeben,« sagte der Bankier.

Königsau überreichte ihm seine Karte. Er befand sich jetzt im Besitze von über zweimalhunderttausend Franken. Er war während des Spieles innerlich vollständig ruhig geblieben, jetzt aber war es ihm, als ob er vor Freude laut sein Glück hinausrufen müsse. Diese Freude wurde von dem Marschall aufrichtig getheilt. Dieser klopfte ihm auf die Achsel und sagte:

»Himmelelement, war das ein Treffer! Du bist ein ganz und gar bevorzugter Glückspilz, mein Junge. Ich werde Dir

tragen helfen, denn Du bist nicht im Stande,
das viele Geld nach Hause zu schleppen.
Vor allen Dingen aber wollen wir dieses
Ereigniß mit einer Flasche Champagner
begießen.«

Jetzt nun setzten sich die Anwesenden
zusammen, um das Glück zu feiern, oder
den Aerger über ihr Unglück in Wein zu
ersäufen. Im Laufe der Unterhaltung erfuhr
Königsau, in welchem Hause er sich
befand.

Es gab damals in Paris Hausbesitzer,
welche ihre Räume vornehmen Spielern
öffneten. Diese Letzteren kamen da des
Abends zusammen, ohne direct mit dem
Wirthe zu verkehren. Ein Entree wurde
nicht bezahlt, aber Alles, was genossen
wurde, war so theuer, daß der Besitzer sich
sehr wohl dabei stand. In einem solchen
Hause befand sich der Deutsche.

Es war in demselben für Alles gesorgt.
Sogar starke Leinwandsäckchen hielt man
vorräthig, damit ein glücklicher Gewinner

im Stande sei, sein Geld bequem nach Hause zu bringen. Es kam öfters vor, daß dergleichen Säckchen gebraucht wurden, obgleich es noch keinen solchen Gewinn gegeben hatte, wie heute.

Als man aufbrach, hielt der Marschall Wort. Er half Königsau seinen Gewinn tragen. Dieser Liebesdienst bereitete dem Alten ein großes Vergnügen. Einem anderen Manne seiner Stellung wäre es wohl nicht eingefallen, den Diener eines Lieutenants zu machen.

»Höre Junge, wie ist es Dir denn eigentlich zu Muthe?« fragte er, als sie sich auf der Straße befanden und von den Anderen Abschied genommen hatten.

»Ganz unbeschreiblich, Excellenz,« antwortete Königsau.

»Das glaube ich! Du bist mir zu Deinem Glücke begegnet, und ich denke, Du siehst ein, daß ein Spielchen doch etwas nicht so ganz und gar Unebenes ist.«

»Ich habe keine Veranlassung, sofistisch zu sein,« lachte der Lieutenant; »aber ich sage dennoch: Einmal gespielt, aber nicht wieder.«

»Ist dies wahr?«

»Ja, Excellenz, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nie wieder spielen werde. Es fällt mir gar nicht ein, das Glück in Versuchung zu führen, denn ich bin überzeugt, daß ich es bereuen würde. Ich will mich des heutigen Gewinnes freuen, ihn aber nicht anderen vor die Thüren tragen.«

»Daran thust Du recht, mein Sohn. Das Spiel ist ein Weib, dem man niemals trauen darf. Ich habe es erfahren, bin aber niemals so klug gewesen wie Du, mich darnach zu verhalten. In dieser Beziehung ist der alte Blücher ein fürchterlicher Esel, Du brauchst dies aber keinem Menschen zu sagen.«

»Am Meisten freue ich mich über meinen Gewinn, weil ich nun nicht nöthig habe,

mein Gut zu verkaufen. Ich kann Margot die hundertundfünfzigtausend Franken geben und behalte dennoch eine bedeutende Summe übrig. Das macht mich so glücklich, wie ich im ganzen Leben noch nicht gewesen bin.«

»Ich gönne es Dir. Wann willst Du ihr das Geld geben?«

»Morgen gleich.«

»Schön. Laß Dir das Geld in Papier umwechseln, daß Du es bequem tragen kannst. Uebrigens wirst Du Wort halten, und mich halb drei Uhr abholen?«

»Das versteht sich, Excellenz!«

»Und Du denkst nicht, daß die Alte, ihre Mutter, Sperrenzien machen wird?«

»Ich glaube es nicht.«

»Ich wollte es ihr auch nicht gerathen haben. Einem Kerl, der vor lauter Liebe anderthalbmahlhunderttausend Franken

opfert, kann man seine Tochter schon geben. Also ein Vater ist nicht da?«

»Nein, aber ein Bruder, wie ich Eurer Excellenz ja bereits erzählt habe,« antwortete der Lieutenant. Und zögernd fügte er hinzu: »Sie kennen ihn bereits.«

»Ah! Wo hätte ich ihn denn gesehen?«

»Wir haben ihn unter für ihn allerdings nicht sehr günstigen Umständen kennen gelernt. Es ist derjenige, den ich geohrfeigt habe.«

»Donnerwetter! Und Du willst der Schwager dieses Kerls werden?«

»Der Stiefschwager,« verbesserte Königsau.

»Das ist egal. Schwager ist Schwager, und wenn der Hallunke zehnmal stief ist. Ja, diesem Kerl traue ich Alles zu, was Du mir von ihm erzählt hast. Ein Mensch, der einem die Genugthuung verweigert, ist

auch fähig, sein Vermögen durchzubringen und seine Schwester zu verschachern. Na, ich hoffe, daß er uns morgen nicht in die Quere läuft, sonst würde ich ihn kurransen, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Aber sage mir, mein Junge, wo ist denn die Bude, in der Du wohnst?«

»Ganz in der Nähe; das dritte Haus von hier.«

»So wohnst Du also nicht weit von mir. Na komme. Man hat mich heute im Biribi ganz gehörig gerupft; das will ich verschlafen.«

Vor der Wohnung des Lieutenants angekommen, gab er ihm das Geld, welches er getragen hatte, und verabschiedete sich in leutseliger Weise von ihm.

Als Königsau in seiner Stube Licht gemacht hatte, breitete er seinen Gewinn auf dem Tische aus, um ihn zu zählen. Er war mit einem Schlage zu einem Vermögen gekommen. Es war, als hätte Gott ihn heute mit dem Marschall zusammengeführt, um

ihm das Opfer, welches er der Geliebten bringen wollte, zu erleichtern. Das ungeheure Glück, welches er gehabt hatte, dünkte ihm das Ja und Amen zu sein, welches die Vorsehung zu seiner Liebe sagte. Und als er sich schlafen legte, that er es in dem Bewußtsein, morgen ein Glück zu erlangen, an welches er noch vor ganz kurzer Zeit nicht gedacht hatte.

Als er am nächsten Morgen sich das Geld hatte umwechseln lassen, besaß er in seiner Brieftasche den Talisman, die Sorgen der Geliebten und ihrer Mutter zu beenden. Er konnte den Nachmittag kaum erwarten und machte bereits große Toilette lange bevor die Zeit gekommen war.

Blücher empfing ihn in voller Uniform. Er hatte Wort gehalten und sich »in Wachs und Glanz geschmissen«. Die beiden Männer sahen aus, als ob sie bei der Königsparade zu erscheinen hätten.

»Da bist Du ja, mein Sohn,« sagte der Marschall. »Es ist punkt halb drei Uhr, wir

müssen aufbrechen, und ich weiß wahrhaftig noch nicht, was ich sagen soll. Eine Anrede an meine Soldaten fällt mir immer ein; sie ist sofort da, sobald ich sie brauche; aber mit einer Werbung ist es denn doch ein anderes Ding. Ich habe mir schon fast den Kopf zerbrochen, aber noch nicht ein einziges Wort gefunden. Das wird eine schöne Geschichte werden, wenn ich dastehe, wie Töffel vor dem Pfarrer und keine Silbe hervorbringe!«

»O,« sagte Königsau lächelnd, »Excellenz dürfen nur draufgehen wie auf den Feind.«

»Hat sich was mit draufgehen! Es ist mir angst und bange bei der Geschichte. Ich glaube, ich reiße aus, wenn es losgehen soll. Der Teufel hole die Heirathsanträge! Ja, wenn ich diese Margot für mich haben wollte, da müßte es nur so pfeifen; aber für einen Anderen die Kastanien aus dem Feuer holen, dabei kann man sich leicht die Hand verbrennen. Na, ich habe mich einmal mit dieser Geschichte eingelassen, und so muß

sie auch ausgepatscht werden. Komm, Junge; wir wollen gehen!«

Sie machten sich auf den Weg. Als sie ihr Ziel erreichten, und von dem Mädchen eingelassen wurden, kam Margot ihnen entgegen geeilt. Ihr schönes Gesicht glänzte vor Freude, und sie hielt die Arme erhoben, um den Geliebten zu umfassen; als sie aber den Alten erblickte, ließ sie dieselben wieder fallen.

»Na na, nehmt Euch immer beim Kopfe!« sagte er. »Ich bin verschwiegen und rede es nicht aus!«

Sie wurde ob dieser gutmüthig derben Anrede sichtlich verlegen, und diese Verlegenheit steigerte sich, als Königsau ihr in seinem Begleiter den berühmten Feldmarschall vorstellte, von dessen Eigenheiten man sich so wunderbare Dinge erzählte.

Sie traten in den Salon. Blücher warf einen forschenden Blick umher, ließ diesen dann

auf dem Mädchen ruhen, klopfte dem Lieutenant auf die Achsel und sagte:

»Junge, ich bin zufrieden mit Dir! Diese Margot ist ein verteufelt hübsches Kind. Weiß Gott, das Maul möchte einem wässerig werden, wenn man sie ansieht. Das wird eine Frau, mit der Du Dich nicht zu schämen brauchst.«

Königsau erfuhr, daß die Mutter sich leidlich wieder erholt habe und bald erscheinen werde. Als sie eintrat, sah sie allerdings noch angegriffen aus. Auch sie verwunderte sich, daß Königsau nicht allein gekommen war; als sie aber hörte, wer der andere Besucher sei, flog es doch wie eine stolze Genugthuung über ihr Gesicht.

Das Gespräch erstreckte sich zunächst auf Allgemeines und ging dann auf das gestrige Ereigniß über. Blücher freute sich, daß die beiden Damen Deutsch verstanden, und unterhielt sich in einer Weise mit ihnen, als ob sie alte Freundinnen von ihm seien. So verging über eine Stunde, ohne daß er des

eigentlichen Grundes seiner Anwesenheit gedacht hätte; er schien den rechten Anfang noch nicht gefunden zu haben.

Da klingelte es draußen. Man hörte, daß das Mädchen den Vorsaal öffnete, und den Kommenden eintreten ließ. Es war der Baron de Reillac.

Er stutzte, als er die beiden Officiere erblickte. Er hatte Blücher gesehen und kannte ihn also. Als er den Namen Königsau nennen hörte, wußte er sogleich, daß dieser der Officier sei, welcher Albin Richemonte geohrfeigt hatte. Er fragte sich, was die beiden Herren hier wohl zu suchen hätten, und fand keine andere Erklärung, als die, daß sie eben dieser Angelegenheit wegen gekommen seien. Sie hatten den Capitän nicht gefunden, und waren deshalb bei dessen Mutter eingetreten. So dachte er.

Blücher hingegen wußte beim Nennen des Namens des Franzosen sofort, daß es jener Baron sei, welcher sich den Besitz Margot's erzwingen wollte; darum schenkte er ihm

nicht die mindeste Beachtung und erwiderte nicht einmal seinen Gruß.

»Sie suchen den Capitän Richemonte?« fragte Reillac.

»Woraus schließen Sie das?« fragte Königsau kalt.

»Aus Ihrer Anwesenheit, Monsieur.«

»Dann irren Sie sich. Der Capitän hat sich nicht geneigt erklärt, sich mit meiner Person zu beschäftigen. Meine Anwesenheit gilt den Damen.«

»Ah!« rief der Franzose überrascht. »Sie kennen einander?«

»Wie sie sehen!«

Da kam dem Baron ein Gedanke. Die Anwesenheit des Lieutenants galt jedenfalls mehr der Tochter als der Mutter. Hatte er etwa Absichten auf Margot? Eine fürchterliche Eifersucht erfaßte den Baron.

Er wollte Gewißheit haben und fragte daher:

»Kennen Sie einander schon längere Zeit?«

»Interessiren Sie sich für diese Frage?«
lächelte der Deutsche.

»Allerdings. Ich zähle mich zu den Freunden dieser Damen und nehme also Theil an Allem, was sie betrifft.«

»Nun, dann will ich Ihnen mittheilen, daß wir uns zwar erst seit Kurzem kennen, daß ich aber die Ueberzeugung hege, daß unsere Bekanntschaft sehr lange dauern, ja, wie ich hoffe, nur mit dem Leben enden wird.«

Das war deutlich geantwortet. Der Deutsche hatte Absichten auf Margot, das wußte der Baron jetzt. Er nahm sich vor, ihm sofort alle Hoffnungen zu nehmen, und sagte darum:

»Welcher Umstand berechtigt Sie zu dieser Ueberzeugung?«

Königsau warf ihm einen erstaunten Blick zu, zuckte die Achsel und antwortete:

»Mir scheint, Sie wollen mich examiniren!«

Der Baron ließ sich durch diese abweisende Frage nicht irre machen.

»Ein Wenig!« antwortete er. »Das Wohl von Madame und Mademoiselle liegt mir zu sehr am Herzen, als daß es mir gleichgiltig sein sollte, welche neue Bekanntschaft sie machen. Es ist da sehr nothwendig, vorher zu prüfen.«

»Ah! Haben Sie etwa die Absicht, mich zu beleidigen?«

»Nicht im Geringsten!«

»Das wollte ich dem Kerl auch nicht gerathen haben!« rief da Blücher.

Er hatte, halb abgewendet, der Unterhaltung zugehört. Er ärgerte sich über die Zudringlichkeit des Franzosen und hielt es endlich für angemessen, auch ein Wort zu sagen.

Madame Richemonte blickte den Alten erschrocken an. Es wurde ihr Angst. Sie befand sich in den Händen des Barons. Wurde dieser hier beleidigt, so ließ er es ihr ganz sicher entgelten, ohne alle Rücksicht darauf, ob sie daran schuld sei oder nicht.

Auch der Baron warf einen raschen, aber mehr erstaunten, als erschrockenen Blick auf den Marschall. Er war reich, und der Reichthum pflegt einem jeden ein gewisses Gefühl der Sicherheit, des Selbstvertrauens zu geben.

»Was meinen Excellenz mit diesen Worten?« fragte er rasch.

»Ich meine, daß Ihnen ein heiliges Donnerwetter auf den Hals fahren soll, wenn Sie fortfahren, solche unverschämte

Fragen auszusprechen,« antwortete der Alte.

»Monsieur, ich bin ein Edelmann!« rief der Franzose in fast drohendem Tone.

»Wie? Was?« fragte Blücher, indem er sich erhob. »Moßieh nennen Sie mich? Moßieh! Donnerwetter, ich will Sie bei Moßieh! Ich bin der Feldmarschall von Blücher, Fürst von Wahlstatt, verstanden? Sie haben mich Excellenz oder Durchlaucht zu nennen; mit Ihrem Moßieh aber bleiben Sie mir ergebenst vom Leibe! Moßieh, nein, da hört denn doch Alles und Verschiedenes auf! Sie selbst mögen Moßieh sein; die Franzosen mögen Moßieh's sein, ich aber nicht! Und einen Edelmann nennen Sie sich? Ich sehe nichts davon, gar nichts. Wenn Sie Edelleute sehen wollen, so nehmen Sie doch gefälligst einmal das Fernrohr, stecken Sie es sich in das Gesicht und gucken Sie uns Beide an! Blücher's hat es gegeben schon zu Karl's des Großen Zeit, und die Königsau sind auch nicht jünger; Sie aber sind erst von Ihrem Napoleon adelig

gequetscht worden; Sie sind noch warm und neubacken, daß die Butter davon herunter läuft. Geben Sie sich um Gotteswillen nicht eher für einen Edelmann aus, als bis Sie gelernt haben, sich als ein solcher zu betragen! Ihre Meriten kennt man. Bei mir kommen Sie an den Rechten. Ihren ganzen Adel blase ich in die Luft; er ist keinen Dreier werth!«

Das kam Alles so schnell und gewaltig unter dem grauen Schnurrbarte des Alten hervor, daß an eine Unterbrechung oder gar Entgegnung nicht zu denken war.

Königsau lächelte still vor sich hin; auch Margot blieb ruhig. Frau Richemonte aber fürchtete den Baron, und daher schlug sie unwillkürlich die Hände zusammen. Sie befürchtete das Schlimmste. Der Baron war zunächst wie vom Donner gerührt. Die Wortfluth des Marschalls drang so kräftig und mächtig auf ihn ein, daß an einen augenblicklichen Widerstand nicht zu denken war; als sie aber ihr Ende erreicht

hatte, da fuhr er von seinem Sitz empor und sagte:

»Gut, ich will Sie Excellenz nennen! Aber sagen Sie gefälligst, was Sie mit meinen Meriten meinen und mit den Worten, daß Sie mich kennen! Sie haben mich gegenwärtig auf die eclatanteste Weise beleidigt, und ich hoffe, daß Sie sich nicht weigern werden, mir volle Genugthuung zu geben!«

»Genugthuung?« fragte Blücher mit blitzenden Augen. »Sind Sie verrückt? Sie sind Armeelieferant gewesen; das heißt, Sie haben der Armee das Schlachtvieh, die Ochsen und Schafe geliefert, und weil diese Ochsen mehr Knochen hatten als Fleisch, sind Sie ein reicher Mann geworden. Und weil diese Schafe Ihnen Ihre academische Bildung mitgetheilt haben, hat Sie Napoleon mit dem Adelsbriefe versehen. Nun machen Sie Familien unglücklich, weil Sie auf die Töchter speculiren. Sie verführen die Väter und Brüder; Sie turbiren die Mütter und Töchter; Sie drohen

mit Schuldhaft und anderem Elend, um eine Frau zu erhalten. Pfui Teufel! Und das nennt sich einen Edelmann! Das will Genugthuung von mir haben! Hören Sie, Moßieh, ja, Moßieh, und abermals Moßieh, ich werde Ihnen Genugthuung geben oder geben lassen, aber nicht mit dem Säbel, sondern mit der Peitsche oder dem Stallbesen!«

Das war eine Scene, wie sie die Damen noch nicht erlebt hatten. Sie waren aufgesprungen, denn Beide hielten es für unvermeidlich, daß die beiden Männer thätlich gegen einander werden würden. Auch Königsau hatte sich langsam erhoben und an die Seite des Marschalls gestellt, um nöthigen Falles augenblicklich bei der Hand zu sein.

Der Baron war bleich wie der Tod geworden. Er erzitterte vor Grimm. Er hätte sich am liebsten auf Blücher stürzen mögen, aber die gewaltige Erscheinung des alten Kriegshelden machte doch einen solchen Eindruck auf ihn, daß es nicht dazu

kam. Er fühlte sich nicht im Stande, den Sprecher Lügen zu strafen; das verdoppelte seine Wuth; er wagte nicht, dieselbe an den beiden Deutschen auszulassen, und darum wendete er sich als echter Feigling an die beiden Damen:

»Ah, Sie haben geplaudert!« stieß er knirschend hervor.

»Ich nicht,« antwortete die Mutter ängstlich.

»Aber ich,« sagte Margot muthig.

»Zu wem?«

»Zu Herrn von Königsau.«

»Wann?«

»Gestern.«

»Ah! Sind Sie so vertraut mit ihm, daß Sie ihm bereits solche Geheimnisse mittheilen?«

»Darnach hat der Kerl zwar den Teufel zu fragen,« fiel hier Blücher ein; »aber er soll dennoch eine Antwort haben, damit er nur sieht, daß er ganz umsonst im Trüben gefischt hat.« Und sich an den Franzosen wendend, fuhr er fort: »Ja, diese beiden Leutchen sind allerdings bereits sehr vertraut mit einander, nämlich so vertraut, daß ich gekommen bin, Madame Richemonte um ihr Jawort zu bitten.«

»Ah!«

Dieser Ruf des Erstaunens wurde von Zweien ausgesprochen, nämlich von dem Baron und auch von Margot's Mutter, welche von ihrer Tochter noch nicht erfahren hatte, was gestern Abend zwischen ihr und Königsau vorgekommen war.

Der Baron blickte den Sprecher erstaunt an, so erstaunt, als ob er es gar nicht für möglich halte, daß er die Wahrheit gehört habe. Er fragte, zu Margot gewendet:

»Sie werden eiligst zugeben, daß ich jetzt falsch gehört habe?«

»Papperlapapp!« rief da Blücher. »Nichts wird zugegeben! Wer kann denn wissen, was der Mann gehört hat? Wissen wir denn, ob sich seine Ohren in Ordnung befinden? Aber sehen soll er doch, daß es mein Ernst ist. Komm, mein Sohn; nimm Dein Mädchen bei der Hand und höre, was ich Eurer Mama sagen werde!«

Blücher faßte dabei Königsau und Margot an, legte ihre Hände in einander, schob Beide zur Mutter hin, stellte sich kerzengerade vor die Letztere auf, machte ein Honneur, als ob er vor einem Landesherrn stehe und sagte:

»Madame – erstens haben sich diese Beiden lieb; zweitens wollen sie sich heirathen, und drittens bitte ich um Ihr Jawort dazu. Wer Etwas dawider hat, der mag es mir sagen; ich werde ihn bei der Parabel nehmen, daß er die lieben Engel im Himmel geigen und pfeifen hören soll!«

Diese Werbung kam Frau Richemonte so unerwartet, daß sie für den Augenblick gar keine Antwort fand. Sie hätte jedoch auch gar keine Zeit dazu gehabt, sie zu geben, denn ehe sie nur sprechen konnte, trat der Baron näher und sagte:

»Ich sehe, daß man hier Comödie spielen will; da ich meine Rolle nicht erst auswendig zu lernen brauche, so halte ich es nicht für nöthig, den stummen Zuschauer abzugeben. Madame, ich ersuche Sie, Ihre Entscheidung zurückzuhalten, bis auch ich gesprochen habe!«

Er griff in die Tasche, zog ein Portefeuille hervor, öffnete dasselbe, nahm einige Papiere heraus und hielt sie Frau Richemonte entgegen. Dann fuhr er höhnisch fort:

»Madame, ich gebe mir die Ehre, Ihnen diese Wechsel zur Zahlung zu präsentiren. Wird die Summe nicht augenblicklich entrichtet, so wandern Sie in's Schuldgefängniß.«

»Mein Gott!« rief die geängstete Frau.
»Das kommt Alles so plötzlich über mich;
ich weiß ja gar nicht, was ich thun oder
sagen soll!«

»Sie brauchen gar nichts zu sagen oder zu
thun, als nur zu zahlen,« sagte der Baron.

»Schurke!« meinte der Marschall.

»Gilt dies etwa mir?« fragte der Baron.

»Ja, Moßieh, wem sonst?« antwortete
Blücher. »Es befindet sich außer Ihnen ja
kein Schurke hier.«

»Darüber werden wir später sprechen,«
lachte der Franzose überlegen. »Jetzt aber
will ich Zahlung haben.«

»Die werden Sie erhalten,« antwortete
Königsau.

Er streckte die Hand nach den Papieren aus,
der Baron zog sie jedoch schnell zurück,
blickte ihn höhnisch an und fragte:

»Wollen Sie vielleicht für Madame zahlen?«

»Ich hoffe, daß Madame mir gestattet, ihr den Betrag zur Verfügung zu stellen!«

Der Baron stieß ein lautes Lachen aus und rief:

»Das ist lustig! Ahnen Sie, wie hoch sich die Summe beläuft?«

»Hundertundfünfzigtausend Franken,« antwortete der Deutsche gleichmüthig.

»Allerdings. Sie scheinen von Mademoiselle sehr genau unterrichtet worden zu sein. Aber wissen Sie auch, daß der Betrag augenblicklich gezahlt werden muß?«

»Er steht zur Verfügung!«

Bei diesen Worten griff Königsau in die Tasche, zog sein Portefeuille hervor, entnahm demselben ein Packet Banknoten und legte es auf den Tisch. Der Baron trat

hinzu, öffnete dasselbe und zählte. Sein Gesicht verfinsterte sich. Er hatte geglaubt, einen Haupttreffer zu machen, und fühlte sich jetzt so ganz und gar unerwartet aus seiner bisher für so vortheilhaft gehaltenen Position herausgedrängt.

»Einmalhundertundfünfzigtausend Franken,« sagte er langsam; »es stimmt!«

»Nun also, so nehmen Sie das Geld und verduften Sie sich!« sagte Blücher.

Diese Worte riefen den ganzen Widerstand des Barons wach.

»Verduften?« meinte er. »Excellenz gebrauchen Ausdrücke, welche unter gebildeten Leuten sonst nicht gebräuchlich sind!«

»Da haben Sie Recht,« meinte der Marschall ruhig; »aber glauben Sie etwa, daß es mir einfällt, Sie unter die Gebildeten zu rechnen? Sie stehen zu mir in einem solchen Range, wie zum Beispiel früher

Ihre Schafe und Ochsen zu Ihnen gestanden haben, und ich glaube nicht, daß Sie Ihr Rindvieh mit Hochwohlgeboren angeredet haben. Für Sie paßt kein Wort besser als verduften, und ich hoffe, daß Sie es sofort befolgen!«

»Sie werden mir doch erlauben müssen, noch etwas länger zu bleiben. Ich habe nämlich dieser Dame zu sagen, daß ich noch Papiere ihres Sohnes in den Händen habe, und daß ich sie ihm präsentiren werde. Kann er nicht zahlen, so —«

»So thun Sie mit ihm, was Ihnen beliebt. Nicht wahr, Mama?« fiel Margot ein.

»Ich habe keine Veranlassung, ihn zu bedauern,« antwortete die Gefragte.

»Da hören Sie!« sagte Blücher zum Baron.
»Geben Sie die Wechsel her!«

»Nur dann, wenn ich das Geld von Madame selbst erhalte,« antwortete dieser. »Noch weiß ich ja nicht, ob sie gewillt ist, diese

Summe von dem Herrn Lieutenant
anzunehmen.«

Er spielte jetzt seine letzte Karte aus,
obwohl er recht gut einsah, daß sein Spiel
verloren sei. Die Mutter wendete sich an
Königsau:

»Sie sehen mich von Allem, was ich heute
höre und erfahre, im höchsten Grade
überrascht, Herr Lieutenant,« sagte sie.
»Seine Excellenz bittet mich um die Hand
meiner Tochter für Sie. Ich hätte das für
unmöglich gehalten, denn ich weiß ja,
welch eine kurze Zeit Sie sich erst kennen.«

Da legte Königsau den Arm um Margot und
sagte:

»Madame, die Liebe fragt nie nach der Zeit;
sie kommt, sie ist da, plötzlich, vollständig
und allmächtig; man kann ihr nicht
widerstehen. Ich habe erkannt, daß Margot
mein Herz, mein ganzes Leben gehört. Sie
ist Ihr bestes, Ihr einziges Gut, Madame;
ich komme nicht, es Ihnen zu rauben,

sondern es soll Ihnen gehören für immerdar; nur sollen Sie zu der Tochter noch einen Sohn nehmen, dessen größte Aufgabe es sein wird, Sie Beide glücklich zu machen.«

»Und Du, Margot, Du liebst ihn wirklich?« fragte die Mutter ihre Tochter.

»O, wie sehr, Mama,« antwortete diese, indem sie den Geliebten innig umarmte.
»Er hat sein ganzes Vermögen geopfert, um uns zu retten!«

»Dann kann ich die Summe nicht annehmen,« sagte die Mutter.

»Du irrst, Margot,« fiel Königsau ein. »Ich habe kein Opfer zu bringen; ich brauche meine Besetzung nicht zu verkaufen, wie ich es noch gestern für nöthig hielt. Ich werde Dir später erzählen, wie ich in den Besitz dieser Summe gekommen bin; aber Excellenz wird mir beistimmen, daß Mama Alles nehmen kann, ohne mir den

mindesten Schaden oder Verlust
zuzufügen.«

»Ja, das bestätige ich,« sagte der Fürst.
»Dieser verteufelte Junge ist zu dem Gelde
gekommen wie Adam zur Eva, nämlich
geradezu im Schlafe. Er kann es
verschenken, oder zum Fenster
hinauswerfen, ganz wie es ihm gefällig ist
und ohne daß er sich dann eine Entbehrung
aufzulegen braucht.«

»Aber eine solche Summe, Herr
Lieutenant!« sagte sie. »Ich muß Ihnen
sagen, daß es mir unmöglich sein wird, sie
Ihnen zurückzuerstatten.«

»Diese Summe hat für mich ja nicht den
Werth, welchen ich auf Ihre Freundschaft
lege,« antwortete Königsau. »Wenn Sie die
Güte haben wollen, unsere Liebe zu
billigen, so erhalte ich von Ihnen ein Glück,
welches ich für Millionen nicht verkaufen
möchte. Ich bleibe also Ihr Schuldner und
bitte Sie von ganzem Herzen, mit Dem, was
ich Ihnen so herzlich gern biete, Ihren

Gläubiger zu befriedigen und sich von der Sorge zu befreien, welche Ihnen bisher das Leben in so arger Weise verbittert hat.«

Da reichte sie ihm die Hand und sagte, mit Thränen der Rührung und Freude in den Augen:

»Sie sind ein edler Mann, Herr von Königsau, und es wäre eine große Undankbarkeit von mir, Sie dadurch zu betrüben, daß ich Ihre Großmuth zurückweise. Ich nehme sie also an und lege Ihnen dafür mein liebes, mein einziges Kind an das Herz. Gott segne Sie und lasse Ihnen das Glück finden, welches ich täglich für Sie von ihm erbitten werde. Ich werde Ihnen, da Sie keine Eltern mehr haben, eine treue Mutter sein, und mich reich fühlen, neben der Tochter einen Sohn zu besitzen, wie Sie es sind.«

Sie legte die Hände der Beiden zusammen und segnete sie. Margot umschlang sie innig und vergoß Thränen des Glückes. Königsau fühlte, daß er heute eine Seligkeit

erobert habe, wie sie größer auf Erden nicht geboten werden kann; Blücher aber sagte:

»Kinder, nehmt auch meinen Segen; er wird vielleicht nicht viel werth sein, aber Schaden kann er Euch wohl auch nicht bringen. Sie aber, Moßieh Edelman, haben nun gesehen, wie Ihre Angelegenheit steht. Sie sind überflüssig. Nehmen Sie das Geld, geben Sie die Wechsel heraus, und dann verschwinden Sie hinter den Coulissen, sonst passirt Ihnen etwas, was Ihnen schon längst hätte passiren sollen.«

Die Augen des Barons funkelten vor Grimm. Er steckte das Geld zu sich und sagte:

»Ah! Sie glauben, gesiegt zu haben? Sehen Sie sich vor, daß Sie sich nicht irren. Was ich einmal erlangen will, das pflege ich nicht so leicht aufzugeben. Noch ist Margot nicht die Frau eines Deutschen. Man wird sehen, was die Zukunft bringt!«

»Was, Du willst noch drohen!« rief Blücher, indem er auf ihn zutrat. »Trappe schleunigst ab, sonst zeige ich Dir das Loch, Moßieh Schurke!«

Der Franzose warf die Wechsel wüthend in die Stube und ging. Er sah ein, daß gegenwärtig nichts mehr zu thun sei, aber er nahm sich vor, das Spiel noch nicht aufzugeben. Als er die Treppe hinabstieg, kam ein Anderer dieselbe herauf. Es war der Capitän, Margot's Stiefbruder.

»Ah, Sie hier, Baron?« fragte der Letztere.
»Wollten Sie zu mir?«

»Ich war bei Ihrer Mutter,« lautete die Antwort.

Die Worte wurden wie athemlos und in einem Tone gesprochen, welcher dem Capitän auffallen mußte; darum fragte er:

»Was haben Sie? Ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet?«

»Nein, o nein, sondern im Gegentheile
etwas sehr Angenehmes!«

»Was? Sie sind ja ganz und gar echauffirt.«

»Ihre Mutter hat mich bezahlt.«

»Bezahlt?« meinte Richemonte erstaunt.

»Unmöglich!«

»Nicht unmöglich, sondern wirklich. Ich
habe soeben mein Geld erhalten.«

»Alles?«

»Alles!«

»Sie foppen mich! Woher will Mutter
hundertundfünfzigtausend Franken
nehmen!«

»Von dem Liebhaber ihrer Tochter.«

»Unsinn! Margot hat keinen Liebhaber!«

»Gehen Sie hinein, wenn Sie Lust haben,
ihre Verlobung mit zu feiern!«

Der Capitän blickte den Anderen forschend an.

»Wie kommen Sie mir vor, Baron,« sagte er. »Verlobung? Sie kommen mir doch nicht wie ein Kranker oder ein Verrückter vor, sonst würde ich denken, daß Sie entweder im Fieber oder im Wahnsinn sprechen!«

»Ich bin auch im Fieber, aber im Fieber des Grimmes und der Wuth. Ich phantasire trotzdem nicht, denn es ist die volle Wahrheit, daß Margot soeben verlobt worden ist.«

»Ah! Welch eine Nachricht! Verlobt, ohne mich! Mit wem denn?«

»Sie werden sich unendlich freuen, wenn Sie es hören. Rathen Sie, Capitän!«

»Pah, treiben wir keine Narrenspassen! Wer ist der Kerl?«

»Ein guter Bekannter von Ihnen.«

»Den Namen! Rasch!«

»Den kennen Sie bereits. Der Mann steht Ihnen sehr nahe, denn seine Hand ist bereits mit Ihren Wangen in eine sehr intime Berührung gekommen!«

Da stutzte der Capitän.

»Sie wollen doch nicht sagen –« meinte er.
»Sprechen Sie von jenem Deutschen?«

»Ja.«

»Von dem Lieutenant von Königsau?«

»Ja.«

»Dieser Mensch ist bei meiner Mutter?«

»Versteht sich!«

»Er kennt Margot?«

»Er hat soeben um ihre Hand angehalten, und Ihre Mutter hat ihm das Jawort gegeben.«

Da fuhr der Capitän zurück, als ob er ein Gespenst gesehen habe.

»Baron, Sie befinden sich dennoch im Delirium!« rief er.

»O, ich bin im Gegentheile sehr bei Verstande. Sehen Sie sich die Scene doch selbst an!«

»Donnerwetter, Sie reden also doch die Wahrheit? Da muß ich allerdings schleunigst dazwischenplatzen wie eine Bombe. Ein Jeder soll meine Schwester bekommen, nur dieser Mensch nicht! Er soll mir Rechenschaft geben, auf welche Weise er sie überlistet hat!«

»Sehr einfach! Er hat ihr das Geld gegeben, mich zu bezahlen.«

»Ah, von ihm ist es?«

»Von ihm.«

»So gehe ich gleich zu Mama. Hier ist mein Schlüssel, Baron. Treten Sie einstweilen bei

mir ein; warten Sie auf mich. Ich bin überzeugt, daß ich Ihnen die Nachricht bringen werde, diesen Deutschen zur Treppe hinabgeworfen zu haben.«

Er sprang die Stufen hinauf und riß stürmisch an der Klingel der Vorsaalthür seiner Mutter, während der Baron sich die gegenüberliegende Wohnung öffnete. Das Dienstmädchen kam und schloß auf. Als sie den Sohn ihrer Herrin erblickte, wagte sie nicht, ihn zurückzuweisen.

»Wo ist Mama?«

»Im Salon.«

»Gut!«

Er stürmte an ihr vorüber, riß die Thür auf und blieb erstaunt stehen. An dem einen Fenster stand Königsau in inniger Umschlingung mit Margot, und auf dem Sopha saß die Mutter mit – dem Feldmarschall Blücher. Das hatte der Capitän nicht erwartet. Die Anwesenheit

dieses Mannes legte einen Dämpfer auf seinen Vorsatz, als Herr der Situation aufzutreten. Er grüßte mit einer Verbeugung und sagte:

»Ah, Besuch, Mama!«

»Allerdings Besuch, mein Sohn,«
antwortete sie so unbefangen wie möglich;
»und zwar höchst lieben und ehrenvollen
Besuch. Feldmarschall von Blücher,
Excellenz, und der Herr Lieutenant von
Königsau – mein Sohn.«

Mit diesen Worten stellte sie die drei Herren einander vor. Blücher zog mit einem eigenthümlichen Lächeln die Spitzen seines Schnurrbarts aus, und Königsau nahm von der Vorstellung nur mit einem kurzen, stolzen Kopfnicken Notiz. Dieser Mangel an Höflichkeit gab dem Zorne des Capitäns neue Nahrung. Er sagte:

»Ich habe nicht gewußt, daß Deutsche bei Dir Zutritt haben!«

»Die Herren haben mich überrascht, und zwar in freudigster Weise. Du siehst in Herrn von Königsau nicht nur den Mann, welcher Deine Wohnung vertheidigte, sondern auch den Bräutigam Deiner Schwester.«

»Du sagst mir da etwas ganz Unbegreifliches. Ich entsinne mich nicht, irgend Jemand mit der Vertheidigung meiner Wohnung beauftragt zu haben, und bin also keinem Menschen einen Dank schuldig. Und was den anderen Punkt betrifft, so darf ich doch wohl annehmen, eine giltige Stimme zu besitzen, falls es sich um eine Lebensgestaltung meiner Schwester handelt!«

Das klang herausfordernd; dennoch sagte die Mutter in mildem Tone:

»Ich will Dir nicht widersprechen, zumal ich vollständig überzeugt bin, daß Du nicht anstehen wirst, Margot's Wahl zu billigen.«

»Und wenn ich sie nun nicht billige,
Mama?« fragte er mit Nachdruck.

»Das würde uns zwar betrüben, doch aber
Nichts an der Thatsache ändern.«

Da trat er einen Schritt vor und sagte im
zornigsten Tone:

»Es gilt doch den Versuch, ob wirklich
nichts zu ändern wäre. Hast Du gewußt,
daß ich diese beide Herren kenne?«

»Ja.«

»Und daß sie mich beleidigt haben?«

»Nein, sondern daß Du sie beleidigt hast.«

»Streiten wir uns nicht über Ansichten! Ich
höre, daß Du unser Zerwürfniß kennst und
dennoch meine Gegner nicht nur bei Dir
empfangst, sondern in ihrem Interesse sogar
über die Hand Margot's verfügst. Ich lege
mein Veto ein und erkläre die Verlobung für
Null und nichtig!«

Da trat Margot auf ihn zu und sagte in zwar milder, aber doch fester Weise:

»Du scheinst die Verhältnisse nicht richtig zu beurtheilen, Albin. Es mag sein, daß Dir eine mitberathende Stimme zusteht, wenn es sich um eine Neugestaltung meines Schicksales handelt; aber höre wohl, nur eine mitberathende, und auch nur so weit, als ich es in schwesterlicher Rücksicht Dir gestatte. Zu befehlen hast Du mir jedenfalls gerade so wenig, als ich Dir zu gehorchen habe —«

»Ah, ich werde Dich vom Gegentheile überzeugen!« unterbrach er sie.

»Versuche es,« antwortete sie; »ich werde dies sehr ruhig abwarten. Ueber meine Hand habe nur ich allein zu bestimmen. Du hast sie zum Gegenstande eines niedrigen Schachers machen wollen und Mutter und mich als Deine Slavinnen betrachtet, welche Du verkaufen kannst. Es ist Dir nicht gelungen; wir sind frei, und es ist für

Dich am Klügsten, die bestehenden
Thatsachen einfach anzuerkennen.«

»Meinst Du?« hohnlächelte er. »Sage mir
zunächst, wem diese Wohnung gehört?«

»Doch uns!«

»Nein. Wer hat sie gemiethet?«

»Du.«

»Gut, ich bin also der Besitzer. Es hat also
kein Mensch das Recht, ohne meine
Erlaubniß Zutritt zu nehmen. Meine
Herren, ich ersuche Sie, dieses Local zu
verlassen. Setzen Sie sich nicht der Gefahr
aus, wegen Hausfriedensbruches belangt zu
werden!«

Da stieß Blücher ein lautschallendes,
herzliches Gelächter aus.

»Alle Teufel, das klingt gefährlich! Der alte
Blücher vor Gericht als
Hausfriedensbrecher! Wie er sich da wohl
ausnehmen würde! Hören Sie, machen Sie

sich doch um Gotteswillen nicht so
unendlich lächerlich, sondern vernehmen
Sie, was ich Ihnen in aller Güte zu sagen
habe!«

»Ich mag nichts hören!« klang die Antwort.

»So werden Sie fühlen müssen!«

»Ah! Was?«

»Das ist es eben, was ich Ihnen sagen will,
und was Sie doch wohl anhören werden
müssen. Ihre häuslichen Verhältnisse gehen
mich nichts an; ob Sie Herr Ihrer Schwester
und Herr dieser Wohnung sind, das ist mir
auch ganz egal; nicht egal aber ist es mir,
wenn Sie fortfahren, mich zu beschimpfen
und zu beleidigen. Sie verlangen von mir,
dieses Local zu verlassen, und ich stelle als
Antwort das gleiche Verlangen an Sie. Sie
haben mich öffentlich beschimpft; Sie
haben ebenso öffentlich die deutsche
Nation beleidigt; es kostet mich ein
einziges Wort, einen einzigen Wink, Sie in
Untersuchungshaft zu bringen und

verurtheilen zu lassen. Sie haben diesem Herrn die Genugthuung verweigert und sind in Folge dessen von ihm beohrfeigt worden. Ein Wort von mir darüber an Ihr Generalcommando, so werden Sie ausgestoßen und infam cassirt. Sie sind mir gegenüber ein Zwerg; ich habe es verschmäht, mich mit Ihnen herumzuhudeln; nun Sie aber selbst hier nicht Verstand zeigen, so muß ich zur Peitsche greifen. Verlassen Sie dieses Zimmer sofort, sonst gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß Sie in einer Stunde sich in Untersuchungshaft befinden und in einigen Tagen aus der Armee gestoßen werden. Noch sind wir Deutschen Herr von Paris, und ich habe ganz und gar nicht die Absicht, einem kleinen Capitän glauben zu lassen, daß wir uns vor ihm fürchten müssen!«

Eine solche Zurechtweisung hatte der Capitän nicht erwartet. Er zögerte einige Augenblicke, zu antworten, da er sich aber nicht sofort ergeben wollte, sagte er dann:

»Welcher von uns Beiden Feldmarschall ist und welcher Capitän, das ist gleichgiltig. Wir stehen uns Mann gegen Mann gegenüber, und da fürchte ich Sie nicht!«

»Gehen Sie!« gebot Blücher, indem er mit der Hand nach der Thür zeigte.

»Ich wiederhole, daß ich als Bruder —«

»Hinaus!« unterbrach ihn der Alte.

»Daß ich als Bruder das Recht habe, über meine Schwester zu —«

»Hinaus!«

Dieses letzte »Hinaus« war in einem Tone gerufen, gegen welchen es absolut keinen Widerstand gab. Diese zwei Silben waren nicht etwa überlaut gebrüllt, aber sie drangen durch Mark und Bein; sie hatten einen so entschiedenen, schneidigen Ton, daß es dem Franzosen war, als ob er mit Fäusten ergriffen und aus dem Zimmer gestoßen werde. Er öffnete die Thür und

ging. Er hatte, nur von dem Eindrucke,
welchen der Befehl des Marschalls machte,
die furchtsamen Bewegungen eines
Wesens, welches mit Füßen aus der Thür
gestoßen wird. Aber draußen auf dem
Vorsaale angekommen, ballte er die Hand,
erhob sie drohend rückwärts und knirrschte:

»Das will ich Euch eintränken; das sollt Ihr
mir büßen! Diese Blamage sollt Ihr mir so
theuer bezahlen, daß Euch Hören und
Sehen vergehen wird.«

*

Fortsetzung 12

Richemonte trat in seine Wohnung, in welcher ihn der Baron erwartete. Dieser bemerkte die Erregung, welche auf seinem vom Zorne verzerrten Gesichte zu lesen war, und fragte:

»Ah, hat man es mit Ihnen eben so gemacht wie mit mir? Diese Deutschen haben den Platz behauptet, wie ich sehe?«

»Wie wollen Sie dies sehen?« fragte der Capitän ergrimmt.

»Nun,« lachte der Andere, »Sie haben ja ganz das Aeußere eines Schulknaben, welcher die Ruthe erhalten hat. Das bemerkt man, ohne Menschenkenner sein zu müssen.«

»Hole Sie der Teufel!« zankte Richemonte.

»Ist dies wirklich Ihre Meinung?« klang die boshafte Frage.

»Ja, ganz ernstlich.«

»Nun, so will ich, ehe er mich holt, meine irdischen Angelegenheiten vorher in Ordnung bringen, so wie es sich für einen Geschäftsmann schickt und geziemt. Hier, lieber Freund, habe ich einige Papiere, in welche ich Sie Einsicht zu nehmen bitte.«

Er zog mehrere Wechsel aus der Tasche und präsentirte dieselben dem Capitän.

»Die mag der Teufel gefälligst mit holen!« sagte dieser.

Er wendete sich ab, ohne einen Blick in die Papiere zu werfen.

»Gut,« sagte der Baron; »er mag sie immerhin holen, aber erst, nachdem sie bezahlt worden sind. Sie sind dann werthlos geworden, und ich kann sie ihm gönnen.«

»Aber, zum Donnerwetter, können Sie denn nicht warten, bis ich die Mittel besitze, Sie zu bezahlen? Sie selbst nennen sich meinen

Freund. Ist es etwa eine freundschaftliche Handlung, mich jetzt zu drängen, jetzt, in diesem Augenblicke, der am Allerwenigsten dazu geeignet ist?«

»Unsere Ansichten über den gegenwärtigen Augenblick sind da allerdings sehr verschieden. Mir scheint es sehr geeignet zu sein, unsere Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Warum soll ich warten, da ich doch weiß, daß Sie nie die Mittel besitzen werden, mich zu bezahlen? Und was unsere für mich so kostspielige Freundschaft betrifft, so hege ich den Grundsatz, daß Verbindlichkeiten zwischen Freunden strenger nachzukommen sei als jeden anderen. Ich habe bereits zu lange und zu viel Nachsicht mit Ihnen gehabt, lieber Richemonte.«

»Ich kann nicht zahlen!« sagte dieser kurz.

»So wandern Sie in die Schuldhafte.«

»So weit werden Sie es nicht treiben!«

»Ah, ich werde es doch so weit treiben!«

»Wirklich?« fragte der Capitän.

Er war bisher erregt in seinem Zimmer auf und ab gegangen. Jetzt blieb er plötzlich stehen, und während er dieses letzte Wort aussprach, schien seine Stimme zu zittern.

»Wirklich!« antwortete der Baron.

Er erhob sich von seinem Sessel, auf welchem er Platz genommen hatte, trat zu Richemonte, legte diesem die Hand auf die Achsel und fuhr in einem sehr entschiedenen Tone fort:

»Sie wissen, daß ich Ihre Schwester liebe. Ich bin kein junger Geck mehr, und ich kann Ihnen sagen, daß die Liebe eines älteren Mannes eine ganz andere ist, als diejenige eines Menschen, der noch in den Knabenjahren steht. Margot ist schön; ihre Zärtlichkeiten hätten mich reich entschädigt für die großen Verluste, welche ich an Ihnen erleide. Daher versprach ich Ihnen,

die Wechsel zu vernichten, falls es uns gelänge, Ihre Schwester mir geneigt zu machen. Da diese Bedingung nicht erfüllt ist, so habe ich auch nicht nöthig, mein Versprechen zu erfüllen. Das ist Alles, was ich Ihnen zu bemerken habe, um mich zu rechtfertigen, falls es überhaupt einer Rechtfertigung bedürfen sollte.«

Der Capitän stand vor ihm, ohne ihn anzusehen. Er blickte finster durch das Fenster auf die gegenüber liegende Häuserreihe. Erst nach einer längeren Pause meinte er:

»Müssen Sie denn nun wirklich jede Hoffnung aufgeben?«

»Jede.«

»Weshalb jede?«

»Weil sie ihn liebt.«

»Diesen Deutschen? Ah, daß es auch gerade dieser sein muß! Sie meinen, die

Sache in Ordnung zu haben, aber ich werde noch ein sehr entscheidendes Wort mit ihnen reden!«

»Sie?« lachte der Baron. »Sie haben ihnen gar nichts zu sagen.«

»Ich? Pah, bin ich nicht der Bruder?«

»Wenngleich. Ist sie Ihnen durch ein Testament oder durch die Vormundschaftsbehörde unterstellt worden? Nein. Und selbst wenn Ihnen ein gewisses Recht zustünde, über das Schicksal Ihrer Schwester zu entscheiden, so sind Sie ganz und gar nicht der Mann, dasselbe geltend zu machen.«

»Wer sagt Ihnen das?«

»Niemand braucht mir es zu sagen; ich habe es ja jetzt gesehen. Ich habe bei Ihrem Eintritte es Ihnen angesehen, daß Sie zur Thür hinausgewiesen worden sind.«

»Ja, sie haben dies wirklich gewagt!«
entfuhr es dem Capitän.

»Also wirklich? Ah, Capitän Richemonte
ergreift vor diesen Deutschen Reißaus!«

»Schweigen Sie!« brauste Richemonte auf.
»Sie hätten es eben so gemacht, wenn Ihnen
dieser verdammte Feldmarschall Vorwärts
so wie mir entgegengetreten wäre!«

»Ja, wenn der Marschall Vorwärts kommt,
so concentrirt sich der Capitän rückwärts.
Wie nennen Sie dies? Ich nenne es
Hasenfüßigkeit.«

»So sind Sie selbst ein Hasenfuß!« rief der
Andere, sich sehr beleidigt fühlend. »Sie
sind es ja, der bereits vor mir gewichen ist.«

»O, das trifft nicht! Ihre Position als Bruder
ist eine ganz andere als die meinige, da ich
ein Fremder bin. Das Wort, welches ich
soeben ausgesprochen habe, mag Ihnen
nicht recht sein, aber es enthielt dennoch
die Wahrheit.«

»Inwiefern? Das möchte ich wissen!«

»Erstens haben Sie sich die Thür weisen lassen, und zweitens werden Sie sich ja wohl entsinnen können, daß Sie einem Duell mit dem Deutschen ausgewichen sind.«

»Donnerwetter! Sagen Sie mir, Baron, ob ich fechten kann!«

»Sie sind allerdings Meister!«

»Und ob ich schießen kann!«

»Sie zielen außerordentlich sicher.«

»Nun, habe ich mich also vor einem Zweikampfe zu fürchten?«

»Es sollte scheinen, nein.«

»Wenn ich also ausgewichen bin, muß es aus einem anderen Grunde geschehen sein.«

»Möglich; aber ich kenne ihn nicht,« sagte der Baron.

»Sie können ihn erfahren. Es ist nämlich uns sämmtlichen Officieren die Cassirung angedroht worden, falls wir uns durch unseren Haß hinreißen lassen, mit einem Deutschen zur Mensur zu gehen. Da haben Sie es.«

»Und dies ist die Wahrheit?«

»Gewiß.«

»Sie glauben, das Duell wäre verrathen worden?«

»Man würde ganz gewiß davon gesprochen haben, denn ich hätte den Kerl getödtet.«

»So wäre Ihnen doch geholfen gewesen, denn er hätte Ihre Schwester nicht kennen gelernt, und konnte also nicht als mein Nebenbuhler auftreten. Uebrigens ist ein Duell eine Ehrensache, bei welcher jeder Theilnehmende verpflichtet ist, das tiefste

Stillschweigen zu beobachten. Wie also hätte diese Sache verrathen werden können?«

Der Capitän zuckte die Achsel und antwortete:

»Glauben Sie, daß diese Deutschen geschwiegen hätten, falls einer von ihnen von mir getödtet worden wäre? Sie hätten ihn durch Verrath gerächt, und ich wäre dann doch aus der Armee gestoßen worden.«

»Das wird jetzt auch geschehen.«

»Ich hoffe es nicht.«

»Ich bin überzeugt davon.«

»Weshalb?«

»Man wird Sie wegen Schulden zwingen, Ihren Abschied zu nehmen.«

»Pah! Sie werden es nicht wagen, mich meinem Commandeur anzuzeigen!«

»Wagen? Anzeigen? Wer spricht von Wagen und Anzeigen? Ich werde Ihnen den Greffier schicken, der Sie in Wechselhaft bringt; das ist genug. Sobald dies Ihre Vorgesetzten erfahren, können Sie unmöglich in der Armee bleiben.«

»Sie aber haben sich dann einen Feind gemacht, den Sie zu fürchten haben.«

»Einen Feind? Wer sollte dies sein?« fragte der Baron lachend.

»Ich!« antwortete Richemonte selbstbewußt.

»Sie? Ah, ich habe Sie auf keinen Fall zu fürchten, am Wenigsten aber, wenn Sie sich im Gefängnisse befinden. Allerdings würde es mir leid thun, in dieser Weise gegen Sie vorschreiten zu müssen. Darum wäre es mir lieb, wenn wir alle Unliebsamkeiten vermeiden und einen Ausweg finden könnten.«

Der Capitän horchte auf. Es war ihm ängstlicher zu Muthe, als er eingestehen wollte, und da der Baron von einem Auswege sprach, so schien doch noch Hoffnung vorhanden zu sein.

»Suchen Sie!«

»Hm!« brummte der gewesene Armeelieferant. »Als Sie sich jetzt bei Ihrer lieben Mama und Schwester befanden, und ich so einsam in Ihrem Zimmer saß, habe ich darüber nachgedacht, ob denn nicht vielleicht eine Abhilfe zu finden sei.«

»Nun? Haben Sie einen Ausweg gefunden?«

»Vielleicht.«

»So sprechen Sie!«

»Man muß da im Sprechen sehr vorsichtig sein. Sie hatten vorhin die Meinung, daß Sie den Deutschen im Duell ganz sicher getödtet hätten?«

»Er wäre gefallen,« antwortete der Capitän in sehr bestimmtem Tone.

»Ich glaube es; denn ich weiß, wie Sie fechten. Wenn er nun jetzt noch fiele?«

Der Gefragte blickte den Sprecher rasch an; dann sagte er:

»Sie meinen, daß ich ihn jetzt noch fordern solle? Das geht nicht; das ist unmöglich.«

»Ich meine etwas Anderes,« meinte der Baron langsam und zögernd.

»Was?«

»Könnte dieser Mensch nicht fallen auch ohne Duell?«

Der Capitän wurde blutroth im Gesichte. Er wandte sich rasch zum Fenster und blickte lange wortlos hinaus. Dann drehte er sich um, trat auf den Baron zu und fragte:

»Sie meinen, daß ich ihn meuchelmorden soll?«

Der Gefragte lächelte überlegen, zuckte die Achseln und antwortete mit scharfer Betonung:

»Ich sage nichts, sondern ich meine nur Folgendes: Der Weg zum Schuldthürme ist Ihnen sicher; sollte aber bis morgen Früh der Lieutenant Königsau gestorben sein, so vernichte ich die Hälfte Ihrer Accepte. Die andere Hälfte folgt dann nach, sobald ich mit Ihrer Schwester verlobt bin.«

Die Augen des Capitäns zogen sich zusammen, und sein Schnurrbart stieg in die Höhe, so daß es war, als ob er die Zähne fletschen wollte. Es war ganz dasselbe Mienenspiel, welches man auch später noch in seinem Greisenalter auf Schloß Ortry an ihm beobachtete. Sein Gesicht hatte dabei das Aussehen eines wilden Thieres, welches mit dem Gebisse droht.

»Das ist deutlich gesprochen, trotzdem Sie nichts sagen wollen,« meinte er schließlich.

»Ich bin zufrieden, wenn ich verstanden worden bin. Was antworten Sie?«

Da faßte der Capitän den Anderen beim Arme, blickte ihn finster an und fragte:

»Sie würden Wort halten in Beziehung der Wechsel?«

»Ja.«

»Und Sie glauben, des Sieges bei meiner Schwester sicher zu sein, falls dieser Königsau stirbt?«

»Vollständig sicher.«

»Gut, abgemacht! Dieser Mensch ist erstens ein Deutscher, und zweitens mein Feind. Er soll mir und Ihnen nicht länger im Wege stehen.«

»Wie wollen Sie es anfangen?«

»Nichts leichter als das. Er wird natürlich den Abend bei seiner Braut verbringen.«

»Jedenfalls.«

»Liebende sollen sich sehr viel zu sagen haben. Er wird also sehr spät nach Hause gehen.«

»Dies ist vorauszusehen.«

»Nun gut; er wird zwar nach Hause gehen, aber nicht nach Hause kommen.«

Der Baron nickte schadenfroh. Der Ueberfall mochte enden wie er wollte, so hatte er dann den Capitän in der Hand, mehr noch als jetzt. Er sagte, scheinbar besorgt:

»Ich bin mit Ihnen zufrieden, habe aber zu Ihrem Besten eine Bemerkung zu machen.«

»Reden Sie!«

»Es giebt Fälle, in denen es sehr gerathen erscheint, eine Verkleidung anzulegen.«

»Pah!« sagte der Capitän in wegwerfendem Tone. »Sie scheinen mich für einen

Dummkopf zu halten. Ich weiß eben so gut wie Sie, was gerathen ist oder nicht.«

»Nun gut, so sind wir also einig.«

»Ich hoffe es.«

»So kann ich Sie verlassen. Wo und wann werde ich das Resultat erfahren?«

»Kommen Sie heute Abend nach unserem Kaffeehause. Sie werden mich da früher oder später sehen. Auf alle Fälle hoffe ich, in Ihnen einen Zeugen zu finden, mit dessen Hilfe es mir möglich ist, mein Alibi und also meine Schuldlosigkeit zu beweisen.«

»Ich stehe gern zu Diensten und hoffe, daß unser Plan Erfolg hat. Adieu, Capitän!«

»Adieu, Baron!«

Der Baron ging. Er hegte die feste Ueberzeugung, daß der Capitän das Seinige thun werde, die Mißachtung, mit welcher man sie Beide behandelt hatte, zu rächen.

Dieser blieb in seinem Zimmer zurück, schritt eine Zeit lang in demselben auf und ab und trat dann in ein Nebengemach, in welchem er zu arbeiten pflegte. Diese Arbeit bestand allerdings nur in der Anfertigung eines Briefes oder in dem flüchtigen Durchblättern irgend eines Romanes. Dort hingen verschiedene Waffen an der Wand.

Der Capitän nahm eine Pistole herab, untersuchte dieselbe und murmelte dabei:

»Es ist die beste, welche ich habe. Mit ihr habe ich noch keinen Fehlschuß gethan. Sie würde mich auch heute nicht verlassen. Soll ich mich ihrer bedienen? Hm! Es ist viel Lärm bei solch einem Schusse, und das könnte gefährlich werden. Nein!«

Er hing sie wieder an den Nagel und griff nach einer Stockflinte, welche daneben hing.

»Diese Windbüchse macht kein Geräusch; es wäre besser, sie zu nehmen; auch schießt

man aus ihr öfters, ohne laden zu müssen;
aber leider ist sie nicht zuverlässig. Nein,
auch sie nicht; ich muß sicher gehen, denn
der Kerl darf mir auf keinen Fall
entkommen.«

Er hing die heimtückische Waffe wieder an
die Wand und suchte weiter.

»Ah, da ist ein alter, venetianischer
Banditendolch. Er ist scharf und spitz und
aus dem besten Glase gemacht. Beim Stoße
bricht die Spitze ab und bleibt in der Wunde
stecken, so daß eine Heilung unmöglich ist,
wenn nicht eine sehr schwierige und
geschickte Operation das Opfer von dem
tödlichen Glase befreit. Ein fester und
kräftiger Stoß genügt. Diese Waffe ist
sicher und still. Kein Laut erschallt; sie
werde ich nehmen und keine andere.«

Während er in dieser Weise überlegte, wie
er seinen Feind am Sichersten tödten
könne, befand sich dieser in der
glücklichsten Stimmung bei der Geliebten.
Er stand wieder mit ihr am Fenster und hielt

sie innig umschlungen, indeß der Marschall bei der Mutter saß, und sich mit ihr von seinen und ihren Erlebnissen unterhielt. Der Alte konnte sehr liebenswürdig sein, wenn er wollte, und heute war er es im höchsten Grade. Die drei Anderen waren über ihn entzückt; er selbst sprach sich immer tiefer in die beste Stimmung hinein und sagte endlich, einen Blick auf das schöne Mädchen werfend:

»Sehen Sie einmal hin, Madame! Da stehen die Beiden und halten sich fest, als ob eine ganze Armee anmarschirt käme, um sie zu trennen. Aber so ist die Liebe, und so sind die jungen Leute! Na, erröthen Sie nicht, Mademoiselle! Ich bin auch einmal jung gewesen. Jetzt aber freilich bin ich ein alter, weißer Eisbär geworden, um den sich Keine mehr bekümmern mag!«

Da faßte sich Margot ein Herz und antwortete:

»Excellenz meinen doch nicht, daß nur die Jugend im Stande sei, Liebe zu erwecken?«

»Ja, gerade dies meine ich, mein Kind.«

»Da haben Excellenz sicher Unrecht!«

»Meinen Sie? Können Sie mir Beweise bringen?«

»Ja. Es ist eine alte Erfahrung, daß es Damen giebt, welche für bejahrte Herren schwärmen können. Ich kenne einige meiner Freundinnen, deren Ideal nicht ein Jüngling, sondern ein gereifter Mann ist.«

Er nickte mit seinem schönen, ehrwürdigen Greisenhaupte und sagte:

»Ja, ich habe einmal mit einem Professor darüber gesprochen, der ein sehr berühmter Psychologe war. Ich glaube, dieses Wort bedeutet Menschenkenner oder Seelengrübler. Dieser Mann sagte, daß besonders unter jungen Damen, unter den sogenannten Backfischen, Viele seien, welche am Liebsten einen Mann mit grauen Haaren haben möchten. Später aber ändert sich diese Gesinnung, und sie gehen doch

in die Falle, welche ihnen ein junger, schmucker Jäger gestellt hat. Unsereiner muß sich also jetzt begnügen, für einen Anderen Kastanien aus dem Feuer zu holen, wie zum Beispiel ich für den Lieutenant da.«

»So bin ich also die Kastanie?« lachte Margot.

»Ja, und zwar eine Kastanie zum Anbeißen. Ich würde – ich möchte – hm, Donnerwetter, ich wollte, ich dürfte auch einmal anbeißen!«

»Excellenz sehen aber gar nicht so bissig aus!«

»Meinen Sie?« lachte er fröhlich. »Nun, da irren Sie sich sehr, und das werde ich Ihnen sogleich beweisen. Ein jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, sagen wir Deutschen. Ich habe mich nun ganz fürchterlich abgemüht, um Euch zusammen zu bringen; belohnt muß ich also werden. Und was denkt Ihr wohl, was ich verlangen werde?«

Margot erröthete. Sie ahnte, was nun kommen werde.

»Na,« fuhr er fort, »das Mädchen wird ja roth wie Zinnober! Es denkt sich also schon, wonach ich Appetit habe. Wird meine Bitte gewährt sein, Mademoiselle?«

»Excellenz haben sie ja noch gar nicht ausgesprochen,« antwortete sie, noch tiefer erglühend.

»Gut, so will ich es sagen: einen Kuß fordere ich als Belohnung.«

Da zog ein lustiges, schelmisches Lächeln über ihr Gesicht, und sie antwortete:

»Einen Kuß? Von wem? Von meinem Bräutigam?«

»Von Dem da? Fällt mir gar nicht ein! Was habe ich mit seinem Schnurrbarte zu schaffen! Nein, von Ihnen selbst, Mademoiselle. Ich bin allerdings kein Lieutenant, der Ihnen das Köpfchen

verdreht, aber so einen conventionellen, großväterlichen Kuß wird Ihr schönes Mäulchen doch vielleicht fertig bringen. Nicht?«

»Vielleicht,« antwortete sie. »Aber da möchten wir denn doch diesen Lieutenant erst vorher um Erlaubniß bitten!«

»Den?« fragte er in komischem Stolze.
»Warum Den? Fällt mir gar nicht ein! Ich habe Paris und Frankreich erobert, ohne einen Lieutenant um Erlaubniß zu fragen. Soll ich mich wegen zwei Lippen an ihn wenden, die doch auch zu meiner Eroberung gehören? Nein. Immer vorwärts, sage ich, und so auch hier. Geben Sie getrost Ihr liebes Mäulchen her! Ich werde es nicht ganz abbeißen, sondern ihm einen Theil davon übrig lassen.«

Er erhob sich vom Sopha und trat auf das Mädchen zu. Dieses erglühte zwar bis in den Nacken hinab, aber es kam ihm doch zwei Schritte entgegen.

»Excellenz,« sagte Margot; »ein Kuß von Ihnen ist die höchste Ehre, welche einer Dame geschehen kann. In diesem Sinne wage ich es, Ihrem Befehle zu gehorchen.«

»Papperlapapp, ich meine das anders. Aber, na, nur erst her mit dem Ehrenschatz, dann wird sich das Uebrige finden.«

Er schritt mit der Courtoisie eines Höflings aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten auf sie zu und küßte sie leise und höflich auf die Wange; dann aber sagte er:

»So, das war der Feldmarschall. Nun aber kommt der gute Gebhard Leberecht Blücher dran, der einmal sehen will, ob er nur um seinetwillen, und nicht um des Marschalls willen einen herzhaften Kuß erhält. Was meinen Sie, Margotchen?«

»O, er ist so lieb und gut, daß er zwei erhalten soll, anstatt einen!«

Dies sagend, legte sie zutraulich, als ob er ihr Vater sei, die Arme um seinen Hals,

drückte sich mit ungeschminkter
Zärtlichkeit an ihn und küßte ihn ein-,
zwei-, dreimal so herzhaft, wie er es
gewünscht hatte, auf die Lippen.

»Alle Wetter,« sagte er, »das war eine
Delicatesse, wie sie unsereiner jetzt so oft
nicht mehr findet!«

Seine Augen glänzten feucht vor Rührung.
Er hielt sie noch bei dem Händchen fest
und fragte:

»Kam das wirklich aus dem Herzen, Du
kleine, süße Hexe?«

»Ja, Excellenz,« betheuerte sie.

»Nun, dann habe Dank, meine Tochter! Du
hast mir alten Kerl eine Freude gemacht, so
groß, wie Du es gar nicht denkst. Ich werde
Euch nicht vergessen, und erwarte, daß Ihr
an mich denkt, wenn Ihr einmal einen
tüchtigen Jungen habt, zu dem Ihr einen
Pathen braucht. Wenn der alte Blücher
Pathe steht, so wird wohl unser Herrgott ein

Einsehen haben, und einen ganz besonderen Segen drauf legen, da ich armer Teufel doch nichts geben kann, als mein Ja und Amen! Nun aber ist mein Geschäft hier beendet, und ich habe noch Anderes zu thun, wobei ich leider keinen Kuß zu erwarten habe. Wie steht es, mein Junge, Du bleibst doch noch hier?«

Königsau war mit Blücher gekommen; es wäre der größte Verstoß gewesen, wenn er ihn jetzt hätte allein gehen lassen; daher sagte er, obgleich er am Liebsten noch recht lange bei der Geliebten geblieben wäre:

»Wenn Excellenz erlauben, schließe ich mich Ihnen an. Auch ich habe noch Dienstliches zu thun.«

»So mache es rasch ab! Der Dienst hier bei der Herzdame wird Dir doch wohl der angenehmste sein, und ich hoffe, daß Du Dir nichts zu Schulden kommen läßt!«

Königsau mußte Margot versprechen, am Abend wiederzukommen; dann

verabschiedeten sich die Beiden von den Damen, welche die Ehre, den berühmten Feldmarschall bei sich gesehen zu haben, sehr wohl zu schätzen wußten.

Als die beiden Officiere aus dem Vorsaale traten, öffnete sich die gegenüberliegende Thür, und der Capitän erschien; er stand im Begriff, seine Wohnung zu verlassen, fuhr aber wieder zurück, als er die Beiden bemerkte. Er hatte sich dabei so wenig in der Gewalt, daß sein Gesicht die ganze Fülle des Hasses zeigte, von welchem er gegen den Lieutenant von Königsau erfüllt war.

Als dieser mit Blücher die Straße erreicht hatte, fragte ihn der Letztere:

»Hast Du den Blick gesehen, welchen der Franzmann auf Dich warf, mein Junge?«

»Ja.«

»Nun, was sagst Du dazu?«

»Nichts. Dieser Kerl geht mich nichts an!«

»Nimm es nicht so leicht!« warnte Blücher.

»Er kann mir nichts anhaben.«

»In offener, ehrlicher Weise allerdings nicht; aber sein Gesicht gefällt mir ganz und gar nicht. Weißt Du, was in seinen Augen zu lesen war?«

»Haß natürlich.«

»Haß und Rache, glühende Rachsucht. Mir scheint, daß Du Dich vor ihm in Acht nehmen solltest. Dieser Mensch ist ein Bösewicht, das steht ihm an der Stirn geschrieben.«

»Excellenz mögen Recht haben,« sagte Königsau nachdenklich. »Er ist dem Baron bedeutende Summen schuldig, und dieser scheint geneigt gewesen zu sein, sie ihm zu schenken, falls er Margot's Hand erhält. Aus dem Gespräch, welches ich belauscht habe, geht das deutlich hervor. Ja, der

Baron wollte ihm sogar noch eine baare Summe auszahlen, obgleich ich es kaum glaube, daß er ein ehrliches Spiel mit ihm spielt.«

»Nun, so schließe einmal weiter! Ich will sehen, ob Du nicht auf den Kopf gefallen bist.«

»Der Baron drohte vorhin, ihm die Wechsel zu präsentiren. Thut er das, so kommt der Capitän in das Schuldgefängniß und muß aus der Armee treten. Er wird Alles aufbieten, diese Schande zu vermeiden.«

»Und auf welche Weise kann dies am Sichersten geschehen?«

»Dadurch, daß er mich zur Seite räumt.«

»Ja, nur dadurch. Du bist also doch der Dümme nicht, mein Junge. Seine Augen funkelten wie Katzenaugen, und sein Schnurrbart zerrte sich in die Höhe, als ob er Dich beißen wolle. Der Kerl denkt Schlechtes; er will Dir an den Kragen; das

war ja ganz deutlich zu sehen. Nimm Dich in Acht. Du willst heute Abend wirklich zu Deinem Schatz?«

»Ja.«

»Nun, so gehe ja nicht unbewaffnet. Ich wollte, Du wärest ein Kürassier.«

»Warum, Excellenz?«

»Weil der Küräß wenigstens den ersten Stoß abhält. Es ahnt mir, daß der Kerl heimtückisch und mit scharfer Waffe auf Dich will. Versprich mir, daß Du nicht leichtsinnig sein, sondern Dich ganz gehörig vorsehen willst!«

»Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, Excellenz.«

»Gut. Es wäre jammerschade um Dich und diese prachtvolle Margot, wenn sie zur Wittwe würde, ohne vorher Hochzeit gemacht zu haben. Diesen Capitän aber wollte ich curranzen, daß ihm die Seele

quieken sollte! Hier sind wir vor meinem Hause, und Du kannst gehen. Vorher aber noch Eins, mein Junge!«

»Excellenz befehlen?«

»Befehlen? Nichts. Ich habe Dich nur zu fragen, ob Du darüber böse bist, daß mich diese Margot – verfluchter Name! Wie heißt er denn eigentlich auf Deutsch? Aber das kann mir ja gleich sein, da Du sie heirathest, und nicht ich. Also ich wollte Dich fragen, ob Du es übel genommen hast, daß ich sie geküßt habe?«

»Uebel genommen? Wo denken Excellenz hin? Margot war ganz und gar meiner Meinung, als sie sagte, daß es für eine Dame die größte Ehre sei, von –«

»Schon gut, gut, gut! Aber eine verfluchte Hexe ist sie doch! Wollte dieses verteufelte Weibsen, daß ich Dich schmatzen sollte! Na, laß sie Dir nicht über den Kopf wachsen! Erst sind diese Engels die reine Chocolate; dann kleben sie wie Gummi

arabicum, und endlich wird Aloë und Stiefelwischse daraus, bitter und schwarz zum Erbarmen. Ich will Dir wünschen, daß die Deinige eine Ausnahme macht. Gutschmecken thut ihr Mäulchen, das muß man ihr lassen. Hast Du sie auch schon geküßt, Junge? Sag's aufrichtig!«

»Natürlich habe ich sie geküßt, Durchlaucht.«

»Gut, so habe ich Dich doch nicht um den ersten Kuß gebracht. Wann ist's denn geschehen?«

»Nun, bei der Liebeserklärung,« lachte Königsau.

»Bei der Erklärung, ja, da pflegt es nie ohne die obligaten Zusammenstöße abzugehen. Das schnäbelt wie die Tauben. Heiliges Pech! Wenn ich doch dies einzige Mal noch nicht ein so alter Hallunke wäre! Aber sage mir einmal, wie hast Du es denn eigentlich bei der Liebeserklärung angefangen? Was

hast Du gesagt, und was hat sie dann geantwortet?«

»Das werde ich wohl für mich behalten, wenn Excellenz erlauben!«

»Dich soll der Teufel holen, mein Sohn! Na, übel kann ich es Dir nicht nehmen, denn ich hätte es auch Keinem gerathen, bei mir darnach zu fragen, auf welche Weise ich auf den Leim gegangen bin. Also es bleibt bei unserer Ausmachung: Bei dem ersten Buben stehe ich Gevatter. Sorge da für guten Wein und eine tüchtige Pfeife. Lebe wohl!«

Sie trennten sich, und Königsau schritt nach seiner Wohnung, heimlich über den Alten lachend, der da mitten auf dem Trottoir vor der Thür hatte wissen wollen, auf welche Weise er seine Liebeserklärung gemacht habe.

Die Warnung Blücher's ging ihm durch den Kopf. Er vergegenwärtigte sich im Stillen noch einmal die ganze Situation; er dachte

an das Gesicht, welches ihm der Capitän gemacht hatte, und mußte sich sagen, daß darauf die offenste Mordlust zu lesen gewesen war. Er nahm sich vor, höchst vorsichtig zu sein. Die Bevölkerung von Paris war den Deutschen nicht hold; es kamen täglich kleinere Revolten und Kundgebungen vor; die Sicherheit war eine zweifelhafte; er dachte an Blücher's Worte, daß ein Kürasß eine gute Schutzwehr sei, und sandte unter dem Eindrucke dieser Aeüßerung, als er nach Hause gekommen war, seinen Diener zu einem befreundeten Officier von den Kürassieren, um anzufragen, ob dieser ihm für heute Abend seinen Panzer leihen wolle. Der Betreffende hatte zwar verwundert gelächelt, aber das Verlangte doch ganz bereitwilligst hergegeben.

Als Königsau später zu der Geliebten ging, trug er Civil, um nicht sogleich erkannt werden zu können, dazu den Kürasß unter dem Mantel und eine geladene Pistole in der Tasche. Auch machte er einen Umweg, und erreichte so von der anderen Seite die

Straße, in welcher die beiden Damen wohnten.

Auf dem Vorsaale brannte eine Lampe. Beim Scheine derselben glaubte er zu gewahren, daß die Thür, hinter welcher sich die Wohnung des Capitäns befand, um eine ganz schmale Lücke offen stehe, und es war ihm, als ob er ein fest an diese Lücke von Innen gedrücktes Auge auf sich funkeln sehe. Er vermied es jedoch, dies näher zu untersuchen, da er nicht wissen lassen wollte, daß er auf seiner Hut sei.

Er klingelte und wurde eingelassen. Margot kam ihm entgegen geeilt und bewillkommnete ihn mit einem herzlichen Kusse. Während der innigen Umarmung fühlte sie die harte Schutzwehr unter seinem Mantel. Sie legte die Hand darauf, blickte ihn erschrocken an und fragte in ängstlichem Tone:

»Was ist das, Hugo?«

»Nichts, mein Kind,« antwortete er beruhigend; »nur ein Panzer.«

»Ein Panzer? Warum legst Du ihn an?«

»Du brauchst keine Sorge zu haben, mein Herz. Ich sollte ihn für einen Freund, welcher bei den Kürassieren steht, aus der Reparatur mitbringen, und ich habe ihn nur deshalb angelegt, weil es zu unbequem gewesen wäre, ihn in der Hand zu tragen.«

Er schien seinen Zweck erreicht zu haben, wenigstens sagte sie kein Wort, welches einen Zweifel verrathen hätte. Aber die Liebe sieht scharf, und ein Weib ist oft viel scharfsinniger als ein Mann; es erräth auf der Stelle, was der Mann erst nach längerem Sinnen, Schließen und Grübeln erreicht.

Königsau legte im Vorzimmer Mantel, Panzer und Hut ab und trat in den Salon. Kaum jedoch befand er sich mit der Mutter im festen Gespräche, so verließ Margot die

Beiden und suchte das Dienstmädchen auf;
sie erkundigte sich bei ihm:

»Ist mein Bruder zu Hause?«

»Bis jetzt war er da; aber soeben hörte ich
ihn gehen,« lautete die Antwort.

»Hast Du ihn sicher gehört?«

»Ja.«

»Es kann Jemand Anderes gewesen sein.
Gehe hinüber und überzeuge Dich!«

Die Dienerin hatte die Wohnung des Capitäns mit in Ordnung zu halten; darum besaß sie einen Schlüssel zu derselben, da sie ihre Arbeiten nur in seiner Abwesenheit besorgen durfte. Sie ging hinüber und kehrte bald darauf mit der Nachricht zurück, daß der Capitän wirklich gegangen sei. Er hatte sich überzeugt, daß der Deutsche gekommen sei, und da es ihm zu langweilig erschien, einsam zu warten, bis dieser das Haus verlassen werde, so hatte er

es vorgezogen, einstweilen ein Caffee aufzusuchen und dann sein Opfer auf der Straße zu erwarten und zu überfallen.

Margot nahm jetzt den Schlüssel und ein Licht und begab sich nach der Wohnung des Stiefbruders. Wie von einer Eingebung getrieben, durchschritt sie mit dem sie begleitenden Mädchen das vordere Gemach und trat in die zweite Stube, in welcher der Capitän zu arbeiten pflegte. Sie leuchtete mit dem Lichte an die Wand, an welcher die Waffen hingen, und bemerkte einen leeren Nagel. Sie konnte sich nicht sofort besinnen, was hier gegangen hatte, und sie fragte darum das Mädchen:

»Du pflegst auch diese Waffen abzustäuben?«

»Ja.«

»Kennst Du sie alle?«

»Ich glaube. Ich habe sie ja sehr oft in den Händen gehabt.«

»So besinne Dich einmal, was an diesem leeren Nagel gehangen hat!«

Die Gefragte blickte ihre Herrin an, einigermaßen befremdet darüber, daß diese sich so plötzlich um die Waffensammlung des Bruders bekümmere, sann aber doch einige Zeit nach und antwortete dann im Tone des Ueberlegens:

»Ich weiß es für den Augenblick wirklich nicht genau; aber warten Sie, Mademoiselle! Hier die Flinten, da die Pistolen, dort die Degen, und dann die Jagdmesser und – ah, ich habe es! Hier hing ein Dolch.«

»Ein Dolch?« fragte Margot, welche ihr Erschrecken kaum verbergen konnte.

»Ja, ein Dolch, dessen Griff von schwarzem Holze, die Klinge aber von Glas war. Ich habe mich oft darüber gewundert, warum man solche Dinge aus Glas und nicht aus Eisen gemacht hat. Das Glas ist ja so sehr leicht zerbrechlich.«

»Ja, er hatte einen venetianischen Dolch,«
sagte Margot. »Komm, es ist gut!«

Sie wußte gar wohl, warum man diese
Klingen von Glas machte. Sobald die
Spitze auf den Knochen trifft, bricht sie ab,
und die Wunde wird dadurch doppelt
gefährlich, vielleicht sogar absolut tödtlich.
Warum hatte der Bruder diesen Dolch mit
sich genommen? Sie errieth es. Sie wußte,
daß er kein Herz, kein Gemüth hatte; sie
kannte ihn als einen harten Egoisten, der
selbst ein Menschenleben nicht schonen
würde, wenn dasselbe seinen Zwecken im
Wege stand. Er hatte seine kalte, allen
Gefühles bare Herzlosigkeit ja schon
bereits in seinem Verhalten gegen sie und
die Mutter bewiesen.

Als sie drüben wieder die eigene Wohnung
betrat, forschte sie vergebens in den edlen
Zügen des Geliebten. Sie konnte nicht das
mindeste Zeichen von Angst oder
Besorgniß in ihnen entdecken. Sie gaben
nur den frohen Ausdruck des unendlichen
Glückes wieder, welches sein Inneres

erfüllte, und sein Auge lachte ihr so offen und unbefangen entgegen, daß sie beinahe überzeugt war, sie allein sei es, welche errathen habe, in welcher Gefahr er stehe.

Sollte sie ihn warnen? Sollte sie seine frohe, glückliche Stimmung vernichten? Sollte sie, vielleicht ohne allen Grund und alle Ursache, ihren Bruder, der so schon in so tiefem Mißcredit stand, auch noch in den Verdacht des Meuchelmordes bringen? Sollte sie glauben, daß Königsau ihr wirklich die Wahrheit gesagt habe und den Panzer nur zufällig trage? Oder hatte er, ohne daß sie wußte, auf welche Veranlassung hin, ganz denselben Verdacht geschöpft, den auch sie hegte? Hatte er es vorgezogen, ihr davon keine Mittheilung zu machen, weil er sie nicht beängstigen wollte? Diese Fragen gingen durch ihre Seele, während sie sich möglichst heiter mit ihm unterhielt, um ihre Unruhe zu verbergen.

Aber da kam ihr ein Gedanke. Hatte Königsau wirklich Verdacht geschöpft, so

trug er nicht nur den Panzer, sondern jedenfalls noch eine andere Waffe bei sich. Es gab sehr bald einen Grund, sich zu entfernen, und so griff sie im Vorzimmer in die Taschen seines Mantels, welcher dort hing. Sie waren leer. Bereits wollte sie sich beruhigen; da aber dachte sie daran, daß er eine Vertheidigungswaffe wohl kaum in den Mantel stecken werde, den er überwarf, und dessen Taschen also nur unbequem zu erreichen seien. Eine Waffe steckt man nur dahin, wo man sie augenblicklich ergreifen kann.

Darum kehrte sie in den Salon zurück, ohne ganz befriedigt zu sein; aber als er einmal neben ihr stand und seinen Arm um sie legte, lehnte sie ihr Köpfchen zärtlich an seine Schulter und fuhr leise und wie liebkosend an seiner Brust herab. Ja, da fühlte sie es. In seiner Brusttasche, welche sehr tief zu sein schien, stak ein Pistol. Sie fühlte die Umrisse desselben ganz genau, ohne daß er es bemerkte, daß ihre Hand mehrere Male leise tastend zu dieser Stelle zurückkehrte.

Jetzt nun wußte sie, daß er ihren Verdacht theilte, und nun trieb es sie, zu sprechen. Sie pflegte vor ihrer Mutter kein Geheimniß zu haben, und so ließ sie sich von der Gegenwart derselben nicht beirren. Sie legte die Hand an seine Tasche und fragte:

»Was hast Du hier verborgen, lieber Hugo?«

Er bemerkte erst jetzt, worauf ihre Aufmerksamkeit gerichtet gewesen war; er konnte eine kleine Verlegenheit nicht verbergen, antwortete aber anscheinend unbefangen:

»Hier in dieser Tasche? Das ist meine Pistole, Kind.«

»Eine Pistole? Warum?«

»Aus bloßer Gewohnheit. Du wirst glauben, daß wir Officiere gewöhnt sind, Waffen zu führen, zumal in einer Stadt, welche wir erobert haben, und deren

Bewohner uns in Folge dessen wohl nicht sehr freundlich gesinnt sein werden.«

»So hegst Du Besorgniß?«

»Das eigentlich nicht; aber wir stehen auf dem Kriegsfuße und sehen uns vor, selbst wenn wir Civil angelegt haben. Du weißt ja, daß Ihr selbst bei der Demonstration letzthin in Gefahr gekommen seid. Und wie viel mehr müssen wir, die Feinde, Veranlassung haben, auf der Hut zu sein.«

»Denkst Du dabei an eine bestimmte Persönlichkeit?«

»Nein, Margot.«

Er gab sich Mühe, so aufrichtig wie möglich zu erscheinen, und es gelang ihm dies ziemlich gut, so daß sie wirklich annahm, daß er aus allgemeiner Vorsicht die Waffe zu sich gesteckt habe. Aber sie war dennoch nicht vollständig befriedigt und fragte:

»Hast Du vielleicht einen persönlichen Feind, dem Du nicht traust?«

»Ich glaube nicht.«

»Und mit dem Panzer ist es so, wie Du mir vorhin erzählt hast?«

»Gewiß, mein liebes Kind.«

»Einen Panzer?« fragte da die Mutter. »Was ist's mit dem Panzer?«

»O,« antwortete Margot, »Hugo trug einen Panzer, als er kam. Er hat ihn abgelegt; er hängt draußen im Vorzimmer, liebe Mama.«

»Einen Panzer haben Sie angelegt?« fragte Frau Richemonte, zugleich erstaunt und besorgt. »Warum diese Vorsichtsmaßregel? Fürchten Sie eine Gefahr?«

»Ich weiß von keiner anderen Gefahr, als derjenigen, in welcher wir Deutschen hier alle stehen, und die vielleicht ganz illusorisch ist,« antwortete Königsau. »Den Panzer trug ich ganz zufällig, und diese

Pistole steckt noch seit meinem letzten Ausgänge in der Tasche. Die Sache hat ja ganz und gar nichts zu bedeuten.«

Damit beruhigte sich zwar die Mutter, nicht aber die Tochter. Diese Letztere beschloß, zwar zu schweigen, aber dann später zu handeln. Sie war ein muthiges Mädchen; sie hatte für sich jedenfalls nichts zu befürchten, und sie liebte den Bräutigam mehr als sich selbst. Darum wollte sie ihm bei seinem Fortgehen heimlich folgen, bis sie ihn in seiner Wohnung in Sicherheit wußte.

Aus diesem Grunde befahl sie dem Mädchen, ihren Hut und Paletot hinunter nach der Loge des Portiers zu schaffen, und diesem zu bedeuten, wach zu sein, da sie noch spät ausgehen werde. Erst als dies besorgt war, gab sie sich weniger ängstlich dem Glücke hin, welches sie in der Anwesenheit des Geliebten fand.

Es war ganz so, wie der Baron und der Capitän gedacht hatten. Die Liebenden

hatten sich so Vieles zu sagen und zu erzählen, daß eine lange Zeit verging, ehe sie sich zur Trennung entschließen konnten. Als Königsau aufbrach, war es bereits nach Mitternacht.

Er nahm Abschied von der Mutter, die ihn von Minute zu Minute lieber gewonnen hatte, legte draußen im Vorzimmer seine Sachen an, und war nicht wenig verwundert, als an Stelle des Mädchens Margot selbst das Licht ergriff, um ihm hinab zu leuchten, da die Hauslampe um Mitternacht verlöscht zu werden pflegte.

Unten am Ausgange umarmte und küßte er sie herzlich.

»Darf ich morgen wiederkommen, mein Leben?« fragte er.

»Ja, Hugo,« antwortete sie. »Ich werde Dich mit Sehnsucht erwarten; darum bitte ich Dich, recht zeitig zu kommen. Aber noch um eins habe ich Dich zu bitten.«

»Sage es!«

»Sei heute Abend recht vorsichtig. Mir ist so außerordentlich bange um Dich.«

Er drückte sie innig an sich und flüsterte, ganz glücklich über ihre Aengstlichkeit:

»Das ist die Besorgniß der Liebe, meine Margot. Aus ihr ersehe ich, daß ich Dir wirklich theuer bin, und ich danke Dir, daß Du mir dies wissen lässest.«

»O nein, diese Besorgniß hat außer der Liebe noch einen anderen Grund.«

»Welchen?«

»Mir ahnt, Du stehst in Gefahr.«

»Glaube dies nicht. Die Straßen sind ruhig. Gefahr könnte ich nur von einem persönlichen Feinde erwarten; aber ich kenne keinen, dem ich eine solche Gewaltthätigkeit zutrauen möchte. Uebrigens stehen wir ja nicht in der Zeit des Mittelalters und befinden uns nicht in

Italien, dem Lande der gedungenen
Meuchelmörder.«

Sie schauderte. Gerade der Dolch war ja ein
italienischer.

»O, Geliebter,« flüsterte sie, »ich kann
nicht anders, ich muß an einen Bestimmten
denken, vor dessen Rache Du Dich sehr in
Acht zu nehmen hast.«

»Wer sollte dies sein?«

»Mein – Bruder.«

Er fühlte sich betroffen. Also auch sie hatte
bereits Verdacht geschöpft! Darum also die
Aufmerksamkeit, welche sie seiner
Bewaffnung gewidmet hatte! Sie war sehr
unruhig; er fühlte dies an dem leichten
Beben ihrer Gestalt, darum antwortete er:

»Dein Bruder, o, er ist ein Bramarbas, im
Herzen aber feig. Er thut mir nichts.«

»Feig? Nein, feig ist er nie gewesen. Und er
ist zu jeder That fähig, die er einmal

beschlossen hat. Es ist gar traurig, den eigenen Bruder so schildern zu müssen, aber ich muß es zu Deiner Sicherheit thun. Er mag kein Meuchelmörder sein, aber ich traue es ihm zu, rohe Arbeiter zu dingen, und auf Dich zu hetzen, um Dich zu insultiren.«

An diesem Falle werde ich mich zu wehren wissen, mein Kind. Habe also keine Sorge. Schlafe im Gegentheile recht gut, und träume ein Wenig von mir!«

Er nahm, wie er meinte, für heute von ihr Abschied und verließ das Haus.

Draußen war es dunkel; aber der Schein der Sterne erlaubte doch, in einer nicht zu weiten Entfernung die Umrisse größerer Gegenstände zu erblicken. Er zog den Mantel fest an, damit ihm dieser bei einer etwaigen Vertheidigung nicht hinderlich sei, und holte die Pistole aus der Tasche, deren Hahn er spannte, um schußbereit zu sein. Dann schritt er weiter, seine Schritte

möglichst dämpfend, um zu hören, ob ein Verfolger hinter ihm sei.

Am Liebsten wäre er mitten auf der Straße gegangen, aber damit hätte er dem Feinde verrathen, daß er vorbereitet sei.

Ging er auf dem Trottoir, so boten ihm die Häuser im Falle eines Kampfes von der einen Seite Deckung.

Auf diese Weise passirte er die Straße, ohne belästigt worden zu sein. Er machte ganz denselben Umweg zurück, den er herwärts gegangen war. So hatte er die zweite Straße erreicht; er befand sich bereits in der zweiten Hälfte derselben, als er sich, obgleich er weder etwas gehört noch gesehen hatte, aus einfacher Vorsicht umwendete. Da war es ihm, als ob er eine dunkle Gestalt bemerke, welche in einer Entfernung von vielleicht fünfzehn Schritten eben so wie er stehen blieb, um ihre Anwesenheit nicht zu verrathen.

»Das ist er,« dachte Königsau. »Warte,
Hallunke, Dich werde ich zu täuschen
wissen.«

*

Fortsetzung 13

Königsau schritt langsam weiter, rückwärts, ohne sich umzudrehen, und behielt die Gestalt fest im Auge, von der er deutlich bemerkte, daß sie ihm mit unhörbaren Schritten folge.

Margot war, sobald der Geliebte gegangen war, in die Loge des Portiers getreten und hatte dort schnell den Paletot angezogen, und den Hut aufgesetzt.

»Aber, Mademoiselle, wohin wollen Sie noch so spät?« fragte dieser verwundert.

»Nicht weit, nur um die Ecke,« antwortete sie.

»Aber allein und in den jetzigen Kriegszeiten! Erlauben Sie, daß ich Sie begleite.«

»Ich danke Ihnen! Ich muß allein gehen, ich will etwas beobachten.«

»Ah, ich verstehe!« meinte der Portier pfiffig. »Sie wollen sehen, wohin der Herr gehen wird, welcher Sie soeben verlassen hat.«

»Sie irren,« sagte sie in verweisendem Tone. »Es wird wohl keine anständige Dame einem Herrn nachlaufen, um zu spioniren. Lassen Sie mich so hinaus, daß die Thür kein Geräusch macht. Man darf weder hören noch sehen, daß ich auf die Straße trete.«

Er gehorchte ihr. Als sie sich draußen befand, blieb sie zunächst stehen, um zu lauschen. Königsau war erst kaum zwanzig Schritte entfernt, auch er war ja einige Augenblicke stehen geblieben, um seinen Mantel festzuziehen und die Pistole hervorzunehmen.

Ihr Auge durchforschte die Straße. Es war, als ob die Sorge ihrem Blicke doppelte Schärfe verleihe. Gerade gegenüber löste sich eine dunkle Gestalt vom Thorwege ab, huschte mit völlig unhörbaren Schritten

über die Straße herüber und schlich dem Geliebten nach.

Das war kein Anderer als der Capitän, ihr Bruder. Das Herz zog sich ihr zusammen; ob vor Angst um Königsau oder vor Scham darüber, den Bruder als Meuchelmörder erkennen zu müssen, sie konnte es sich wohl selbst nicht sagen.

Sie hatte aus Vorsorge keine Stiefel angezogen, sie trug dieselben Hausschuhe, welche sie in der Wohnung zu tragen pflegte. Diese waren weich, und darum konnten auch ihre Schritte nicht gehört werden. So folgte sie den Beiden durch die Straße und in die Nebenstraße hinein. Dort hörte sie, daß der Geliebte, den sie wohl hören aber nicht sehen konnte, stehen blieb, denn seine Schritte waren verhallt.

»Hat er etwas bemerkt?« fragte sie sich.
»Jetzt wird er vorsichtig sein!«

Einige Secunden später vernahm sie die Schritte wieder; sie hatten einen sehr

eigenthümlichen Klang, den sie sich im ersten Augenblicke nicht enträthseln konnte. Bald aber dachte sie:

»Ah, er ist listig! Er tritt erst mit der Sohle und dann mit den Absätzen auf: er geht rückwärts, um seinen Mann im Auge zu behalten. Jetzt bin ich fast beruhigt.«

Sie huschte weiter und erblickte bald den heimlichen Verfolger wieder, der alle seine Aufmerksamkeit so ausschließlich auf den Lieutenant richtete, daß er gar nicht bemerkte, daß er eine Person hinter sich habe, die ihn ebenso scharf beobachtete wie er jenen.

Margot hatte sich nicht getäuscht; es war ihr Bruder. Dieser hatte das Café bereits vor Mitternacht verlassen und sich dann an das Thor des gegenüberliegenden Hauses auf die Lauer gestellt. Er sah die Schatten der Personen, welche sich droben in der Wohnung seiner Mutter bewegten, sich an den Gardinen abzeichneten und dachte mit Grimm daran, daß sein Todfeind jetzt die

Liebkosungen der Schwester empfangen,
deren Verheirathung mit dem Baron de
Reillac ihn, den tief Verschuldeten, von
allen seinen quälenden und drückenden
Sorgen erlösen konnte.

»Es ist das letzte Mal, daß Du bei ihr bist!«
murmelte er. »Dieser Dolch soll dafür
sorgen, daß Du verschwindest und uns die
Bahn wieder freigeben muß.«

Er zog den Dolch aus der Tasche und setzte
die Spitze desselben prüfend an den Finger.

»Er ist spitz wie eine Nadel. In der Wunde
umgedreht und dann abgebrochen, bringt er
den unvermeidlichen Tod. Hätte ich den
Schurken doch bereits vor mir stehen!«

Aber er mußte sich gedulden, bis ihm die
Schatten sagten, daß Königsau jetzt
aufbrechen werde. Nach einiger Zeit sah er
ihn drüben aus dem Thore treten, welches
sich hinter ihm schloß.

»Es wird sich Dir nicht wieder öffnen! Aber die Pforte der Hölle möge Dir offen stehen!«

Er hätte diese Worte am Liebsten laut ausgerufen, um seinem ergrimmtten Herzen Luft zu machen; aber er mußte schweigen, um sich nicht zu verrathen. Wäre es Tag gewesen, so hätte man seine Augen blutgierig funkeln und seine Lippen sich zu jenem häßlichen Fletschen öffnen sehen, welches ihm im Falle des Zornes so eigenthümlich war.

Er legte die Hand fester um den Griff des Dolches und wollte bereits seinem Opfer folgen, aber bereits nach dem ersten Schritte blieb er überlegend wieder halten.

»Alle Teufel,« brummte er; »meine Stiefelsohlen knirschen! Dies würde mich unfehlbar verrathen. Daß ich auch nicht daran gedacht habe! Ich muß die Stiefel ausziehen. Aber sie mit mir tragen? Sie würden mich hindern. Soll ich sie hier im Thorwege stehen lassen? Es ist ja finster

hier. Aber nein. Es könnte Jemand aus- oder eingehen wollen und sie finden, und dies könnte mich verrathen. Bei solchen Gelegenheiten muß man vorsichtig sein. Ich werde sie doch mit mir nehmen. Trage ich sie in der linken Hand, so hat die Rechte genug Kraft und Spielraum, einen guten Stoß auszuführen.«

Er zog die Stiefel rasch aus, nahm sie in die Linke und huschte über die Straße hinüber, um dem Lieutenant zu folgen, von welchem er sich in solcher Entfernung hielt, daß er die Gestalt desselben trotz der Dunkelheit gerade noch zu erblicken vermochte.

In der Straße, welche er selbst bewohnte, wollte er den Ueberfall nicht ausführen, um allen Möglichkeiten im Voraus vorzubeugen.

»Ich werde ihn gerade in das Herz treffen,« sagte er sich. »Er wird niederstürzen, ohne einen Laut auszustoßen. Dann beraube ich ihn. Wenn ihm, sobald er gefunden wird, die Börse fehlt sammt der Uhr und den

Ringen, so wird man einen Raubmord annehmen und nicht denken, daß ein Act der Rache vorliegt.«

So hatte er die Hälfte der nächsten Straße passirt, als er bemerkte, daß Königsau stehen blieb. Sofort hielt auch er seine Schritte ein. Die Gier, mit welcher er an seine dunkle That dachte, ließ es gar nicht zu, den veränderten Ton von des Lieutenants Schritten zu bemerken, der doch Margot sogleich aufgefallen war. Er folgte ihm weiter und konnte dies scheinbar sicher, da zur damaligen Zeit die Straßenbeleuchtung in Paris sehr im Argen lag. Es brannte keine einzige Laterne.

Da, als die Straße bereits zu Ende war, schien es ihm an der Zeit zu sein. Er eilte rascher vorwärts, bis er den Lieutenant so weit erreicht hatte, daß die Entfernung zwischen ihnen höchstens noch vier Schritte betrug. Jetzt erhob er scharf den Blick, um den Stoß mit Sicherheit von hinten führen zu können, wäre aber fast erschrocken zurückgeprallt, denn er

bemerkte, daß Königsau rückwärts gegangen war und nun, das Gesicht ihm zugewendet, stehen blieb, um ihn zu empfangen.

»Wer da! Was wollen Sie?« fragte der Lieutenant mit lauter Stimme.

Die Bestürzung des Capitäns hatte nur einen Augenblick gedauert. Jetzt galt es, trotzdem der Feind vorbereitet war, das Werk zu vollbringen. Er hielt den Letztern für unbewaffnet und im Nachtheile bei einem etwaigen Ringen, und ebenso glaubte er, nicht erkannt zu werden, da es ja dunkel war. Uebrigens was lag daran? Wenn er ihn auch erkannte, ein Todter kann keinen Namen ausplaudern.

»Dich, Du Hund!«

Indem er diese Worte mit verstellter Stimme als Antwort rief, warf er sich mit erhobenem Dolche auf Königsau. Der Stoß fuhr hernieder; aber zum Schrecken des Angreifers gab er einen lauten, metallenen

Ton und fand einen festen Widerstand. Der Dolch glitt ab und fuhr in den Arm des Lieutenants. Dieser hielt mit der Linken den Angreifer beim Arme und rief:

»Töden will ich Dich nicht, aber sehen will ich, wer Du bist.«

Er drückte hart vor dem Gesichte des Meuchlers seine Pistole ab. Der Schuß blitzte auf und erleuchtete für einen Augenblick das Gesicht desselben hell.

»Ah, Capitän, ich dachte, daß Sie es seien. Fliehen Sie, sonst erhalten Sie meine zweite Kugel!«

Mit diesen Worten schleuderte er den von der Pistolenflamme halb Geblendeten weit von sich und schickte sich an, seinen Weg weiter fortzusetzen, als er sich von zwei Armen fest umschlossen fühlte. Bereits glaubte er, sich eines neuen Feindes erwehren zu müssen; da aber hörte er in ängstlichem Tone die Worte:

»Hugo, um Gotteswillen, hat er Dich getroffen?«

»Ah, Margot!« antwortete er überrascht.
»Wie kommst Du hierher? Was thust Du da auf der Straße?«

Sie schmiegte sich fest und innig an ihn und antwortete:

»Ich sah, daß er Dir nachschlich, und hatte so große Angst; ich mußte Euch folgen.«

»Du sahst es? So bist Du aus dem Hause getreten als ich fortging?«

»Ja. Er stand unter dem Thore gegenüber.«

»Du liebes, liebes, Du heldenhaftes Mädchen!« rief er, sie noch fester an sich drückend. »Was für ein herrliches Weib wirst Du mir sein! Aber weißt Du, wer es war?«

»Ja,« hauchte sie.

»Nun?«

»Der Capitän.«

Sie sagte nicht »der Bruder«; sie schämte sich, dieses Wort auszusprechen. Die Sorge um den Geliebten aber war noch nicht beruhigt, sie fragte zum zweiten Male dringend:

»Hat er Dich getroffen?«

»Nein, wie ich glaube. Aber hier stoße ich an Etwas. Was ist es?«

Er bückte sich nieder und fand die Stiefel, welche dem Capitän entfallen waren, als er von dem Lieutenant fortgeschleudert worden war.

»Ah, seine Stiefel!« lachte dieser. »Das ist spaßhaft; man wird sie ihm wiederschicken müssen. Aber komm, Kind! Die Leute sind durch meinen Schuß aufmerksam gemacht worden; man öffnet bereits die Fenster und die Thüren. Wir wollen gehen.«

Er nahm ihren Arm in den seinen, um sie zu führen; da aber fragte sie:

»Du willst wieder zu mir umkehren, Hugo?«

»Ja. Ich darf Dich doch unmöglich allein nach Hause gehen lassen!«

»O doch! Du darfst nicht mitkommen, denn er wird Dich erwarten und abermals anfallen.«

»Glaube das nicht,« antwortete er im Tone der Ueberzeugung; »er ist davongelaufen wie ein Hase. Und wenn er es ja wagte, mich abermals anzugreifen, so würde ich ihn niederschießen, obgleich er Dein Bruder ist. Komm, Geliebte, damit wir von den Leuten nicht gar noch belästigt werden. Ich müßte den Vorfall erzählen und mag doch nicht als Ankläger auftreten, da es sich um einen Menschen handelt, der Dein Verwandter ist, obgleich er es nicht werth ist, es zu sein.«

»Du Guter! Du willst ihm vergeben?«
fragte sie, indem sie zurückkehrten.

»Ja; aber ich werde ein Wort mit ihm
sprechen.«

»Thue es nicht; vermeide ihn! Er könnte
Dir abermals gefährlich werden!«

»Ich werde dafür sorgen, daß dies nicht
geschehen kann.«

Da auf den Schuß kein weiterer Lärm
erfolgte, so machten die Bewohner der
Straße ihre Fenster wieder zu. Es kam ja
jetzt sehr häufig vor, daß geschossen wurde,
und sie dachten, daß sich irgend ein
müssiger Mensch den Spaß gemacht habe,
die Ruhe der Schlafenden zu stören, indem
er sich die Mühe gab, ein wenig Pulver zu
verblitzen.

Königsau hatte den rechten Arm um die
Schultern der Geliebten gelegt und ihren
linken Arm um seine Taille gezogen. So
schritten sie neben einander wortlos hin.

Beide nur sich den Gefühlen hingebend, welche die überwundene Gefahr in ihnen hervorgebracht hatte. Da fühlte Margot etwas Warmes und Nasses an ihrem Halse. Sie blieb erschrocken stehen.

»Mein Gott, was ist das?« fragte sie. »Zeige Deinen Arm her, mein Hugo!«

Er that ihr den Willen. Sie untersuchte den Arm und sagte dann erschrocken:

»Gott, Du bist verwundet! Hier im Oberarme quillt aus einer Wunde Blut!«

Er hatte den Stich, welchen er erhalten hatte, bisher gar nicht gefühlt, jetzt aber kam ihm die Empfindung, daß er verletzt worden sei.

»Ist's möglich?« fragte er. »Ich habe es gar nicht bemerkt.«

»So komm, komm schnell nach Hause, damit wir die Wunde untersuchen,« sagte

sie voller Angst. »Gütiger Himmel, es wird doch nicht gefährlich sein!«

»Auf keinen Fall,« beruhigte er sie. »Die Klinge des Dolches ist von dem Panzer abgeglitten und hat mir den Arm ein Wenig gestreift; weiter ist es nichts.«

»Wie gut, daß Du den Panzer trugst; er hätte Dich sonst getödtet!«

Sie zog ihn mit sich fort, erfüllt von jener Angst, welche durch die Besorgniß der Liebe verdoppelt wird. Diese Besorgniß verdoppelte ihre Schritte so, daß er ihr kaum zu folgen vermochte. So erreichten sie sehr bald das Haus, in welchem sie wohnte. Dort gab sie dem Portier das Zeichen, zu öffnen.

Anstatt in seinem Zimmer an der Schnur zu ziehen, kam er persönlich. Dies benutzte sie, ihn zu fragen:

»Ist, seit ich fort bin, Jemand eingetreten?«

»Ja,« antwortete er zögernd.

»Wer war es?«

»O, Mademoiselle, ich soll es nicht sagen.«

»Wer hat es Ihnen verboten?«

»Er selbst.«

»Mein Bruder?«

»Ah! Sie wissen es also bereits! Nun, so bin ich also nicht indiscret, wenn ich es zugebe, daß er es gewesen ist.«

»Also doch! So ist er jetzt zu Hause?«

»Nein. Der Herr Capitän schien sehr große Eile zu haben.«

»So ist er wieder fort?«

»Ja. Als er kam, dachte ich, Sie wären es. Sie wissen, daß ich Sie gern persönlich bediene; darum ging ich heraus aus meiner Loge. Ich erkannte den Herrn Capitän.«

»Was sagte er?«

»Er gab mir fünf Francs und gebot mir, keinem Menschen zu sagen, daß er hier gewesen sei. Es mußte ihm ein kleines, eigenthümliches Abenteuer passirt sein.«

»In wiefern?«

»Nun, ich bemerkte zu meinem größten Erstaunen, daß er – daß – daß –«

»Nun, was? Bitte, sprechen Sie doch!«

»Ich weiß nicht, ob ich es sagen darf, Mademoiselle. Er hat es mir streng verboten.«

»Ich glaube doch, daß Sie mit mir, die ich seine Schwester bin, eine Ausnahme machen dürfen.«

»Ich glaube das allerdings selbst auch. Ich sah nämlich beim Scheine meines Lichtes, daß er keine Stiefel anhatte. Er kam in Strümpfen. Ich traute meinen Augen nicht, aber als er dann den Flur passirte und die

Treppe emporstieg, bemerkte ich, daß ich mich doch nicht geirrt hatte. Der Herr Capitän muß also ein kleines Abenteuer erlebt haben.«

»Möglich. Hat er sich lange in seiner Wohnung aufgehalten?«

»Nein, sondern nur eine Minute, gerade so lange, als man bedarf, um Stiefel anzuziehen.«

»Und dann?«

»Nun, dann kam er herab. Er trug jetzt Fußbekleidung, nickte mir zu, denn ich war noch nicht in meine Loge getreten, und verließ das Haus in größter Eile.«

»In welcher Richtung?«

»Rechts. Ich habe sehr genau darauf aufgemerkt, denn die Sache kam mir doch ein Wenig ungewöhnlich vor, so daß ich unwillkürlich horchte, wohin er ging. Ich hörte, daß er sich nach rechts wendete,

obgleich er sich Mühe gab, leise aufzutreten.«

»Ich danke und bitte Sie allerdings, das kleine Vorkommniß nicht zu erwähnen.«

»O, Mademoiselle, Sie kennen ja meine Ergebenheit,« versicherte der brave Mann.
»Wenn Sie es nicht gewesen wären, seine Schwester, so hätte ich gar nichts erwähnt. Ein Portier muß verschwiegen sein können. Sie dürfen sich gewiß auf mich verlassen!«

»Das hoffen wir,« sagte jetzt Königsau.
»Hier haben Sie noch eine Kleinigkeit!«

Er griff in die Tasche und gab dem Portier ein Goldstück. Als dieser das schimmernde Metall funkeln sah, machte er eine tiefe Verbeugung und sagte:

»Sie sind außerordentlich gütig, Monsieur. Eine solche Noblesse ist hier in diesem Hause selten. Sie können ganz und gar auf mich rechnen, meine Herrschaften!«

Er becomplimentirte sie mit ausgesuchtester Höflichkeit nach der Treppe. Er war im Stillen sehr überzeugt, daß diese beiden jungen Leute auch ein kleines Abenteuer erlebt hatten. Der deutsche Officier hatte ja erst vor Kurzem das Haus verlassen, und Mademoiselle Margot war ihm heimlich gefolgt. Als diese Beiden jetzt eben verschwunden waren, kehrte er in seine Loge zurück und betrachtete sich jetzt das Goldstück genau.

»Sapperlot!« murmelte er. »Ich glaubte, es seien zwanzig Franken, und nun sehe ich, daß ich gar ein Vierzigfrankstück erhalten habe. Das ist allerdings sehr nobel, außerordentlich nobel. Ein solches Geschenk macht man nicht des Portiers, sondern der Dame wegen, welche sich mit dabei befindet. Ich glaube, dieser deutsche Officier setzt bei Mademoiselle Margot die Eroberungen fort, welche seine Landsleute in Frankreich gemacht haben! Na, er ist ein feiner Mann, wie ich sehe, und sie ist eine ausgezeichnete Dame, sie passen

zusammen, obgleich ich sie lieber einem Franzosen gegönnt hätte.«

Er steckte das Goldstück in ein heimliches Kästchen, beliebäugelte es einige Augenblicke lang und fuhr dann in seinem Monologe fort:

»Er ging fort, und sie folgte ihm heimlich. Es ist da etwas Ungewöhnliches passirt, und ich halte es für sehr möglich, daß ihr Abenteuer mit demjenigen, welches der Capitän erlebt hat, zusammenhängt. Na, mich geht dies ja nichts weiter an!«

Er hatte glücklicher Weise nicht bemerkt, daß Königsau verwundet war, sonst wäre der Gang seiner Gedanken ein noch viel kühnerer gewesen.

Unterdessen standen die beiden Liebenden droben vor der Mutter, welcher Margot in fliehender Eile das entsetzliche Erlebniß erzählte.

»O mein Gott, ist dies möglich!« klagte die erschrockene Frau. »Mein Sohn ein Mörder, ein feiger Bravo, der Andere aus dem Hinterhalte überfällt. Es ist mir fast unmöglich, daran zu glauben. Aber, Kind, in welche Gefahr hast Du Dich dabei begeben!«

Margot war beschäftigt, Wasser herbeizuschaffen und Leinwandstücke zum Verbande zu suchen, doch hinderte sie diese eilige Beschäftigung nicht, an der Unterhaltung den lebhaftesten Antheil zu nehmen. Sie überhörte mit Absicht den liebevollen Vorwurf der Mutter und antwortete:

»Wie? Es wird Dir schwer, zu glauben, daß Albin es gewesen ist?«

Frau Richemonte antwortete mit Thränen des Schmerzes im Auge:

»Leider muß ich zugestehen, daß ich ihm eine solche Schändlichkeit zutraue. Wer an den Gliedern seiner eigenen Familie so

handelt wie er, der ist auch im Stande, einen Fremden, welcher seinen Plänen im Wege steht, hinweg zu räumen. Aber dennoch fällt es mir unendlich schwer, an die vorliegende Thatsache zu glauben.«

»So siehe seine Stiefel an; sie liegen hier.«

»Kind, können es nicht die Stiefel eines anderen Mannes sein?«

»Nein. Der Portier hat bemerkt, daß er in Strümpfen gekommen ist.«

»Vielleicht nur ein eigenthümlicher Zufall, obgleich ich mir nicht denken kann, auf welche Weise ein Capitän der Garde dazu kommen kann, in Strümpfen nach Hause gehen zu müssen.«

»So werde ich das Mädchen rufen. Sie hat seine Aufwartung übernommen und wird also seine Stiefel ganz genau kennen.«

»Nein, nein! Das Mädchen darf in diese Angelegenheit unmöglich eingeweiht

werden. Aber beeile Dich! Siehst Du nicht, daß Herr von Königsau mehr Blut verliert!«

»Mein Gott, ja! Ich mußte doch erst Wasser und Verbandzeug besorgen. Komm her, mein Guter! Mir ist so angst, daß Deine Wunde gefährlich ist. Wir legen jetzt nur den Nothverband an und werden dann gleich zum Arzte senden.«

Königsau antwortete mit beruhigendem Lächeln:

»Fürchte nichts, liebe Margot. Es handelt sich hier jedenfalls nur um einen kleinen Ritz oder Stich, welcher vollständig ungefährlich sein wird.«

»So lege schnell ab. Mama wird es gerne erlauben.«

Frau Richemonte zog sich zurück, da Königsau gezwungen war, sich theilweise seiner Kleidung zu entledigen. Er legte den Panzer und den Rock ab, dessen Aermel ebenso blutig war wie der Aermel des

Hemdes. An dem glatt polirten Panzer war die Stelle zu erkennen, welche von der Spitze des Dolches getroffen worden war. Ohne den ehernen Schutz wäre die Waffe vielleicht in das Herz gedrungen.

Margot streifte ihm den Aermel des Hemdes auf. Sie war todesbleich vor Besorgniß, aber ihre Hände zitterten nicht. Als ihr Auge die Wunde erblickte, stieß sie einen Ruf des Schreckens aus.

»Herr Gott! Wie groß und tief, das ist ja gefährlich!« rief sie.

»O nein, liebe Margot,« meinte Königsau. »Das sieht jetzt nur so schlimm aus, da Alles blutig ist. Nimm den Schwamm und reinige die Wunde, dann wirst Du sogleich sehen, daß Du Dich getäuscht hast.«

Sie folgte dieser Aufforderung. Wie schön war sie in ihrer Angst um den Geliebten! Wie leise und sanft war ihre Berührung. Er bekam hier eine Vorahnung des Glückes, welches er haben werde, wenn dieses

schöne, liebevolle Mädchen als geliebtes Weib einst ganz ihm gehören werde. Er blickte nicht auf seine Wunde, sondern nur auf sie, auf ihre erregungsblassen Wangen, ihren vor angstvoller Spannung leise geöffneten Mund, zwischen dessen Lippen ein köstlicher Schatz herrlicher Zähne hervorleuchtete, auf ihre dunklen Augen, aus denen bald ein Blick voll unendlicher Zärtlichkeit auf ihn leuchtete und bald das innigste Mitleid auf seinen blutüberströmten Arm niederschaute.

Endlich war die Wunde gereinigt und konnte genauer betrachtet werden.

»Sie ist nicht so groß wie ich dachte. Gott sei Dank!« hauchte Margot. »Aber tief. Nicht?«

»Nein,« antwortete er. »Die Spitze des Dolches ist am Panzer abgebrochen, und da der Stoß dadurch geschwächt wurde, so konnte die stumpfe Klinge nicht weit eindringen.«

»Aber warum blutest Du so sehr? Es ist doch nicht etwa eine Pulsader getroffen?«

»O, dann würde die Blutung noch eine ganz andere sein, liebes Kind. Das stumpfe Instrument hat natürlich eine weitere Wunde hervorgebracht, als wenn die Spitze sich noch daran befunden hätte. Es sind einige kleinere Aederchen zerrissen worden; das sieht schlimmer aus als es ist.«

»Aber durch diesen stumpfen Stich wird die Wunde viel schmerzhafter sein!«

»Ich bin Soldat!« sagte er einfach.

»Hugo, lieber Hugo, ich wollte, ich könnte den Schmerz auf mich nehmen!«

Er schlang den gesunden Arm um sie, zog sie an sich, blickte ihr tief, tief in die nassen Augen und fragte mit vibrierender Stimme:

»So lieb, so sehr lieb hast Du mich?«

»Unendlich!« hauchte sie, sich an ihn schmiegend.

»Wirklich?«

»Gewiß. Glaube es mir!«

Sie küßte ihn innig auf den Mund und machte sich dann mit allem Eifer daran, den Verband anzulegen. Zehnmal, hundertmal fragte sie nach seinen Schmerzen, und er hatte alle Mühe, die Sorge zu bekämpfen, welche sie um ihn fühlte. –

Unterdessen war der Capitän, nachdem er sich mit neuen Stiefeln versehen hatte, nach dem Kaffeehause geeilt, in welchem ihn der Baron de Reillac erwartete, um das Ergebniß des Ueberfalls zu vernehmen. Reillac hatte sich aus Vorsorge ein besonderes Zimmerchen geben lassen, um ungestört mit ihm reden zu können. Dort traf er ihn.

»Nun?«

In dieser einen Silbe, welche der Baron aussprach, lagen alle Fragen, die er hätte thun können. Seine Augen glühten wie die

Lichter einer Löwin, welche von dem zurückkehrenden Löwen erfahren will, ob er eine reiche Beute für sie gemacht habe.

»Wein!«

Dies war das eine Wort, welches Richemonte antwortete. Seine Züge waren in diesem Augenblicke eisig zu nennen. Man konnte nichts aus ihnen lesen.

»Ah,« sagte der Baron lauernd. »Diese Antwort gefällt mir. Wer so dringend nach Wein verlangt, der muß eine tüchtige Arbeit, eine dankbare Anstrengung hinter sich haben. Habe ich Recht oder nicht, lieber Capitän?«

»Ja, eine verfluchte Arbeit war es,« antwortete der Gefragte zweideutig.

Der Baron verstand ihn nicht; er glaubte, daß der Anschlag gelungen sei, und sagte:

»Nun, da sollen Sie Wein haben, vom allerbesten und so viel Sie trinken wollen.«

Er läutete und gab dem Kellner seine Bestellung. Bis dieser zurückkehrte, verhielten sich die Beiden sehr schweigend, aber als die Flaschen entkorkt waren und der dienstbare Geist sich entfernt hatte, griff Reillac zum Glase und sagte:

»Nun leeren Sie Ihr Glas, Capitän, und erzählen Sie!«

Der Angeredete stürzte sein Glas hinter, stampfte es grimmig auf den Tisch und begann:

»Sie sind ganz glücklich darüber, daß meine Arbeit eine dankbare gewesen ist?«

»Natürlich!«

»Wenn Sie sich nun aber doch irrten?«

»Wie meinen Sie das?«

»So wie Sie es hörten.«

»Ich sollte mich geirrt haben?«

»Ja.«

»Pah! Sie wollen mich ein Wenig auf die Folter spannen und dann mit der guten Nachricht überraschen. Aber mich täuschen Sie nicht. Ich schmeichle mir, Menschenkenner zu sein. So wie Sie hereintraten und so wie Sie hier sitzen, sieht nur ein Mann aus, der von gerade einer solchen Arbeit kommt, wie wir sie besprochen hatten.«

»Da mögen Sie Recht haben, obgleich es vielleicht größere Menschenkenner giebt, als Sie es sind. Ich komme allerdings direct von einer solchen Arbeit; ob sie aber gelungen ist, das muß man erst wissen.«

»Na, ich hoffe doch, daß Sie einen guten Stoß zu führen verstehen.«

»Ich denke es auch!« sagte der Capitän zornig.

»Na, also!« meinte sein Verbündeter im Tone der Befriedigung.

»Aber selbst der beste Stoß kann einmal daneben gehen!«

»Dann war es eben nicht der beste Stoß, sondern ein sehr schlechter.«

»So will ich mich anders ausdrücken:
Selbst der beste Stoß kann parirt werden
oder auf einen unverhofften Widerstand
stoßen.«

»Ich denke, Menschenfleisch ist kein
bedeutender Widerstand.«

»Nein, aber ein Panzer pflegt verdammt
hart zu sein.«

Der Baron machte eine Miene
unangenehmer Ueberraschung und sagte
sehr schnell:

»Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß der
Kerl einen Panzer getragen hat?«

»Gerade das und nichts Anderes will ich
sagen.«

»Donnerwetter! Königsau ist doch, wie ich denke, Husarenofficier, und nur Kürassiere pflegen sich mit Stahl zu umgürten!«

»Er trug dennoch Panzer.«

Der Baron sah dem Capitän eine Minute lang forschend in das Gesicht, machte dann eine wegwerfende Geberde und sagte in beinahe beleidigendem Tone:

»Ah, Sie haben einen Mißerfolg gehabt?«

»Leider!«

»Und wollen denselben beschönigen?«

»Fällt mir gar nicht ein!«

»O, doch fällt es Ihnen ein! Sie haben gar nicht gestoßen, oder vielleicht haben Sie ganz und gar auf das Unternehmen verzichtet. Sie sind zu feig gewesen, und um sich bei mir zu entschuldigen, sagen Sie, daß der Mann einen Panzer getragen habe!«

Die Augen des Capitäns blitzten zornig auf, und seine Lippen öffneten sich, um seine Zähne zu zeigen. Es war abermals jenes gefährliche, raubthierartige Fletschen, welches ihm bis in das späteste Alter eigen blieb. Er erhob sich langsam und drohend.

»Baron!«

Er sagte nur dies eine Wort, aber es lag in ihm ein Grimm, vor welchem selbst Reillac zurückschreckte. Er drückte sich fest an die Lehne seines Stuhles und fragte:

»Was beliebt?«

»Wenn Sie noch einmal von Feigheit sprechen, so beweise ich es an Ihrem eigenen »Menschenfleische«, daß wirklich nur ein Panzer im Stande ist, meinen Stoß aufzuhalten!«

»Donnerwetter, Sie drohen mir?«

»Ja,« sagte der Capitän einfach, indem er sich wieder niedersetzte.

»Das verbitte ich mir!«

»Pah! Dieses Verbitten hilft Ihnen nicht das Mindeste, wenn Sie fortfahren, mich in dieser impertinenten Weise zu beleidigen.«

»Aber Sie wollen mir doch nicht glauben machen, daß Königsau wirklich einen Panzer getragen habe?«

»Glauben Sie es oder nicht! Ich mache mir den Teufel daraus,« sagte der Capitän.

»Aber wie sollte er denn auf diesen Gedanken gekommen sein! Das ist mir unbegreiflich.«

»Mir ebenso.«

»Sollte er geahnt oder gar vermuthet haben, daß er etwas zu befürchten hat?«

»Vielleicht. Fragen Sie ihn.«

»Oder tragen diese deutschen Officiere während der Feldzüge einen Panzer unter ihrem Waffenrocke, um während des

Gefechtes gegen Hieb und Stich gesichert zu sein?«

»Dummheit! Diesen Gedanken kann nur Einer haben, der nicht Militär ist.«

»In wiefern?«

»Der Soldat darf nur die vorgeschriebenen Sachen und Waffen tragen.«

»Ah, wirklich?«

»Ja. Uebrigens würde man einen Beweis großer Feigheit darin sehen, wenn ein Husar den Stahl eines Kürassiers anlegen wollte. Es wäre ganz um seine Ehre geschehen.«

»In der That? Das habe ich wirklich nicht gewußt.«

»Und sodann giebt es einen sehr naheliegenden Gedanken, auf welchen Sie aber allerdings nicht gekommen sind, ein Beweis, daß es mit Ihrer Menschenkenntniß nicht weit her ist.«

»Sie werden spitz, Capitän! Das verbitte ich mir! Welchen Gedanken meinen Sie?«

»Selbst wenn es einem Husaren erlaubt wäre, die Eisenweste zu tragen, so ist der Krieg jetzt doch beendet, wie Sie wissen. Wie kommt dieser verdammte Kerl darauf, mitten im Frieden, und zwar gerade heute, einen solchen Schutz anzulegen?«

»Allerdings unbegreiflich. Sollte er so scharfsinnig sein? Er ist doch ein Deutscher!«

»Sie sprechen den Deutschen also die Fähigkeit, scharfsinnig zu sein, ab?«

»Vollständig!«

»Da bedaure ich Sie!«

»Ah, wie kann ein Barbar Scharfsinn besitzen?«

»Gehen Sie zu den Indianern und zu anderen uncivilisirten Leuten. Diese

werden Ihnen Beweise eines Scharfsinnes geben, der Ihr größtes Erstaunen erregt.«

»Hm, das ist wahr.«

»Und zudem sind die Deutschen vielleicht gar nicht so große Barbaren, wie wir denken.«

»Verlaufen wir uns nicht in allgemeine Betrachtungen; das kann uns hier ganz und gar keinen Nutzen bringen; bleiben wir vielmehr bei unserem Gegenstande! Also Sie sagen wirklich, daß Sie Fiasco gemacht haben, und daß Königsau Ihnen entkommen ist?«

»Ja.«

»Alle Teufel! Und nur des Panzers wegen, den er getragen hat?«

»Nur aus diesem Grunde,« nickte der Capitän ergrimmt.

»Erzählen Sie!«

»Er war, ganz wie wir vermuthet hatten, bei meiner Schwester und ging sehr spät fort.«

»Sie lauerten ihn ab?«

»Ja.«

»Welche Waffe hatten Sie?«

»Meinen gläsernen, venetianischen Dolch.«

»So ein Stilet ist ein fürchterliches Ding.
Wann ging er?«

»Es war bereits Mitternacht. Ich folgte ihm auf dem Fuße.«

»Trafen Sie noch in der Rue d'Ange auf ihn?«

»Nein, ich wollte dies vermeiden. Erst am Ende der nächsten Straße ereilte ich ihn. Aber denken Sie sich mein Erstaunen, als ich bemerkte, daß er rückwärts ging.«

»Rückwärts? Auf Sie zu?«

»Nein. Er ging seinen Weg fort, aber mit dem Gesicht nach rückwärts gewendet.«

»Alle Wetter! Höchst eigenthümlich! Höchst sonderbar!«

»Ja; er hatte mich erwartet.«

»So hat er Sie kommen gehört und sich zur Vertheidigung vorbereitet.«

»Er konnte mich nicht kommen hören, denn ich hatte mich meiner Stiefel entledigt.«

»Sie gingen in Strümpfen?«

»Ja.«

»So ist der Anschlag verrathen gewesen!«

»Fast möchte ich dies glauben. Aber wer soll ihn verrathen haben? Ich natürlich nicht!«

»Und ich noch weniger. Ich habe gegen keinen Menschen eine Aeüßerung gethan,

welche nur im Geringsten auf unser Vorhaben Bezug gehabt hätte.«

»Ich auch nicht.«

»So ist es unbegreiflich, ja geradezu ein Wunder, daß er unsere Absicht errathen hat. Sie müßten, als Sie ihn mit dem Marschall bei Ihrer Mutter sahen, eine Drohung ausgestoßen haben, in Folge deren er auf unsere Fährte gekommen ist?«

»Ist mir nicht eingefallen! Uebrigens wissen Sie ja selbst, daß, als ich ihn sah und sprach, von dem Anschläge gegen ihn noch gar keine Rede war. Wir haben uns ja erst besprochen, als ich von ihm nach meiner Wohnung zurückgekehrt war, in welcher Sie mich erwarteten.«

»Dann ist die Sache nur um so undurchdringlicher. Aber erzählen Sie weiter. Also er stand bereit, Sie zu empfangen. Sie bemerkten, daß er einen Panzer trug, und verzichteten in Folge

dessen jedenfalls sofort auf den geplanten Angriff?«

»Das fiel mir nicht ein! Es wäre jedenfalls gut gewesen, wenn ich verzichtet hätte, denn dann wäre er jedenfalls über meine Absicht im Unklaren geblieben. Uebrigens habe ich den Panzer nicht bemerkt, da es ja dunkel war. Er rief mich an, und ich warf mich trotzdem auf ihn. Ich stieß mit aller Kraft nach seinem Herzen. Ich hätte es sicherlich getroffen; aber der Dolch glitt ab, und die Spitze brach. Erst daran merkte ich, daß er den Panzer trug.«

»Der Teufel soll ihn holen! Aber gab es denn keine andere Stelle seines Körpers, an welcher ihm ein tödtlicher Stoß beizubringen war, zum Beispiel der Hals?«

»Pah! Dazu kam ich nicht. Wir geriethen mit einander in einen Ringkampf. Er hielt meinen Arm fest, und zudem kam eine Person hinzu, deren Gegenwart ich am allerwenigsten vermuthet hätte.«

»Wer?«

»Rathen Sie!«

»Ich bin nicht allwissend. Wer war es?«

»Hören Sie, und staunen Sie: Es war –
meine Schwester.«

Der Baron fuhr überrascht empor.

»Unmöglich!« rief er.

»Haben Sie doch die Güte, zu ihr zu gehen,
um sich bei ihr zu erkundigen, ob es wahr
ist!«

»Aber wie kommt die dazu, ihm
nachzulaufen?«

»Das weiß der Teufel!«

»Es ist kein Zweifel. Sie haben Beide
geahnt, daß er sich in Gefahr befindet.
Margot ist ihm heimlich gefolgt, weil sie
Besorgniß um ihn gefühlt hat.«

»Nur auf diese Weise läßt es sich erklären.«

»Also diesem deutschen Laffen läuft sie nach!« meinte der Baron zornig. »Ich aber werde mit Verachtung abgewiesen. Ah, ich werde ihnen einen Sallat einschneiden, den sie schlecht verdauen sollen! Wie ging es weiter?«

»Ich mußte natürlich fliehen, um nicht erkannt zu werden. Hätte ich den Kampf fortgesetzt, so wäre ich vielleicht gar ergriffen worden, da man bereits Thüren und Fenster öffnete.«

»Sie meinen also, daß Sie nicht erkannt worden sind?«

»Dort noch nicht.«

»Ah, das ist noch gut!«

»Aber später jedenfalls.«

»Ah, warum?«

»Ich hatte die Stiefel ausgezogen und trug sie bei mir. Während des Kampfes entfielen sie mir. Sie haben sie gefunden, und Margot wird sofort sehen, das es die meinigen sind.«

»Welch eine Unvorsichtigkeit! Konnten Sie Ihre Drecktreter denn nicht irgendwo verstecken?«

»Daß man sie unterdessen fand! Nein. Wäre der Panzer nicht, so hätte Alles die gewünschte Wendung genommen; so aber hat sich Alles nur auf das Schlimmste zugespitzt.«

»Aber ich sehe doch, daß Sie Stiefel anhaben!«

»Glauben Sie etwa, daß ich in Strümpfen oder gar barfuß hierher kommen konnte?«

»Woher haben Sie die Stiefel erhalten?«

»Es sind die Meinigen. Ich rannte sofort nach Hause, um ein anderes Paar

anzuziehen.«

»Unbemerkt?«

»Hm! Dieser verdammte Portier öffnete persönlich. Ich glaube, er hat bemerkt, daß ich in Strümpfen war. Aber ich habe ihm befohlen, nichts zu erzählen.«

Der Baron lachte höhnisch auf.

»Das war klug von Ihnen,« sagte er, »ganz außerordentlich klug, denn nun wird er es erst recht erzählen.«

»Das Trinkgeld, welches ich ihm gab, wird ihm den Mund verschließen.«

»Ah! Wie viel gaben Sie?«

»Volle fünf Franken.«

»Volle fünf Franken!« rief der Baron mit travestirtem Erstaunen. »Donnerwetter, ist das eine Summe! Na, Capitän, lassen Sie sich entweder auslachen oder bedauern! Aber der Fehler ist einmal gemacht; er läßt

sich nicht ändern. Hat der Portier gesehen, daß Sie das Haus wieder verlassen haben?«

»Ja.«

»So wird er Ihrer Schwester, sobald sie zurückkehrte, Alles erzählt haben. Was gedenken Sie zu thun, wenn Sie morgen gefragt werden?«

»Von wem?«

»Von Mutter und Schwester, von Königsau selbst, von irgendwem, vielleicht sogar von der Criminalpolizei, vom Richter.«

»Ich werde ihnen geradezu ins Gesicht lachen.«

»Gut! Man wird Ihnen nichts anhaben können, denn ich werde Ihr Alibi beweisen, Sie sind während der betreffenden Zeit bei mir gewesen.«

»Aber, wenn Sie schwören müssen, Baron?«

»So werde ich natürlich schwören. Wir sind Verbündete und müssen uns einander unterstützen. Ich werde Sie auf keinen Fall sitzen lassen; das ist aber auch Alles, worauf Sie nun von meiner Seite aus rechnen können.«

Der Capitän verstand ihn gar wohl, ließ sich dies jedoch nicht merken. Er füllte sich sein Glas, trank es bis zur Neige aus und fragte dann scheinbar gelassen:

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Daß wir zu Ende sind.«

»Ah, inwiefern?«

»Sie haben Ihre Aufgabe nicht gelöst und sich in eine fatale Lage gebracht. Ich werde Ihnen behilflich sein, aus dieser Lage zu kommen; weiter aber kann ich nichts für Sie thun. Ich bin gezwungen, Ihnen morgen Ihre Accepte zu präsentiren.«

»Unsinn!«

»Warum Unsinn? Es giebt nur ein Mittel, diesen Deutschen los zu werden; das ist sein Tod. Sie haben das nicht fertig gebracht und werden es auch nicht fertig bringen.«

»Wer sagt das?«

»Ich, denn ich kenne Sie. Uebrigens ist er jetzt gewarnt. Ja, wenn noch heute Etwas geschehen könnte! Aber er wird sich nun zu Hause befinden.«

»Das bezweifle ich sehr.«

»Wieso?«

»Sie wollen Menschenkenner sein? Gestatten Sie, daß ich nicht daran glaube! Mein Dolch ist zwar von der Brust abgeglitten, ihm aber tief in den Arm gefahren; ich habe das ganz genau gefühlt. Glauben Sie, daß meine Schwester ihn gehen lassen wird? Sie hat ihn ganz sicher mit zu sich zurückgenommen, um ihn zu verbinden.«

»Hm, das ist nicht schwer zu glauben!
Wenn man nur erfahren könnte, ob er sich
dort befindet!«

»Wie ich Margot kenne, so garantire ich,
daß er sich dort befindet. Ich behaupte es.«

»Und wann wird er gehen?«

»Jedenfalls nicht sogleich.«

»Hm!« brummte der Baron nachdenklich,
indem er vor sich hinblickte.

»Was meinen Sie?«

»Ich habe da einen Gedanken.«

»Welchen?«

»Ist diese Thür wirklich gut geschlossen, so
daß uns Niemand hören kann?«

»Gewiß.«

Da legte sich der Baron über den Tisch
hinüber und fragte mit lauerndem Blicke:

»Wollen Sie den Kerl so entkommen lassen?«

»Fällt mir nicht ein!« antwortete der Capitän finster. »Nun muß er erst recht daran glauben. Es ist mir jetzt ganz unmöglich, meine Rechnung zu zerreißen.«

»Aber er wird sich von jetzt an doppelt vorsehen.«

»Ist mir gleich.«

»Er wird Sie morgen vielleicht anzeigen!«

»Er mag es thun.«

»Er wird vielleicht Paris verlassen und uns entkommen!«

»Das geht nicht so schnell.«

»O, man spricht von dem baldigen Abzug der Deutschen!«

»So muß ich um so schneller handeln.«

»Gut! Aber wann?«

»Uebermorgen, morgen, wenn es paßt. Ich werde es mir überlegen.«

»Uebermorgen? Morgen? Ueberlegen? Sind Sie klug oder nicht, Capitän?«

»Was wollen Sie?«

»Morgen und übermorgen ist es bereits zu spät. Wissen Sie, wann gehandelt werden muß?«

»Nun?«

»Bereits heute.«

»Alle Teufel, Sie haben es nothwendig!«

»Weil dies das Klügste und Beste ist.«

»Aber wissen Sie, was dazu gehört?«

»Nichts als ein klein wenig Entschlossenheit.«

»Die ist da. Aber wer schafft mir die passenden Umstände, ohne welche es nicht geht?«

»Ich.«

»Sie?« fragte der Capitän erstaunt.

»Ja, ich,« antwortete dieser.

»Erklären Sie sich deutlicher!«

»Nun, die Sache ist sehr einfach. Stirbt der Kerl noch heute, so kann er nicht gegen Sie auftreten; ich zerreiße Ihre Wechsel und bekomme Margot zur Frau.«

»Aber der Panzer!«

»Wir geben ihm eine Kugel.«

»Es fragt sich, ob sie den Panzer durchbricht.«

»Ich meine, in den Kopf.«

»Das macht Lärm.«

»Wir stellen uns natürlich nicht hin!«

»Sie sagen »wir«. Sie meinen also sich selbst mit?«

»Ja. Ich muß Margot partout haben. Ich weiß nicht wie das kommt, aber ich bin bei Gott in dieses Mädchen so vernarrt, daß ich Alles hingeben würde, es zu besitzen. Ich sehe ein, daß es für Sie allein schwierig ist, diesem Deutschen entgegenzutreten, und werde Sie unterstützen.«

»Das heißt, Sie wollen mich begleiten?«

»Ja.«

Der Capitän sah Ihn erstaunt an. Endlich glaubte er zu errathen, welchen Grund der Baron habe, sich persönlich an dieser gefährlichen Affaire zu betheiligen. Er sagte daher:

»Ah, Sie gehen so als eine Art Aufseher mit?«

»Ha!« brummte der Gefragte, ohne eine weitere Antwort zu geben.

»Um sich zu überzeugen, ob ich ein Feigling bin oder nicht?«

Richemonte hatte das Richtige errathen. Aber Reillac wollte ihn nicht auf's Neue erzürnen; daher antwortete er:

»Unsinn! Jemandem eine Kugel durch den Kopf zu treiben ist leichter, als mit dem Dolche in der Faust mit ihm kämpfen, wie Sie es ja bereits gethan haben.«

»Das meine ich auch,« sagte der Capitain befriedigt.

»Ich bin überzeugt, daß Sie keinen Fehlschuß thun werden. Wenn ich erkläre, mich persönlich zu betheiligen, so ist das nicht Mißtrauen, sondern es hat andere Gründe.«

»Welche?«

»Es kann Einer dem Anderen beistehen, wenn irgend ein unvorhergesehener Fall eintreten sollte. Sodann ist es diese Nacht sehr finster. Man muß sich vor dem Schusse überzeugen, ob man auch auf den Richtigen zielt.«

»Sie meinen, man muß ihn ansehen?«

»Ja.«

Der Capitän lachte.

»Das ist allerdings eine sehr ungewöhnliche Ansicht,« sagte er. »Wir ersuchen jeden Vorübergehenden, stehen zu bleiben, um sich ansehen zu lassen, und machen also alle Leute auf uns aufmerksam. Und wenn der Richtige kommt, blicken wir auch ihm an die Nase, so daß er Zeit behält, unsere Absicht zu errathen, sich zur Wehr zu stellen und zu entkommen.«

»Sie nehmen die Sache allerdings zu hölzern, Capitain!«

»Wie soll ich es sonst nehmen, daß Sie sich den Mann erst genau ansehen wollen?«

»Ansehen? Hm!« lächelte Reillac überlegen. »Ich meine sogar, daß wir ihn vorher erst anleuchten werden.«

»Sind Sie toll?«

»Wenigstens nicht ganz. Ich habe zu Hause ein allerliebstes, kleines Blendlaterlnchen.«

»Das wollen wir holen?«

»Ja. Ferner habe ich ein Paar ausgezeichnete Doppelpistolen. Wir brauchen sie nicht alle zwei. Eine wird genügen,« meinte Reillac voll Zuversicht.

*

Fortsetzung 14

Richemonte theilte die Zuversicht Reillac's, und antwortete daher beruhigt:

»Das ist allerdings angenehm. Ich möchte nicht gern abermals nach Hause gehen, was doch geschehen müßte, wenn ich mich meiner eigenen Pistole bedienen wollte.«

»Sehen Sie, daß ich nicht ganz toll bin! Also wir müssen sicher gehen. Passanten giebt es nicht viele; wir werden also nicht auffallen. Uebrigens werden wir es jedem Kommenden am Schritt anhören, ob er ein Officier ist oder nicht. Ferner wissen wir nicht, welchen Weg Königsau einschlagen wird, wenn er heimkehrt. Wir werden ihn also vor seiner Wohnung erwarten müssen. Auf diese Weise läuft er uns ganz sicher in die Hände, ohne daß wir einem Anderen lästig fallen.«

»Aber das Anleuchten —?«

»Habe ich nur so gemeint, daß wir ihm, wenn er kommt, das Licht der Blendlaterne für einen Augenblick in das Gesicht fallen lassen. So überzeugen wir uns, daß er es wirklich ist, und zugleich erhalten Sie dabei ein sicheres Ziel. Sie nehmen die Pistole und ich die Laterne. Während ich ihn beleuchte, schießen Sie.«

»Hm, das ist wirklich nicht übel ausgedacht! Aber wenn er uns erkennt?«

»Wir werden im Dunkeln bleiben, und zudem wird er von dem plötzlichen Lichte so geblendet sein, daß er gar nichts erkennen kann. Uebrigens würde er auf keinen Fall Etwas verrathen können, da er ja bereits im nächsten Augenblicke eine Leiche sein wird.«

Der Capitän überlegte noch. Die Sache kam ihm zu rasch. Der verunglückte Anschlag war kaum vorbei, so sah er sich auch bereits vor eine Wiederholung gestellt.

»Und wenn es gelingt, was thun wir?«

»Wir entfernen uns natürlich!« lachte der Baron.

»Wohin?«

»Nach meiner Wohnung. Das giebt ein Alibi.«

»Das bezweifle ich. Ihre Leute werden natürlich unser Kommen bemerken; man wird also wissen, daß wir nicht dagewesen sind.«

»Ich bedaure Sie, Capitän. Ich bin nicht so unbefangen, wie Sie es zu sein scheinen. Meine Leute glauben mich in meiner Bibliothek. Dort brennt ein Licht, und Niemand hat Zutritt, nicht einmal mein Kammerdiener, auf den ich mich verlassen könnte.«

»Ah, so haben Sie einen geheimen Ausgang?«

»Natürlich!«

»O, Sie sind schlau, Baron!«

»Was wollen Sie! In diesen Zeiten weiß man nie, was passiren kann. Uebrigens hat man ja auch sonst seine kleinen Verhältnisse und Abenteuer. Da ist es stets gut, wenn die Dienerschaft mit gutem Gewissen beschwören kann, daß man zu Hause gewesen ist. Ich hoffe, daß Sie meinen Vorschlag annehmen!«

»Hm! Sie werden die Wechsel dann wirklich zerreißen?«

»Ja, auf Ehre!«

»Und mir nach der Verlobung die versprochene Summe ganz gewiß auszahlen?«

»Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.«

»Gut, so stimme ich bei, Baron. Hier meine Hand!«

»Und hier die meinige. Topp!«

Sie schlugen ein, und über das Haupt Königsau's war also abermals der Stab

gebrochen.

»Da haben wir aber keine Zeit zu verlieren, Capitän!« meinte dann Reillac.

»Ja, wir müssen eilen. Ich mache einen Vorschlag.«

»Welchen?«

»Sie gehen nach Hause, um die Blendlaterne und die Pistolen zu holen — —
—«

»Und Sie?«

»Ich gehe nach der Rue d'Ange, um an dem Schatten, den man an den Gardinen sieht, zu erkennen, ob er noch da ist.«

»Ah, richtig; das ist gut! Und wo treffen wir uns?«

»Unter dem Thore, gegenüber von Königsau.«

»Gut. Wie lange bringen Sie zu?«

»Fünf Minuten.«

»Und ich zehn. Klingeln Sie dem Kellner.
Ich werde bezahlen.«

Der Capitän klingelte, und der Baron bezahlte; dann verließen sie das Local. Draußen trennten sie sich, indem der Capitän nach links und der Baron nach rechts gehen mußte.

Richemonte hatte gar nicht weit bis zur Rue d'Ange, was zu Deutsch »Engelsstraße« bezeichnet. Sie war finster und leer. Es war bereits spät, und so sah er nur noch einige Fenster erleuchtet. Auch die Wohnung seiner Mutter zeigte Licht. Es huschten weibliche Schatten hin und her, und nach einiger Zeit bemerkte er auch einen männlichen Schatten, welcher sich deutlich an der Gardine abzeichnete.

»Das ist er,« murmelte er. »Gut, daß er noch da ist. Dieses Mal soll er mir nicht entgehen!«

Er wendete sich um und begab sich nach dem Stelldichein.

Der Baron hatte auch keinen sehr weiten Weg zurückzulegen. Er erreichte seine Wohnung sehr bald, trat aber nicht ein, sondern begab sich in ein enges, finsternes Seitengäßchen. An dasselbe stieß die Mauer seines Gartens, in welcher es ein Pförtchen gab. Er öffnete dasselbe mit einem Schlüssel, welchen er bei sich führte, und trat in den Garten und von da in den Hof, welcher das Haus von dem Letzteren trennte.

Hier gab es eine Veranda, welche auf vier Säulen ruhte. Von einer dieser Säulen zur anderen waren Latten gezogen, an denen sich Schlingpflanzen emporrankten. Diese Latten waren wohl befestigt und vermochten ganz gut, einen nicht gar zu schweren Mann zu tragen.

Der Baron kletterte an ihnen empor. Als er sich oben auf der Veranda befand, stand er grad vor einem Fenster des ersten

Stockwerkes. Es war von Innen
verschlossen, und er klopfte leise an eine
Scheibe. Nach kaum einer Minute öffnete
es sich.

»Wer ist da?« fragte eine leise, männliche
Stimme.

»Ich,« antwortete Reillac.

»Der gnädige Herr?«

»Ja. Bist Du denn heute blind, Pierre?«

»Verzeihung, Herr Baron! Es ist heut so
finster, daß man nicht zu sehen vermag.«

»Tritt weg; ich komme hinein.«

»Soll ich Licht anbrennen?«

»Nein. Wir gehen nach der Bibliothek.«

Er stieg durch das Fenster in das Zimmer
und begab sich von da aus mit dem Diener
nach der Bibliothek, welche erleuchtet war
und ganz dem Lesezimmer eines Mannes

glich, welcher eine Bibliothek nur besitzt, um mit dem Goldschnitte der Bücher zu prunken.

Man sieht, daß der Baron gar nicht so unbemerkt in seine Wohnung kam, wie er dem Capitän glauben gemacht hatte. Der Kammerdiener war sein Vertrauter, auf den er glaubte, sich in allen Fällen getrost verlassen zu können.

Pierre trug graue Livrée, Sammetgamaschen und ein weißes Halstuch. Er war von ebenso hagerer, langer Gestalt wie sein Herr, und hatte ein Gesicht, in welchem sich alle Lüste und Listen sehr deutlich aussprachen. Dieser Mann war jedenfalls in allen gestatteten und verbotenen Genüssen geübt, und besaß in seinem spitzigen Fuchskopfe die nöthige Schlaueheit, mit der gesellschaftlichen Ordnung ganz freundschaftlich zu verkommen, obgleich er der ärgste ihrer Feinde war.

»Der gnädige Herr kehren heut sehr früh nach Hause zurück,« meinte er.

»Ich gehe wieder.«

»Ah, der Herr Baron kommen nur, um einiges Geld zu holen?«

»Nein.«

»Ich dachte, der Capitän hätte nach vollbrachtem Tagewerke — — —«

»Sofort seinen Lohn verlangt?« lachte der Baron. »Nein, er hat seine Arbeit sehr schlecht gethan, so schlecht, daß sie ganz und gar mißlungen ist.«

»Esel!«

Es war eigenthümlich, welchen Ausdruck der Diener in dieses Wort zu bringen vermochte. Verachtung, Stolz, Selbstbewußtsein, demüthigendes Mitleid, Alles das lag darin. Es klang deutlich heraus, daß er es besser gethan hätte als der Capitän. Uebrigens verkehrte Pierre mit

seinem Herrn zwar höflich und ergeben,
aber doch in jener dienstfertig vertraulichen
Weise, welche sich gewöhnlich bei älteren
Dienern einwurzelt, welche sich in die
Geheimnisse ihrer Herrschaft
einzuschleichen gewußt haben.

»Ja, ein Esel ist er,« meinte der Baron.

»Ein Stich, ein einziger Stich! Wie leicht,
gnädiger Herr!«

»Ja. Aber eine Entschuldigung giebt es
doch.«

»Keine!«

»O doch. Der Deutsche hatte einen
stählernen Harnisch angelegt.«

»Donnerwetter!«

»Ja. Der Dolch ging nicht hindurch.«

»So muß man schießen!«

»Allerdings. Wo sind meine Pistolen?«

»Dort im Secretair. Sie wollen doch nicht –
–?«

»Freilich will ich!«

»Selbst – – –?«

»Ja,« nickte der Baron stolz.

»Kann denn der Capitän nicht allein – – –?«

»Nein. Er braucht Einen, der ihn anfeuert.
Sind sie geladen?«

»Nein.«

»Lade eine, aber sorgfältig!«

»Aber, gnädiger Herr, die Gefahr – – –!«

»Pah, es ist keine Gefahr dabei. Es wird so
arrangirt, daß wir sicher sind.«

»Gewiß?« fragte Pierre im Tone der
Besorgniß.

»Ja, habe keine Angst um mich, Alter.
Nöthigenfalls haben wir unser Alibi.«

»Sie sind ja den ganzen Abend zu Hause
gewesen und von mir bedient worden. Aber
der Capitän; wie steht es mit seinem
Alibi?«

»Er war bei mir.«

»Schön!«

Mit diesen Worten öffnete Pierre den
Secretair, nahm den Pistolenkasten hervor
und begann, eine der Waffen zu laden.

»Hast Du das kleine Laternchen?« fragte
sein Herr.

»Auch im Secretair.«

»Setze es in Stand.«

»Das ist gut, gnädiger Herr. Man weiß
nicht — —«

Er schien sich darin zu gefallen, in nur halb ausgesprochenen Sätzen zu reden. Uebrigens war die Angelegenheit ja eine solche, über die man sich nicht gern vollständig ausspricht.

»Das Fenster lehnst Du dann nur an, schließt es aber nicht zu,« befahl Reillac.

»Ah, warum, gnädiger Herr?«

»Es ist möglich, daß der Capitän mitkommt. Er darf nicht wissen, daß ich Dich mit in das Vertrauen gezogen habe. Machen Sie schnell. Ich habe nur sehr wenig Zeit!«

Die Pistole war geladen; jetzt wurde die Laterne hervorgenommen.

»Wenn es nur gut abläuft!« meinte der Diener dabei.

»Wie soll es anders ablaufen!«

»O, oft hat in solchen Sachen der Teufel sein Spiel!«

»Na, hier werden jedenfalls wir selbst die Teufel sein,« lachte der Baron.

»Und dennoch – —! Gnädiger Herr, ich liebe die Deutschen nicht; ich gönne diesem Königsau lieber zehn Kugeln anstatt einer; ich an Ihrer Stelle aber würde diese Angelegenheit denn doch auf eine andere Weise zu ordnen suchen.«

»Auf eine andere? Hm! Auf welche?« fragte der Baron neugierig.

Der Diener spitzte den Mund wie ein Faun, küßte sich die Fingerspitzen und antwortete:

»Auf eine sehr, sehr interessante Weise.«

»Ach, ich kenne Deine Pantomimen, weiß aber dennoch nicht, was Du meinst. Heraus damit!«

»Hm! Ich setze den Fall, Mademoiselle Margot besaß meine Liebe und versagte mir

ihre Gegenliebe, so würde sie doch auf die leichteste Weise der Welt meine Frau.«

»Ach! Laß mich doch diese Weise kennen lernen!«

»Ich behaupte sogar, daß sie mich bitten würde, ihr Mann zu werden.«

»Pierre, Du bist nicht gescheidt!«

»Aber auch nicht dumm, wie ich zu meinem Ruhme selbst gestehen muß.«

»So sage, wie Du Sie zwingen willst!«

»Ich würde sie zu mir einladen.«

»Und sie kommt auch?«

»Sie kommt sogar in mein Schlafgemach, gnädiger Herr!«

Sein Gesicht nahm jetzt einen so lüsternen Ausdruck an, daß sein Herr lachen mußte.

»Du irrst, alter Schelm!« sagte er.

»Ich bin es vielmehr überzeugt.«

»So sprichst Du sehr im Delirium!«

»O, ich bin sehr bei Sinnen.«

»Da kennst Du diese Margot nicht!«

»Ich brauche sie nicht zu kennen. Es kommt ganz allein auf die Art und Weise an, in welcher sie meine Einladung erhält.«

Jetzt wurde der Baron doch aufmerksamer. Er merkte, daß der Kammerdiener irgend einen Plan hatte; darum fragte er:

»Wie würde Deine Art und Weise sein?«

»Hm!« brummte der Gefragte nachdenklich. »Je nach den Umständen. Hat Mademoiselle ihren Verlobten bereits einmal in seiner Wohnung besucht?«

»Ich glaube es nicht.«

»Erzählten mir der gnädige Herr nicht, daß Blücher den Freiersmann gemacht habe?«

»Ja.«

»So steht dieser Königsau bei dem Marschalle gut?«

»Höchst wahrscheinlich.«

»So, daß dieser ihn auch einmal einladen könnte, mit ihm zu speisen?«

»Gewiß, Blücher soll in dieser Beziehung ja ganz und gar wenig penibel sein.«

»Gut, gut, da hätten wir ja gleich einen Modus!«

»Erkläre Dich deutlicher!«

»Nun wohlan! Es kommt ein Ordonnanzofficier in einer Equipage zu Madame Richemonte, natürlich ein deutscher Ordonnanzofficier, gnädiger Herr.«

»Weiter, weiter!« sagte Reillac, ganz begierig, den Plan Pierres zu vernehmen.

»Dieser Officier bringt eine Empfehlung von dem Marschall: Mademoiselle Margot ist eingeladen, das Souper mit demselben einzunehmen. Ihr Bräutigam ist ebenso geladen, holt sie aber nicht selbst ab, weil er überrascht werden soll. Er weiß gar nicht, daß Mademoiselle erscheinen wird.«

»Schlaukopf, ich beginne zu ahnen!«

»Nicht wahr?«

»Aber ein Fehler, ein sehr großer Fehler!«

»Welcher, gnädiger Herr?«

»Die Mutter ist nicht mit geladen; das würde sehr auffallen.«

»Ah, sagten der gnädige Herr nicht, daß sie unwohl gewesen sei?«

»Allerdings.«

»Nun, da hat man ja gleich die gute Ausrede. Die Ordonnanz hat zu melden, daß der Marschall wegen ihres

Unwohlseins lebhaft bedauere, die gnädige Frau nicht auch bei sich zu sehen. Das wird wohl genügen?«

»Jedenfalls.«

»Nun kenne ich da an der Seine in einem kleinen Gäßchen einen heruntergekommenen Apotheker, welcher davon lebt, daß er gewisse Sachen, welche der Privatmann sonst nicht erhält, an seine guten Freunde verkauft.«

»Bist Du einer dieser guten Freunde?«

»Ich schmeichle es mir,« antwortete Pierre lächelnd. »Er besitzt ein Parfüm, welches, einige Tropfen in ein Taschentuch geträufelt und einer Dame vor das Gesicht gehalten, macht, daß diese sofort die Besinnung verliert.«

»Schurke!« lachte der Baron. »Hast Du dieses Parfüm bereits selbst einmal erprobt?«

»Mit Ihrer gnädigen Erlaubniß, ja,«
antwortete Pierre cynisch.

»An wem? An einer Dame?«

»Natürlich! An einem Herrn würde die
Probe zu uninteressant sein.«

»Du bist und bleibst ein schlechter Kerl.«

»Danke, gnädiger Herr!« sagte Pierre mit
einer sarkastischen Verbeugung.

»Fahre fort!«

»Also Mademoiselle sitzt mit der
Ordonnanz im Wagen. Der Offizier träufelt
zwei Tropfen des Parfüms auf sein
Mouchoir und hält es ihr vor das Näschen.«

»Du bist bei Gott ein Bösewicht!« bemerkte
der Baron.

»Sie schmeicheln zu sehr, gnädiger Herr.«

»Weiter. Verliert sie sofort die Besinnung?«

»Sofort,« antwortete der durchtriebene Diener.

»Auf wie lange?« forschte der Baron weiter.

»Auf eine halbe Stunde,« erklärte der Domestike.

»Es schadet ihr nichts?« frug der Baron lauernd.

»Im Gegentheil. Es stärkt sie außerordentlich. Sie erwacht wie nach einem langen, gesunden Schläfe und fühlt sich ganz frisch und wohl,« beruhigte der schurkische Kammerdiener seinen ihm würdigen Herrn.

»Und dann? Ah, wo erwacht sie? Bei Feldmarschall Blücher?«

»Damit würde Ihnen wohl nicht gedient sein!«

»Wo denn sonst?«

»Natürlich bei Ihnen.«

»Ah, Teufel!«

»In Ihrem Vorsaale, in Ihrem Empfangs- oder Arbeitszimmer; sie wird überhaupt da erwachen, wo Sie es für gut und bequem halten, gnädiger Herr.«

»Höre, Dein Plan hat Vieles für sich, aber er ist etwas zu phantastisch.«

»Wieso phantastisch?«

»Er ist nicht gut auszuführen.«

»Das finde ich nicht, gnädiger Herr.«

»Man muß sich der Ordonnanz und dem Kutscher geradezu auf Gnade oder Ungnade ergeben.«

»Das ist ganz und gar nicht nothwendig!«

»Woher die Ordonnanz nehmen?«

»O, ich kenne einen jungen Mann, welcher für zwei- bis dreihundert Franken recht gern für eine halbe Stunde die Uniform eines deutschen Officiers anlegen würde.«

»Hat er das nöthige Geschick?«

»O, sehr! Er ist Schauspieler.«

»Hm! Er müßte Deutsch verstehen und sprechen.«

»Das thut er vollständig.«

»Er müßte verschwiegen sein.«

»Das ist er im höchsten Grade.«

»Kannst Du garantiren?«

»Vollständig!«

»So mußt Du seiner sehr sicher sein, denn bei der geringsten Plauderei würdest Du Deine Stelle bei mir einbüßen. Verstehst Du wohl?«

»Ich verstehe, brauche aber keine Sorge zu haben. Der junge Mann ist – mein Sohn.«

Der Baron sah den Diener ganz erstaunt an.

»Dein Sohn?« sagte er. »Du warst ja nie verheirathet! Oder hast Du mich da getäuscht?«

Pierre zuckte die Achseln, ließ ein leises Hüsteln hören und antwortete:

»Ich belüge den gnädigen Herrn niemals. Ich bin unverheirathet, doch aber der Vater dieses jungen Mannes. Man hat so seine kleinen Fehler, gnädiger Herr!«

»Gut, gut! Weiß er denn, daß er Dein Sohn ist?«

»Freilich. Ich habe ihn ja auf meine Kosten erziehen lassen. Seine Mutter ist jetzt todt. Sie war eine Deutsche; darum versteht er ihre Sprache wie das Französische.«

Der Baron fühlte sich von diesem Plan so eingenommen, daß er gar nicht daran

dachte, daß der Capitän bereits auf ihn wartete. Er schritt im Zimmer auf und ab und begann, zu überlegen, während der Diener ihn mit heimlichem Lächeln betrachtete.

»Hm, hm!« sagte er endlich. »So hast Du also dieses Mädchen unglücklich gemacht?«

»Unglücklich? O nein. Sie war ja eine Deutsche, und diese sind ja immer froh, wenn sie im Arme eines Franzosen liegen können.«

»Ist Dein Sohn in Paris?«

»Ja.«

»Er könnte also zu jeder Zeit zur Verfügung stehen?«

»Zu jeder Zeit. Er ist jetzt ohne Anstellung und privatisirt.«

»Gut. Aber der Kutscher! Wo nimmt man einen verschwiegenen Kutscher her?«

»Auch dafür ist gesorgt. Ich weiß einen, auf den Sie sich verlassen können.«

»Wo? Wer?«

»Hier, ich selbst.«

»Ah, alle Wetter, an Dich habe ich ja gar nicht gedacht! Du hast ganz und gar das Rechte; Du bist ein Schlaukopf mit erster Censur. Aber den Wagen? Ich darf doch meinen eigenen Wagen nicht nehmen; das könnte mich schließlich verrathen.«

»Ich kenne einen Verleiher von Equipagen, gnädiger Herr.«

»Ist er sicher?«

»Er braucht gar nicht sicher zu sein, denn er wird nicht erfahren, wozu ich den Wagen brauche.«

»So wird er ihn Dir nicht geben.«

»O, sehr gern. Wir sind sehr gute Bekannte. Er ist Stammgast der Weinstube, in welcher

ich zuweilen verkehre, wenn der gnädige Herr mir Urlaub geben.«

»So! Hm! Ich werde mir Deinen Plan überlegen. Er bietet mir eine treffliche Chance, falls meine sonstigen Bemühungen vergeblich sein sollten. Die Bedenken, welche ich vorhin hatte, sind verschwunden, aber die größte Schwierigkeit kommt später.«

»Wieso?«

»Wie die Mademoiselle hereinbringen?«

»O, durch den Garten.«

»Man wird es bemerken.«

»Nein, denn die Diener werden Erlaubniß erhalten, auszugehen. Sie sind fort.«

»Richtig, das geht! Aber dann das Erwachen!«

»Wird ein sehr interessantes sein.«

»Im Gegentheile. Was wird sie sagen, was wird sie thun? Wird sie schreien?«

»Jedenfalls nicht, denn sie wird gebunden sein und einen Knebel haben.«

»Donnerwetter! Ich bin kein Bandit!«

»Aber ein vorsichtiger Mann, gnädiger Herr. Später kann man die Dame befreien, denn sie wird von selbst schweigen.«

»Aber wenn sie es nicht thut?«

»O, es liegt zu sehr in ihrem eigenen Interesse! Sie wird nach Hause zurückkehren, als ob sie bei dem Marschall soupirt habe. Ihr Geliebter wird erfahren, daß dies nicht wahr ist, sie kann ihm nicht sagen, wo und wie sie diese Stunden verbracht hat; sie werden sich entzweien, und der gnädige Herr hat dann freies Feld.«

»Pierre, Du bist wirklich ein Satan; aber Deine Gedanken sind gut und richtig. Ich werde mir diesen Plan wirklich überlegen.

Jetzt aber – Donnerwetter, ich muß fort; der Capitän wartet auf mich!«

Er steckte die Pistole und die Laterne zu sich und schickte sich an, zu gehen.

»So wollen der gnädige Herr wirklich auf ihn schießen?« fragte Pierre.

»Ich nicht. Richemonte wird es thun.«

»Aber der Herr Baron werden zugegen sein?«

»Allerdings.«

»So bitte ich unterthänigst, sich nicht zu sehr zu exponiren. Die Sache hat Gefahr.«

»Weiß, weiß es, Pierre. Ich werde vorsichtig sein. Also schließe das Fenster von Innen nicht zu. Kommen wir zu Zweien, so läßt Du Dich nicht eher sehen, als bis ich Dich hole.«

Er kehrte in das Zimmer zurück und stieg zum Fenster hinaus und an der Veranda

hinab. Er gelangte auf demselben Wege, den er gekommen war, wieder auf die Straße und begab sich eiligst nach dem Stelldichein.

Dort war er von dem Capitän bereits seit langer Zeit ungeduldig erwartet worden.

»Mein Gott, wie lange bleiben Sie denn?« fragte Richemonte.

»Es ging nicht eher. Der Weg war mir durch ein Liebespaar verlegt,« antwortete Reillac.

»Der Teufel hole die Liebespaare! Ich warte bereits seit drei Viertelstunden!«

»Ist er bereits vorüber?«

»Nein, er muß aber jede Minute kommen. Haben Sie die Laterne? Es ist finster wie in einem Sacke.«

»Ich habe sie und werde sie gleich anstecken.«

»Und die Pistole?«

»Ja. Hier ist sie.«

»Geladen?«

»Beide Läufe.«

Der Capitän erhielt die Waffe und untersuchte sie mit den Fingern vorsichtig, ob er sich auf sie verlassen könne. Unterdessen trat der Baron in den tiefen Thorbogen zurück und brannte seine Laterne an. Dann steckte er sie, zugeklappt, in die Außentasche seines Rockes, bereit, sich ihrer augenblicklich zu bedienen.

»Jetzt nun hinüber auf die andere Seite,« sagte er, »dort wohnt er ja.«

»Halt!« sagte der Capitän. »Vorher müssen wir unsere Rückzugslinie besprechen.«

»Wozu?«

»Man kann nie wissen, was passirt. Im Falle eines Mißlingens haben Sie mir ja versprochen, mir behilflich zu sein, mein Alibi beizubringen.«

»Gut. Sie bleiben diese Nacht bei mir, Sie sind überhaupt während des ganzen Abends bei mir gewesen.«

»Wir werden uns also nach Ihrem Hause flüchten, falls uns hier etwas Unerwartetes begegnen sollte?«

»Ja, aber nicht nach der vorderen Thür. Kennen Sie das kleine Nebengäßchen?«

»Ja.«

»Mein Garten stößt daran. In der Mauer befindet sich ein kleines Pförtchen, sehr leicht zu treffen, da es das einzige im Gäßchen ist. Dort erwarten wir einander, wenn wir ja gezwungen sein sollten, uns zu trennen. Jetzt kommen Sie. Aber schießen Sie nur dann, wenn wir wirklich Königsau vor uns haben!«

Sie schritten leise über die Straße hinüber und warteten. Es verging einige Zeit, da hörten sie nahende Schritte. Sie drückten sich sehr tief an den Thürbogen, um nicht

sofort gesehen zu werden. Der Capitän zog die Pistole hervor und der Baron fuhr mit der Hand nach der Laterne.

»Aufgepaßt!« flüsterte der Letztere. »Das wird er sein. Sobald er hier bei uns stehen bleibt, um dem Portier zu klingeln, leuchte ich ihm plötzlich in's Gesicht. Sie halten ihm den Lauf dicht an die Schläfe und drücken los. Er ist sofort todt.«

Die Schritte kamen immer näher. Da sagte der Capitän leise:

»Dieses Mal ist es nichts. Diese Schritte klingen nicht wie diejenigen eines Officiers. Aber seien wir trotzdem gefaßt. Geht er vorüber, so ist er es auf keinen Fall.«

Der Erwartete kam langsam herbei. Den beiden Lauernden klopfte vor Erregung das Herz, dieses Mal jedoch unnützer Weise. Der Mann ging vorüber.

Erst nach einer Pause meinte der Capitän:

»Ich hatte Recht, aber ich wollte, Königsau wäre es gewesen.«

»Warum?«

»So wäre jetzt die Geschichte vorüber.«

»Ah! haben Sie Angst?«

»Pah, Angst! Sie taxiren mich noch immer zu niedrig, wie ich höre. Aber warten wir!«

Und sie warteten. Es vergingen kaum zwei Minuten, so hörten sie abermals Schritte, welche sich auf ihrer Seite der Straße näherten. Richemonte lauschte und erklärte dann:

»Das ist ein Soldat, das ist ein Officier.«

»Wirklich?«

»Ich gehe jede Wette mit ein.«

»Gut, Sie sind in diesem Fache Kenner. Geht er vorüber, so ist es wohl ein Anderer, bleibt er stehen, so werde ich ihn

anleuchten. Aber nur schießen, wenn er es ist.«

Die kräftigen, militärischen Schritte kamen näher. Jetzt war er noch zehn Schritte von ihnen entfernt, dann acht, sechs, vier – da blieb er stehen. Sie konnten wegen der Dunkelheit nicht sehen, was er that, aber es schien, als ob er emporblicke, um die Fensterfronte zu mustern. Der Capitän stieß den Baron an. Dieser zog die Laterne vor, richtete die vordere Seite genau auf die Gestalt und öffnete. Sofort wurde diese von einem hellen, blendenden Lichte überfluthet, während die beiden Anderen im tiefsten Dunkel standen.

»Donnerwetter!« rief der Mann und dann fügte er in gebrochenem Französisch, welches ganz schrecklich klang, hinzu:
»Wer seid Ihr? Was macht Ihr hier?«

Die beiden Männer waren fürchterlich erschrocken, denn sie hatten – den Feldmarschall Blücher erkannt. Der Baron klappte schleunigst seine Laterne zu, um zu

verhüten, daß ihr Licht auf ihn selbst falle. Dabei aber machte er mit der Hand eine unwillkürliche Drehung, und das Licht fiel auf einen kurzen Moment seitwärts, wo der Capitän stand. Dieser hatte die Pistole bereits zum Schusse erhoben gehabt, aber vor Schreck die Hand halb wieder sinken lassen. Der Lichtblitz fiel nicht auf ihn, aber doch auf die Hand, welche die Pistole hielt. Blücher war zu sehr Soldat, um nicht die Waffe sofort zu bemerken, aber er besaß auch Schlauheit genug, um einen Fehler zu vermeiden. Als die Beiden in Folge ihres Schreckens nicht antworteten, wiederholte er:

»Ich frage, wer Ihr seid, und was Ihr hier wollt.«

Da faßte sich der Capitän und antwortete:

»Wir sind *erieurs de nuit* – Nachtwächter.«

»Warum steht Ihr hier?«

»Wir warten hier auf unsere Ablösung.«

»So, so! Zeigt doch einmal Eure Gesichter!
Nehmt die Laterne heraus!«

Das war ein schlimmer Befehl, aber der Baron wußte sich zu helfen. An der Laterne befand sich ein kleiner Schieber, um das Licht zu verlöschen. Ein leichter Fingerdruck genügte, um das Licht auszulöschen.

»Sogleich,« antwortete er.

Bei diesem Worte griff er in die Tasche, drückte an dem Schieber und zog die Laterne hervor.

»Ah!« meinte er in bedauerndem Tone.
»Sie ist soeben ausgelöscht.«

»So mag es sein. Gute Nacht!«

Mit diesen Worten wandte Blücher sich um und schritt weiter.

»Donnerwetter, der Marschall!« sagte der Capitän. »Wer hätte das gedacht!«

»Und in Civil! Sie hatten dennoch Recht,
daß es ein Officier sei.«

»Wissen Sie, Baron, daß wir einen großen
Fehler begangen haben?«

»Welchen?«

»Ich sollte ihn niederschießen.«

»Himmel! Warum?«

»So wäre Frankreich gerächt gewesen.«

»Allerdings, und ich auch, denn er hat den
Freiersmann gemacht.«

»Ich war bei Gott ein Thor!«

»Nein, es ist so besser. Hätten wir jetzt
geschossen, so wäre uns Königsau
entgangen, und daß wir ihn treffen, ist jetzt
die Hauptsache.«

Die Beiden fühlten es vielleicht, aber sie
gaben sich keine Rechenschaft darüber, daß
es der Eindruck der gewaltigen

Persönlichkeit des Marschalles und seines Rufes gewesen war, der sie erschreckt und verwirrt hatte. Dieser Eindruck ist sehr wohl im Stande, eine bewaffnet erhobene Hand wieder sinken zu lassen.

»Ob er glaubt, daß wir Nachtwächter sind?« fragte Richemonte.

»Es klang nicht so.«

»Ja, er wollte uns sehen. Wie gut, daß Sie den Gedanken hatten, die Laterne zu verlöschen. Er hätte uns sofort erkannt.«

»Ganz gewiß. Es scheint mir nun nicht mehr ganz geheuer zu sein. Ich möchte wissen, ob er in seine Wohnung tritt oder nicht.«

»Warum?«

»Tritt er ein, so ist Alles gut. Geht er weiter, so ist sehr zu befürchten, daß er errathen hat, auf wen wir warten.«

»Horchen wir also!«

Sie lauschten, aber es ließen sich keine Schritte mehr hören.

»Er scheint doch hineingegangen zu sein,« meinte der Capitän. »Man hört nichts.«

»Hm, ungewiß! Wir haben gesprochen, anstatt aufzupassen. Aber wir müssen Gewißheit haben, denn das ist das Nothwendigste jetzt.«

»Wie diese aber bekommen?«

»Sehr leicht. Er hat doch zwei Ehrenposten vor der Thür. Ich gehe hin und frage.«

»Gut. Aber wenn inzwischen Königsau kommt?«

»So geben Sie ihm die Kugel oder alle beide. Ich gehe.«

Er ging langsam im gemüthlichen Schritte eines aus dem Wirthshause Heimkehrenden nach, links hinauf, wo das Palais stand, welches Blücher bewohnte. Die beiden Posten standen zu Seiten des Portales.

»Guten Abend,« grüßte er.

Einer der Beiden radebrechte ein wenig Französisch und erwiderte den Gruß.

»War der Mann, welcher jetzt kam, der Feldmarschall Blücher selbst?«

»Ja,« antwortete der Posten auf diese Frage.

»Ist er weiter fortgegangen?«

»Nein.«

»Also eingetreten?«

»Ja.«

»Ich danke!«

Der Baron wandte sich befriedigt um und kehrte zu seinem Gefährten zurück, dem er die erhaltene Auskunft mittheilte. Er bückte sich dann nieder und zündete seine Laterne von Neuem an, um bereit zu sein, wenn ihr Opfer erscheine.

Sie hielten sich wieder für sicher und doch täuschten sie sich. Blücher war seiner persönlichen Schlaueit wegen bekannt. Er hatte Verdacht gefaßt, sich aber wohl gehütet, ihn merken zu lassen. Als er von ihnen fortging, murmelte er:

»Nachtwächter wollen sie sein? Wart, ich werde sie benachtwächtern! Der Eine hat die Laterne und der Andere die Pistole? Verdamnte Bande ist es, die hier irgend Einen auflauert. Und wer ist dieser Eine? Tausend Teufel, doch nicht etwa der Königsau? Ich habe ihn gewarnt. Man will ihm zu Leibe! Sollte er noch bei seinem Mädels sein? Das ist möglich, obgleich es sehr spät ist, denn ein Verliebter horcht auf keinen schwarzwälder Perpendikel. Ich muß sogleich hinschicken, aber wen? Wer weiß das Haus, und wer findet es? Niemand. Ich muß selber hin!«

Er wendete sich sofort um, blieb aber unter dem Eindrucke eines neuen Gedankens stehen. Er schlug sich mit der Hand an den Kopf und brummte:

»Was? Feldmarschall willst Du sein? Ein Dummhut biste! Wenn Du an den zwei Kerls vorübersausest, so merken sie den ganzen Kram! Ja, ich muß einen Umweg machen. Aber, zum Teufel, ja, wenn nun die Kerls bereits Unrath gewittert hätten, he? Vielleicht haben sie gemerkt, daß ich ihnen nicht traute; denn ich wollte, daß sie sich anleuchten sollten. Der Halunke hat die Laterne jedenfalls mit Fleiß ausgelöscht. Hm! Wenn sie denken, daß ich Verdacht geschöpft habe, so werden sie jedenfalls zum Posten gehen und sich erkundigen, ob ich mich in's Nest gelegt habe oder nicht. Höre, Blücher, Du bist doch nicht so dumm, als ich soeben dachte! Du hättest Polizist oder Amtscopist werden können! Aber wartet, Ihr Kerls, Ihr sollt mich nicht beluxen! Euch mache ich ein X für ein U, daß Ihr alle Beide blau und roth anlaufen sollt, wie die Altenweibernasen um Weihnachten herum!«

Er ging rasch auf sein Palais zu. Die Posten hörten ihn kommen. Als er that, als ob er eintreten wolle, rief der Eine:

»Halt! Werda?«

»Junge sei nicht voreilig!« meinte Blücher gutmüthig. »Ich bins!«

»Wer denn?«

»Nu, ich!«

»Das ist kein Name. Hier darf ohne Erlaubniß Niemand passiren.«

»Hm, ihr bewacht mich wirklich gar nicht übel! Hört, kennt ihr denn den alten Blücher nicht, he?«

»Wir kennen ihn.«

»Na, da guckt mir doch einmal unter die Haube!«

»Es ist zu dunkel hier draußen. Treten Sie unter die Einfahrt, wo die Lampe brennt; da werde ich Sie ansehen.«

»Schön, mein Junge. Du packst die Sache gar nicht schlecht beim Kragen an!«

Er that die paar Schritte bis hinter das Portal, wo eine Lampe eine spärliche Helle verbreitete, man aber doch ein Gesicht deutlich erkennen konnte.

»Na, da komme her, Du ungläubiger Thomas Zebedäus und setze die Brille auf,« meinte Blücher. »Viel Gescheidtes wirste aber wohl nicht sehen!«

Der Posten betrachtete den Marschall; er erkannte ihn, erschrak aber nicht im Geringsten. Er kannte die Eigenthümlichkeiten des Alten und wußte, daß er ganz sicher bestraft worden wäre, wenn er ihm erlaubt hätte, zu passiren.

»Na, kennste mich jetzt?« fragte Blücher.

»Zu Befehl, Excellenz,« antwortete der Mann präsentirend.

»Höre, thue die Flinte weg, sie könnte losgehen! Wie meinstest du denn? darf ich eintreten, oder muß ich draußen herbergen?«

»Excellenz können passiren.«

»Gut, mein Junge! Jetzt haste Deinen Willen gehabt, und nun werde ich Dir zeigen, daß ich auch den meinigen haben will. Ich werde den Kopf aufsetzen und nun gerade erst recht draußen bleiben. Aber merkt Euch Eins, Ihr Kerls: Es wird jetzt vielleicht Jemand kommen, der nachfragt, ob ich hier eingetreten oder ob ich weiter fortgeschlumpert bin. Dem macht Ihr weiß, daß ich zu Bette bin. Verstanden?«

»Zu Befehl, Excellenz!«

»Schön! Na, haltet die Augen auf, daß sie mich nicht mausen! Und weil Ihr so auf dem Damme seid, da sollt Ihr Euch eine Freude machen. Hier, da habt Ihr jeder ein Achtgroschenstück!«

Er griff in die Tasche und hielt ihnen das Geld hin.

»Excellenz verzeihen!« meinte der Eine in Beider Namen. »Auf Posten darf man keine

Geschenke annehmen. Eigentlich müßte ich Sie melden!«

Da klopfte ihm der Alte auf die Achsel und sagte:

»Du bist ein Luderkerl! Ich glaube, Dir maust Keiner das Pferd unter den Beinen heraus. Kommt morgen früh um Neune zu mir, da sollt Ihr anstatt der Achtgroschenstücke jeder einen Speziesthaler erhalten und eine Pfeife Tabak dazu. Aber melden müßt Ihr mich, daß ich Euch habe verführen wollen. Verstanden?«

»Zu Befehl, Excellenz!«

»Gut, also melden! Das bitte ich mir aus, sonst soll Euch der Teufel Purzelbäume schlagen, Ihr Himmelsakramenter!«

Er ging fort. Er merkte, daß er sich bei den beiden Soldaten doch etwas zu lange aufgehalten hatte; darum nahm er jetzt einen sehr eiligen Schritt an. Kurz nach

seinem Fortgange kam auch wirklich Baron Reillac, um sich nach ihm zu erkundigen, und erhielt die von dem Marschalle anbefohlene Antwort.

*

Fortsetzung 15

Blücher gelangte auf seinem Umwege nach der Rue d'Ange und sah, daß in der Wohnung der Frau Richemonte noch Licht sei. Er klingelte dem Portier. Dieser dachte, ein Bewohner des Hauses kehre heim, und kam nicht heraus, sondern zog nur an der Leine, so daß die Thüre aufging. Blücher wollte keine Zeit verlieren, mit ihm zu reden, sondern stieg schnell die ihm bereits bekannte Treppe hinauf und klingelte am Vorsaale.

Drin ertönten zögernde Schritte; die Thür wurde geöffnet, und Margots Köpfchen erschien.

»Wer ist da?« fragte sie in den dunklen Vorplatz hinaus.

»Ich, mein liebes Fräulein!«

Beim Klange dieser Stimme wäre ihr vor Ueberraschung fast das Licht aus der Hand

gefallen. Sie war bereits in das Negligé gekleidet, machte aber doch die Thür weit auf und sagte:

»Excellenz, Sie hier! So spät!«

»Ja. Verzeihen Sie! Ist der junge, der Königsau, noch da?«

»Nein, Excellenz. Wollen Sie doch eintreten!«

»Gott bewahre! Wenn er fort ist, da habe ich Eile. Wann ging er?«

»Vor kaum zwei Minuten.«

»Donnerwetter! Jetzt kriegt ihn diese Bande! Gute Nacht!«

Er stürmte, ohne auf die ängstliche Frage des Mädchens zu antworten, die Treppe hinab und unten zur vom Portier rasch wieder geöffneten Thür hinaus. Draußen aber blieb er stehen.

»Heiliges Pech!« sagte er. »Wohin nun? Ist er rechts oder links gegangen? Ach, von links her kam ich; ich hätte ihn treffen müssen; er ist also nach rechts.«

Er eilte fort im Trabe, er der Marschall, eines einfachen Lieutenants wegen. Er legte die Engelsstraße zurück und bog nun in diejenige ein, die er bewohnte. Es war eine weite Strecke bis da hinauf, aber er rannte weiter. Der Athem wollte ihm versagen. Da kam ihm der beste Gedanke, den er haben konnte: Er blieb stehen und horchte. Ja, da oben erschallte der laute, abgemessene, tactvolle Schritt eines Mannes, der jedenfalls Militär war. Aber der Gehende konnte, dem Klange seiner Schritte nach, gar nicht mehr weit von der gefährlichen Stelle sein. Darum legte Blücher die Hände um den Mund und rief so laut, wie er konnte:

»Königsau! Halt! Zurück! Sie wollen Dich abmurksen!«

In demselben Augenblicke aber sah er auch da vorn einen raschen Laternenblitz über die Straße leuchten, und dann fielen schnell hinter einander zwei Schüsse.

»Herrgott, er ist zum Teufel!«

So rief der Alte und setzte sich von Neuem in Bewegung. In Zeit von einer Minute war er an dem Thore, an welchem die beiden angeblichen Nachtwächter gestanden hatten. Er sah nichts. Er strich mit dem Beine über den Boden und stieß auf zwei Gegenstände. Er bückte sich nieder und hob sie auf. Es war die Laterne und die abgeschossene Pistole.

»Ein verdammter Kerl!« rief er freudig. »Er ist also noch nicht zum Teufel!«

Jetzt holte er erst einige Male tief Athem. Und da kamen auch bereits mehrere Soldaten mit Laternen herbei. Sie gehörten zu dem Wachtkommando, welches im Palais des Marschalls lag. Man hatte dort

die Schüsse gehört und wollte nun sehen,
was das zu bedeuten hätte.

»Hierher, Jungens!« rief er. »Hier ist's
gewesen!«

Der Vorderste, ein Korporal, leuchtete ihn
an.

»Kreuzbataillon, Excellenz, hat man etwa
gar auf Sie geschossen?« fragte er, den
Marschall erkennend.

»Nein, mein Junge, auf mich und Dich
nicht, aber auf einen Anderen. Sucht einmal
hier umher, ob da vielleicht ein
kaputgemachter Husarenlieutenant liegt!«

»Ein Husarenlieutenant?«

»Ja, geehrtester Herr Korporal! Aber zu
fragen hast Du hier nichts, sondern zu
suchen, sonst will ich Dir Augen und Beine
machen, Du neugieriger Kater Du.«

Es wurde gesucht, aber nichts und Niemand
gefunden. Nicht einmal ein Tropfen Blutes

wurde bemerkt, welcher hätte auf eine Verwundung schließen lassen.

»Das ist gut; das freuet mich!« meinte Blücher. »Korporal, komm her, halte einmal Deinen Kometen in die Höhe!«

Der Gerufene gehorchte, indem er ihm die Laterne vorhielt. Blücher ließ das Licht derselben auf die beiden gefundenen Gegenstände fallen.

»Was ist das für ein Ding, Korporal?« fragte er.

»Eine Laterne,« antwortete der Gefragte pflichtschuldigst.

»Gut, mein Junge! Und das hier?«

»Eine Pistole.«

»Sehr schön, mein Junge. Du entwickelst da ganz bedeutende Kenntnisse in der Physik und in der Waffenkunde. Wenn ich mal abdanke, so melde Dich zum Feldmarschall. Jetzt aber lege Dich mit dem

Ohre wieder auf Deine Pritsche, denn hier sind wir überflüssig geworden.«

Die Leute gehorchten. Blücher wunderte sich nicht darüber, daß die Schüsse nicht mehr Aufsehen erregt hatten. Es blieb ganz ruhig auf der Straße. Man war damals nächtliche Excesse gewohnt geworden.

Er trat zu den beiden Posten, die seit vorhin noch nicht abgelöst worden waren.

»Kennt Ihr mich noch?« fragte er.

»Zu Befehl, Excellenz,« lautete die Antwort.

»Na, ist Einer gekommen?«

»Zu Befehl!«

»Und hat gefragt, ob ich zu Bette bin?«

»Zu Befehl!«

»Ihr habt ihn doch anlaufen lassen?«

»Zu Befehl!«

»Schön! Aber wie war das mit den beiden Schüssen? Wo fielen sie?«

»Ein Stück die Straße hinunter.«

»Also dort. Habt Ihr nicht bemerkt, wer geschossen hat?«

»Nein. Aber bald nach dem letzten Schusse rannten zwei Männer hier vorüber.«

»Ihr habt sie nicht aufgefangen? Ihr Halunken.«

»Nein. Wir dürfen unseren Posten nicht verlassen, Excellenz.«

»Gut! Ihr seid brave Kerls. Ich will nicht raisonniren, sonst müßt Ihr mich morgen zweimal melden. Also zwei Menschen waren es, welche vorüber rannten?«

»Ja, und ein Dritter kam hinter ihnen her.«

»Ah, der hat sie gejagt?«

»Es schien so, als ob er sie verfolgte. Und dort am zweiten Thore, da da«

»Da da was, da?«

»Da blieb er stehen.«

»Der dumme Kerl! Was hat er da zu stehen gehabt?«

»Er er zog er zog seine Stiefeln aus.«

»Seine Stiefeln? Heiliges Wetter! Zieht der Schlingel seine Stiefeln aus, anstatt den Bengels nachzurennen. Dem gehören recht tüchtige Hiebe hinten drauf.«

»Er rannte ihnen dann wieder nach.«

»Wird ihm auch viel helfen. Mit den Stiefeln in der Hand! So ein Unsinn!«

»Entschuldigung, Excellenz! Er ließ die Stiefel stehen.«

»Stehen? Das ist ja noch schlimmer! Wenn sie sie ihm nun wegmausen!«

»Er rief uns zu, Achtung auf sie zu geben.«

»Was? Achtung auf seine Stiefeln? Ist der Kerl übergeschnappt? Ihr sollt wohl gar noch vor seinen alten Latschen das Gewehr präsentiren! Nein, so etwas! Die Ehrenposten des Feldmarschalls von Blücher sollen auf die Kothstampfer des ersten besten Kerls hier Achtung geben! Wenn ich wüßte, wer der Flegel ist, so ließ ich ihn citiren und hieb ihm seine Schaftsandalen mit sammt den Struppen höchst eigenhändig um die Nase herum! Der sollte vor Angst Syrup und Buttermilch niesen!«

»Excellenz, er hat uns seinen Namen genannt.«

»Auch noch? Welche maliziöse Frechheit. Wie hieß denn dieser Urian?«

»Lieutenant von Königsau.«

»Lieu te nant von Kö nigs au? Sapperlot, Der war es, Der? Ich alter Esel! Das konnte

ich mir denken! Na, je höher man im Range steigt, desto alberner wird man im Kopfe! Und mit dem Feldmarschall geht der Kopf dann ganz in's Seebad. Jungens, daß Ihr mir nicht etwa einmal Marschall's werdet, sonst könntet Ihr mich dauern! Sagte er diesen Namen wirklich?«

»Zu Befehl!«

»Und dann rannte er ihnen nach?«

»Ja.«

»Ein pfiffiger Filou. Sie hören seine Schritte nicht mehr, weil er in Strümpfen läuft, und denken also, sie haben Niemand hinter sich. Auf diese Weise wird er sie fangen. Hat er Euch nicht gesagt, ob sie ihn todtgeschossen haben?«

»Nein.«

»Nun, da lebt er jedenfalls noch. Aber seine Stiefel müssen wir in Sicherheit bringen. Gehe mal hin, mein Junge, und hole sie!«

»Verzeihung, Excellenz, das kann ich nicht!«

»Nicht? Warum nicht, he?«

»Ich darf meinen Posten nicht verlassen.«

»Alle Teufel, das ist wieder wahr! Na, da mag der Andere gehen!«

»Auch der darf nicht.«

»Liebe Kinder, Euch soll der Teufel holen! Na, da es nicht anders geht, so will ich es einmal machen wie der alte Fritze, und Schildwacht stehen. Gieb mir Dein Gewehr, mein Sohn. Ich will Deine Stelle vertreten, während Du hingehst und mir die Stibbels herbringst.«

»Excellenz, das geht auch nicht.«

»Donnerwetter! Auch nicht? Warum denn nicht, Du Canaille?«

»Excellenz sind in Civil und nicht in Uniform.«

»Hol's der Kukkuk, das ist wahr. Höre, mein Sohn, Du bist kein übler Kerl; Du kennst das Reglement besser als ich. Das ist aber auch gar kein Wunder, denn es sind nun über fünfzig Jahre her, daß ich's gelernt habe. Wie ist denn Dein Name?«

»August Liebmann.«

»Gut, mein lieber August. Komm nach zweiundfünfzig Jahren, gerade am heutigen Datum, zu mir, und sage mir das Reglement her. Wenn Du es noch auswendig kannst, so nenne ich Dich Herr Liebmann anstatt August. Darauf kannst Du Dir dann noch mehr einbilden als ich auf die Stiefeln, die ich mir nun selber holen muß. Wo stehen sie?«

»Dort am zweiten Thore.«

»Schön. Ihr könnt nachher die Eurigen auch hinsetzen. Ich bin einmal im Gange, da kann ich sie Euch auch holen. Laßt mich nur gefälligst wecken, wenn Ihr sie braucht!«

Er ging wirklich hin, nahm die Stiefeln auf, steckte unter jeden Arm einen und sagte, nachdem er zurückgekehrt war:

»Der Lieutenant von Königsau wird jedenfalls wiederkommen und nach seinen Sauerkrautröhren fragen. Sagt ihm, daß sie bei mir sind. Er soll sofort kommen und sich melden, auch wenn ich schlafe; aber in den Strümpfen. Er darf bei Leibe nicht erst nach Hause gehen. Habt Ihr's verstanden?«

»Zu Befehl!«

»Und solltet Ihr abgelöst werden, ehe er kommt, so übergebt Ihr diesen Befehl Euern Nachmännern, die ihn auszurichten haben.«

»Zu Befehl, Excellenz!«

»Gute Nacht, lieber August!«

»Gute Nacht, Excellenz!«

Als Blücher vorhin zu so später Nachtstunde zu Margot gekommen war,

hatte diese sich höchlichst verwundert über diesen Besuch. Als sie aber seine Worte hörte, war eine fürchterliche Angst über sie gekommen, deren sie nicht Herr werden konnte.

»Donnerwetter! Jetzt kriegt ihn diese Bande! Gute Nacht!« hatte er gesagt; dann war er gegangen. Gegangen? Nein, er war förmlich die Treppe hinabgesprungen, als ob es sich um eine große Gefahr handle.

Wen betraf diese Gefahr? Jedenfalls den, den er hier gesucht hatte, also Königsau. Und worin bestand diese Gefahr? Wer war die »Bande«, von welcher der Marschall gesprochen hatte? Bereits einmal hatte der Geliebte heute in Lebensgefahr gestanden; jetzt vielleicht wieder!

Sollte sie die Mutter und das Dienstmädchen wecken, welche Beide bereits schliefen? Nein; diese konnten auch nicht helfen. Sie hätten nur die Angst mit gehabt.

So ging Margot im Zimmer auf und ab. Es wurde ihr zu eng, zu heiß. Sie konnte es nicht länger aushalten. Sie mußte hinaus in die freie Luft. Sie wollte nach der Wohnung des Geliebten gehen, um nachzusehen, ob sein Fenster erleuchtet sei. Sie war zwar noch nicht dort gewesen, aber er hatte sie ihr so deutlich beschrieben, daß sie gar nicht irren konnte.

Sie setzte also das Capouchon auf, schlang sich ein Tuch um die Schulter, nachdem sie schnell ein Oberkleid übergeworfen hatte, und ging.

Der Portier wunderte sich nicht wenig, als er bemerkte, wer es war, dem er abermals zu öffnen hatte.

»Um Gotteswillen, Mademoiselle, was ist passirt, daß Sie wieder gehen?« fragte er.

»Nichts. Oeffnen Sie nur schnell.«

Er sah beim Scheine seiner Lampe ihre Blässe und fragte weiter:

»Wer war der Herr, der vorhin bei Ihnen klingelte und dann so stürmisch das Haus verließ? Ich konnte ihm gar nicht schnell genug öffnen.«

»Es war der Feldmarschall Blücher.«

»Mein Gott, da muß es sich um höchst wichtige Dinge handeln. Gehen Sie!«

Er ließ sie hinaus.

Sie wußte, daß der Geliebte die Richtung nach rechts eingeschlagen habe, und folgte derselben. Sie hatte kaum einige Schritte gethan, so war es ihr, als ob sie in weiter Ferne zwei Schüsse schnell hintereinander fallen höre. Wem galten dieselben? Hingen sie im Zusammenhange mit der Gefahr, welche Blücher angedeutet hatte? Sie ertönten aus der Gegend, in welcher Königsau wohnte.

Es erfaßte sie eine unendliche Angst. Sie ging eiligen Schrittes die Straße hinab und bog dann links um die Ecke. Dann ging es

weiter. Sie sah in der Ferne Laternen, weit, weit unten. Sie eilte weiter, immer weiter. Die Laternen verschwanden wieder und nachher kam sie an das Haus, welches nach der erhaltenen Beschreibung von Königsau mit bewohnt wurde. Sie sah an keinem einzigen Fenster Licht. Wäre der Geliebte nach Hause gekommen, so hätte er sich sicher wenigstens eine Kerze angebrannt. Ihre Angst wuchs.

Da vernahm sie weiter unten Stimmen; sie ging darauf zu. Vielleicht konnte sie hier Etwas hören. Sie kam näher und näher. Da hörte sie die lauten Worte:

»Gute Nacht, lieber August!«

Sie erkannte sofort die Stimme, welche diese Worte gesprochen hatte. Es war diejenige des Feldmarschalls, und wenn sie ja geglaubt hätte, sich zu irren, so erhielt sie den Beweis, daß sie recht gehört hatte, durch die darauf folgende Antwort:

»Gute Nacht, Excellenz!«

Sie eilte auf die Stelle zu und kam an dem Thore an. Sie sah die beiden Posten.

»War der Feldmarschall hier?« fragte sie.

»Ja,« wurde ihr geantwortet.

»So muß ich zu ihm!«

Sie wollte in das Thor treten; da aber hielt ihr der eine Posten das Gewehr quer vor und sagte:

»Hier darf Niemand passiren!«

»Aber ich muß zu ihm!«

»Kommen Sie am Tage wieder.«

Blücher hatte bereits den Anfang der Treppe erreicht, als er draußen noch lautes Reden hörte. Er blieb stehen und horchte. Er hörte eine Frauenstimme und dann die Antwort des Postens, daß sie morgen wiederkommen solle. Da fragte er, laut rufend:

»Wer ist denn noch draußen?«

»Ein Frauenzimmer, Excellenz!« antwortete der Posten zurück.

Er mochte ein biederer Märker oder Pommer sein, bei dem Alles gleich war, ob Dame oder Frau, Mädchen oder Fräulein.

»Ein Frauenzimmer?« antwortete Blücher.
»Weiter nichts? Es soll sich zum Teufel scheeren. Nachts drei Uhr gebe ich keiner alten Schachtel Audienz!«

»Sie ist jung, Excellenz,« wagte der Mann zu bemerken, aber immer in einem schreienden Tone, um von dem Marschall gehört zu werden.

»Jung?« brüllte dieser zurück. »Laß Dich nicht bemeiern, Junge. Sie lügen sich alle um elf Jahre jünger; jage sie fort!«

»Sie sagt, daß Sie mit Excellenz bekannt sei!«

»Das ist nicht wahr!«

»Excellenz sind erst vorhin bei ihr gewesen.«

»Das ist eine Lüge! Ich besuche kein Frauenzimmer. Gieb ihr eins auf den Schnabel!«

»Sie meint, ich solle nur den Namen Richemonte sagen,« rief der Posten.

»Richemonte? Heiliges Elend! Kerl, bist Du verrückt, mein Sohn!«

Bei diesen Worten kehrte er sich um und eilte zurück. Als er an den Eingang gelangte, hatte er noch die beiden Stiefeln unter den Armen. Er sah Margot stehen und erkannte sie sofort. Da trat er zum Posten und sagte:

»Mensch, Esel, August! Du bist das größte Kameel, was in der Wüste Sahara Datteln und Radieschen frißt! Siehe einmal hierher! Ist das ein Frauenzimmer, he, ein Frauenzimmer?«

Der Mann sah den Marschall ganz verblüfft an und antwortete:

»Zu Befehl, Excellenz!«

»Ein Frauenzimmer? Wirklich?«

»Zu Befehl!«

»Halte das Maul mit Deinem Befehl! Wer hat Dir den Befehl gegeben, diese Mademoiselle für ein Frauenzimmer auszugeben, Du Waschbär von einem August?«

»Verzeihung, Excellenz, es ist doch keine Mannsperson!«

Dieser Gegenbeweis schmetterte für den ersten Augenblick den Marschall förmlich zurück. Es wurde ihm ganz fremd im Kopf, und er sagte:

»Hm, das ist nicht übel gesagt! Eine Dame ist eigentlich auch ein Frauenzimmer; aber siehst Du, mein Sohn, in Paris giebt es blos Madame und Mademoisellen. Hättest Du

mir gesagt, daß eine Mademoiselle da sei, so hätte ich Dir nicht befohlen, sie zum Teufel zu jagen. Eigentlich sollte ich Dir Deines Unsinns wegen diese Stiefeln gelinde um den Kopf herumschlagen, aber weil Du in Deiner Unschuld nicht weißt, was eine Mademoiselle ist, und es ihr gleich angesehen hast, daß sie keine Mannsperson ist, so will ich Gnade für Recht ergehen lassen und Dich mit einem einfachen Verweise abrüffeln. Nimm Dir das zu Gemüthe, aber stirb mir ja nicht daran; denn es wäre jammerschade um so einen August!«

Jetzt war er mit dem Posten fertig, und nun wendete er sich direkt an Margot. Diese trat näher und bat:

»Verzeihung, Ew. Excellenz! Die Angst ließ mich nicht zu Hause bleiben; dann hörte ich gar noch Schüsse fallen!«

»Nicht ich habe Ihnen zu verzeihen, sondern Sie mir, Mademoiselle,« antwortete er. »Ich störte Sie zu so später Stunde und

ging fort, ohne Ihnen Auskunft zu ertheilen. Das war höchst unhöflich von mir. Bitte, kommen Sie mit mir.«

Er schritt ihr voran, und sie folgte. Er führte sie die Treppe empor in ein hell erleuchtetes Zimmer. Dieses war jedenfalls ein Damenboudoir gewesen. Die Rococomeubles waren aus Rosenholz, mit Sandel ausgelegt, die Polster und Kissen alle von feinster Seide. Köstliche Uhren und Vasen, herrliche Leuchter und Nippes waren zu sehen, aber neben der Stutzuhr im Werthe von wenigstens fünftausend Franken lag der Stiefelknecht; an einer kararischen Venus hing ein alter Tabaksbeutel von Schweinsblase, und auf der Bettdecke von echt persischer Seide paradierten ein Paar dreckige Kanonenstiefeln. Eine köstliche Chatouille war mit zerbrochenen Pfeifenköpfen angefüllt, und überall, sogar auf dem Fußboden, lagen Landkarten, Risse, Berichte und Briefcouverts zerstreut umher.

»So, Mademoiselle, das ist meine Studirbude,« sagte er. »Nehmen Sie Platz! Setzen Sie sich, wohin Sie wollen, nur nicht auf mich selbst, und sagen Sie mir getrost, was Sie auf dem Herzen haben.«

Er stand vor ihr, noch immer die Stiefel unter den Armen. Sie war gewiß sehr in Angst und Betrübniß, aber sie hätte doch fast lächeln müssen bei dem Anblick des alten Haudegens, der jetzt beinahe wie ein ehrsamer Flickschuster vor ihr stand.

»Der Besuch Euer Excellenz hat mich in die fürchterlichste Unruhe versetzt,« sagte sie. »Galt derselbe meinem Bräutigam?«

»Ja. Zu Ihnen hätte ich sonst doch um diese Zeit nicht kommen dürfen.«

»O, sagen Sie, befindet sich Hugo in Gefahr?«

»Hugo? Hm! Wer ist das?«

»Herr von Königsau nennt sich Hugo.«

»Ah so! Siehste, Alter, also ein Hugo bistest?
So, so! Nun, allerdings befand sich dieser
Hugo in Gefahr, Mademoiselle.«

»Mein Gott! War sie groß?«

»Hm! Man wollte ihn ein Wenig
erschießen.«

»Ist's möglich, Excellenz!« rief sie
erschrocken.

»Ja. Sie haben ihn an seiner Thür
aufgelauert. Es waren zwei Kerls.«

»Was haben sie ihm gethan, Excellenz? O
bitte, bitte, sagen Sie es schnell!«

Sie war fürchterlich blaß geworden. Sie
dauerte ihm; er wollte sie mit einem Male
beruhigen, und dies glaubte er am
Sichersten zu erreichen dadurch, daß er den
einen Stiefel unter dem rechten Arme
hervorzog und sie fragte:

»Kennen Sie diesen Stibbel,
Mademoiselle?«

»Nein,« antwortete sie erstaunt.

»Nun, so kennen Sie vielleicht diesen anderen?«

Er zog jetzt den unter dem linken Arme hervor und hielt ihn ihr entgegen.

»Auch nicht, Excellenz.«

»Nun, das wundert mich. Aber dennoch gereichen diese Stibbeln Ihnen sehr zum Troste.«

»Diese Stiefeln? Mir? Verzeihen Excellenz, daß ich Sie nicht verstehe!«

»Diese Stibbeln sprechen eine Sprache, welche Sie eigentlich verstehen sollten. Wir haben sie, diese Stibbeln nämlich, und das ist die Hauptsache. Er wird dann schon ganz von selber kommen, und zwar in Strümpfen.«

Margot war ganz verlegen geworden. Der Marschall sprach ihr in Räthseln.

»Er? Bitte, mir zu sagen, wer?«

»Nun, der Hugo.«

»Hugo? Ah, diese Stiefel gehören ihm?«

»Ja.«

»Ah!« Sie erröthete sehr und fuhr dann fort:

»Aber wie kommt er dazu?«

»Solche Stiefel zu haben? O, die hat bei uns jeder anständige Officier.«

»Nein, nein! Ich meine, wie kommen Excellenz zu diesen Stiefeln?«

»Glauben Sie vielleicht, ich habe sie mir von ihm geborgt? Nein. Sie standen unten am Thore.«

»Aber wie sind sie dorthin gekommen?« fragte Margot, immer mehr erstaunter werdend.

»Er hat sie hingesezt und meinen Posten gesagt, daß sie auf sie aufpassen sollen.«

»Aber, Excellenz, ich begreife noch nicht, weshalb er sie dahin gesetzt hat. Wie hängt dies überhaupt mit der Gefahr zusammen, in welcher er sich befindet?«

»O, sehr eng. An seiner Thür standen nämlich zwei Menschen, die ihn erschießen wollten, der Eine mit der Laterne und der Andere mit der Pistole. Er ist ihnen glücklich entkommen, auf welche Weise, das weiß ich noch nicht. Sie sind entflohen und er ist hinter ihnen her. Damit sie es nun nicht hören, daß er sie verfolgt, so hat er diese Stibbeln ausgezogen und mir zur Aufbewahrung übergeben, eigentlich meinen Posten, aber das bleibt sich gleich.«

»Er verfolgt sie? Wie unvorsichtig!«

»Haben Sie keine Sorge, Mademoiselle! Haben wir einmal seine Stibbeln, so bekommen wir ganz sicher auch ihn. Er wird nur sehen wollen, wer die Kerls sind.«

»O, ich ahne bereits, wer es ist.«

»Ah, Sie ahnen?«

»Ja. Jedenfalls ist Derjenige dabei, der ihn heute Abend bereits gestochen hat.«

»Gestochen? Donnerwetter! Er ist gestochen worden?«

»Leider.«

»Wohin denn?«

»In den Arm.«

»Ah, da hat es nicht viel zu sagen.«

»Aber es wurde nach dem Herzen gezielt.«

»Donner und Doria! Da ist es also ganz und gar ernstlich gemeint gewesen!«

»Ja. Hätte er den Panzer nicht angehabt, so wäre er jetzt todt.«

»Ah, er hatte Küraß getragen?«

»Er hatte sich einen geliehen.«

»So ist er also doch vernünftig gewesen.
Aber, wer hat ihn denn gestochen?«

»Mein Gott, es ist mir fast unmöglich,
Ihnen dies zu sagen.«

»O, ich ahne bereits, wer der Mann
gewesen ist. Sprechen Sie getrost und
aufrichtig zu mir. Vielleicht kann ich Ihnen
helfen. Erzählen Sie mir Alles; aber
erlauben Sie mir vorher, mir eine Pfeife zu
stopfen. Es leidet mich zu Hause nicht
wenn mich nicht der Knaster an die Nase
brennt.«

Er stopfte sich eine seiner kurzen
Thonpfeifen, von denen er immer einen
großen Vorrath besaß, und als er sie in
Brand gesteckt hatte, setzte er sich auf eine
offene Nähchatouille, welche am Boden
lag. Margot mußte auf einem Tabouret Platz
nehmen und dann die Erzählung der
heutigen Ereignisse beginnen.

Unterdessen war es Königsau ganz
eigenthümlich ergangen.

Er war sehr lange Zeit bei Margot gewesen. Man hatte ihn da aufgehalten. Selbst die Mutter hatte ihm ein Zimmerchen für diese Nacht angeboten, damit er nicht abermals fortzugehen brauche, denn die beiden Damen hatten befürchtet, daß er abermals angefallen werden könne. Er aber hatte diese Gastfreundschaft ausgeschlagen und war endlich doch noch aufgebrochen.

Margot hatte ihn bis zur Thüre begleitet und dort die innige Bitte ausgesprochen, doch ja recht vorsichtig zu sein und sich recht fleißig umzuschauen, ob nicht irgend eine Gefahr in der Nähe zu bemerken sei.

Dies hatte er denn auch gethan. Obgleich er getrosten Muth gezeigt hatte, war er doch selbst schon auch der Ansicht gewesen, daß der verunglückte Ueberfall zum zweiten Male unternommen werden könne. Ja, er sagte sich sogar, daß man sich dabei wohl nicht mehr eines Dolches oder Messers, sondern einer Schußwaffe bedienen werde.

Da war natürlich eine Abwehr bedeutend schwieriger, wo nicht unmöglich. Aus diesem Grunde ging er nicht an einer Seite, sondern auf der Mitte der Straße. Der Feind stand jedenfalls unter einem Thore und konnte ihn auf diese Weise nicht so leicht erkennen.

So war er bis in die unmittelbare Nähe seines Hauses gekommen. Da erst kam ihm der Gedanke, daß ein etwaiger Angreifer sich gerade hier verstecken müsse, um ihn sicher zu treffen. Er hemmte seinen Schritt und ging ganz langsam, jeden Zoll breit mit dem Auge fixirend, soweit es die dichte Dunkelheit zuließ.

Er war nur noch vier Schritte von der Hausthür entfernt, da hörte er den Ruf:

»Königsau! Halt! Zurück! Sie wollen Dich abmurksen!«

Er wußte sofort, wer der Warner war. Es war die Stimme und auch die Ausdrucksweise des Marschalls. Diese

Warnung hatte jedenfalls ihren guten Grund; darum wollte er sie befolgen und sich umdrehen, da blitzte vor ihm die Laterne auf.

Mit Gedankenschnelligkeit kam ihm die Ahnung, daß er angeleuchtet werde, um ein sicheres Ziel zu bieten, und daß im nächsten Moment der Schuß fallen werde. Augenblicklich warf er sich zur Erde. Diese Geistesgegenwart rettete ihm das Leben, denn er hatte den Boden noch nicht berührt, so krachte auch bereits der Schuß. Die Kugel wäre ihm in den Kopf gedrungen, so aber flog sie weit über ihn hinweg.

»Er hat sich niedergeworfen. Leuchten Sie zur Erde!«

So hörte er eine halblaute Stimme sagen. Er erkannte sie; es war diejenige des Capitäns. Sogleich fiel das Licht der nach ihm gedrehten Laterne abwärts. Er sah sich abermals hell erleuchtet, schleuderte sich aber mit aller Gewalt zur Seite und zwar keinen Augenblick zu früh, denn da krachte

auch bereits der zweite Schuß, und er hörte ganz deutlich, daß die Kugel hart neben ihm auf den Stein schlug.

Nun war es aber auch aus mit seiner Langmuth. Der Schütze hatte beide Kugeln verschossen; ob er noch eine zweite Doppelpistole bei sich trage, das war Königsau in diesem Augenblicke sehr gleichgiltig. Er schnellte sich vom Boden auf und sprang auf die beiden Kerls zu. Ein Faustschlag traf den, welcher die Laterne hielt. Er ließ sie fallen und lief davon. Nun packte der Deutsche den Capitän.

»Jetzt lasse ich Dich nicht wieder laufen, Schurke!« sagte er.

Er hielt ihn umschlungen und wollte ihn zu Boden ringen. Da ließ der Capitän die Pistole fallen, um die Hand frei zu bekommen und faßte ihn bei der Brust. Diese aber war vom Metall bewahrt.

»Feigling!« knirschte der Franzose.
»Versteckst Du Dich hinter dem Küräß!«

Er faßte ihn beim Arme grad da, wo die Wunde war. Königsau stieß unwillkürlich einen Ruf des Schmerzes aus.

»Ach, ist das die richtige Stelle!« sagte der Gegner mit unterdrückter Stimme.

Er griff jetzt mit beiden Händen zu, und zwar mit Aufbietung aller Kräfte. Königsau konnte nicht anders, er mußte den Capitän fahren lassen, um zunächst seinen verwundeten Arm zu befreien. Das gelang ihm; dadurch wurde aber auch der Gegner frei und entsprang. Der Deutsche hielt ihn noch für nahe und sprang auf ihn zu, stürzte aber zur Erde nieder. Dadurch gewann der Fliehende einen Vorsprung.

Königsau rannte ihnen nach, kam aber schnell zur Einsicht, daß dies so eine Thorheit sei, denn der laute Schall seiner Schritte ließ ihm die Schritte Derer, die er verfolgte, nicht hören. Er blieb daher sogleich stehen und riß seine Stiefeln herunter. Er bemerkte, daß er sich an Blücher's Wohnung befinde; er hatte bereits

einige Sprünge an den Posten vorüber
gethan. Er rief ihnen daher in fliegender
Eile zu:

»Ich bin Lieutenant von Königsau. Habt
mit Acht auf meine Stiefel!«

Dann schnellte er seinen Feinden nach,
deren Vorsprung ein bedeutender geworden
war, obgleich er sich kaum einige
Augenblicke verweilt hatte.

Glücklicher Weise hörte er noch ihre lauten,
schnellen Schritte. Er war ein
ausgezeichneter Läufer; darum gedachte er,
den Vorsprung schnell einzuholen, aber der
Küraß war ihm nicht auf den Leib gemacht;
er paßte schlecht und hinderte ihn am
Laufen. Dennoch war zu hören, daß sich
der Abstand zwischen ihm und ihnen sehr
rasch verminderte, denn er hörte die
Schritte immer deutlicher.

Da aber mußte er plötzlich stehen bleiben,
um zu lauschen. Er vernahm nämlich, daß
sie sich getrennt hatten. Der Eine war links

in ein Seitengäßchen eingebogen, während der Andere geradeaus rannte. Welchem sollte er folgen?

Das Seitengäßchen schien nicht gepflastert zu sein; die Schritte des Fliehenden konnten nicht weit gehört werden; daher war hier eine Verfolgung sehr erschwert, gar nicht gerechnet, daß dieses Gäßchen in ein Gassengewirr führen konnte, in welchem die Spur des Flüchtlings sofort verschwinden mußte. Er beschloß daher, dem Andern zu folgen, welcher sich gradeaus gehalten hatte.

Er rannte ihm nach, merkte aber bald, daß er auch links eingebogen war. An einer weiteren Ecke mußte er abermals halten, um zu hören, woher die Schritte tönten. Dies nahm ihm Zeit weg. Bei einer dritten Ecke ging es ihm ebenso. Auch hinderte ihn die große Dunkelheit am schnelleren Fortkommen.

Endlich stand er abermals vor einem Seitengäßchen, in welchem die Schritte des

Fliehenden verhallt zu sein schienen. Er drang da hinein und hatte sehr bald die Ahnung, daß es dasselbe Gäßchen sei, in welches bereits der Erste entkommen war.

Da galt es Vorsicht, denn jedenfalls hatten die Beiden verabredet, sich hier zu treffen.

Er tastete in der Dunkelheit nach rechts und links. Das Gäßchen war kaum acht Fuß breit. Rechts waren Hintermauern von Häusern, und links schien eine lange Gartenmauer zu sein. Er glitt leise und langsam weiter.

Da war es ihm, als ob er ein Geräusch gehört habe, als ob ein Schlüssel sich in einem alten Schlosse drehe. Er lauschte. Und wirklich wiederholte sich der eigenthümlich quitschende Laut, ganz nahe vor ihm, zu seiner Linken, also in der Gartenmauer.

Er schlich weiter hinzu, und nun hörte er gar zwei Stimmen, zwar gedämpft, aber doch auch nicht ganz leise. Er fühlte mit

der Hand ein Pförtchen, welches sich in der Mauer befand. Es war verschlossen, und hinter demselben, im Garten also, standen die beiden Sprechenden, welche wohl nicht ahnten, daß der Verfolger so nahe sei.

»Das war ein ganz verfluchter Tag!« hörte er sagen.

»Wer ist Schuld als Sie!« meinte der Andere.

»Ich? In wiefern?«

»Erst stechen Sie verkehrt, und dann zielen Sie falsch.«

»Konnte ich zielen, wenn Sie falsch leuchteten? Uebrigens warum ergriffen Sie die Flucht? Wir hätten ihn kalt machen können, wenn Sie blieben; mir allein aber war dies nicht möglich. Sie haben mich immer einen Feigling genannt; jetzt aber gebe ich Ihnen dieses Wort mit doppelten Zinsen zurück.«

»O, es wäre mir gar nicht eingefallen,
fortzulaufen, wenn nicht Hilfe gekommen
wäre.«

»Hilfe? Wieso?«

»Hörten Sie es nicht rufen, gerade eh ich
zur Laterne griff?«

»Ja. Wer muß der Mensch gewesen sein? Es
ist, als sollte uns jetzt Alles quer gehen.
Aber morgen ist auch ein Tag.
Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.«

»Gewiß. Aber kommen Sie! Hier ist nicht
der Ort zu unserer Unterhaltung.«

»Wie kommen wir hinein? Durch die
Thür?«

»Nein. Man würde dies bemerken. Alle
meine Leute denken, ich arbeite noch in der
Bibliothek. Wir steigen an der Veranda
empor und dann zum Fenster hinein.«

»Steht es auf?«

»Ja. Kommen Sie.«

Sie entfernten sich. Königsau blieb halten. Er hörte nach einer längeren Weile ein Fenster klingen und wußte nun, daß sie sich im Innern des Hauses befanden.

Dieses Haus mußte er kennen lernen. Er beschloß also, ihnen zu folgen.

Zunächst tastete er empor. Die Mauer war so hoch, daß er ihre Kante nicht mit der Hand zu erreichen vermochte. Nun suchte er nach einer schadhaften Stelle. Es gab keine, aber dafür fand er eine, an welcher der Mörtel vollständig los- und herausgebrochen war. Die großen, zwischen den Steinen befindlichen Ritze gaben seinen Fingern und Fingerspitzen einen zwar nicht bequemen aber doch genügenden Haltepunkt, so daß er emporklettern konnte. Drüben ließ er sich wieder hinab.

Es war kein ungefährliches Unternehmen für ihn, hier einzudringen. Er befand sich

als Feind des Vaterlandes in Paris und verfolgte hier zwei persönliche Feinde. Wurde er erwischt, so galt es jedenfalls einen Kampf auf Leben und Tod. An Gnade und Erbarmen war auf keinen Fall zu denken.

Er befand sich jetzt im Garten, aber es war so dunkel, daß er sich fort tasten mußte. Da anzunehmen war, daß sich die Hausfront parallel mit der Gartenmauer ziehe, so ging er im rechten Winkel von der Letzteren aus gerade vorwärts und gelangte auch bald in den Hofraum, wo er die Veranda fand, von welcher der Eine gesprochen hatte.

»Also hier sind sie emporgeklettert,« dachte er. »Trägt sie diese Beiden, so trägt sie jedenfalls auch mich. Ich werde es auf alle Fälle versuchen.«

Er fühlte die Querlatten. Es ließ sich an ihnen wie an einer Leiter emporsteigen. Als er oben anlangte, untersuchte er die Decke der Veranda, ob sie ihn auch halten werde. Sie war stark genug dazu. Er trat auf sie

und richtete sich empor. Er stand jetzt vor einem Fenster, jetzt zwar von Innen verschlossen, jedenfalls aber dasselbe, durch welches sie eingestiegen waren.

Ein Blick überzeugte ihn, daß dieses Fenster zu einem jetzt unerleuchteten Raum führe. Von diesem aber ging eine Thür, welche fast ganz geöffnet war, in ein Nebenzimmer, in welchem eine große Lampe eine hinreichende Helligkeit verbreitete, um Alles erkennen zu können. Zwei Männer gingen darin auf und ab. So oft sie an der geöffneten Thür vorüber gingen, konnte er sie sehen.

»Ah; der Capitän und dieser Baron Reillac! Ich habe es mir gleich gedacht.«

So sagte Königsau zu sich, indem er diese Beiden betrachtete.

Sie mußten ein sehr erregtes Gespräch führen, wie aus ihren Mienen und den lebhaften Gesticulationen zu ersehen war. Leider konnte der Lauschende nicht Alles

hören; nur einige abgerissene Brocken wurden ihm verständlich.

»Das, ja, das ist das Beste!« hörte er den Capitän sagen.

»..... komme ich unblutig in ihren Besitz,« meinte darauf der Baron. »Ob ich dann aber auch das Gleiche zahle, das«

»Das versteht sich ja ganz von selbst, denn wenn ich es nicht zugebe, so wird aus diesem Plane nicht das«

»Na, so mag es sein. Ich denke soll es mir auf die versprochene Summe nicht ankommen Sie ja mein Schwager werden, und da darf man als anständiger Mann nicht«

Diese auseinandergerissenen Sätze waren von dem Baron zu hören. Der Capitän antwortete darauf:

»Wenn es gelingt, so man vergeblich suchen wird. Besonders dieser verdammte Königsau der mir«

»Die Hauptsache ist,« fuhr der Baron fort, »ob wir bereits welche Uhr er stets zu kommen pflegt muß es schon geschehen sein sonst ist es jedenfalls zu spät.«

»Ich werde morgen genaue Erkundigungen einziehen,« meinte der Capitän, »und Ihnen bei Zeiten Widerstand leisten wird.«

»Ich werde ihn zu brechen wissen, da ich dabei auf Ihre Hilfe rechnen darf,« sagte der Baron. »Jedenfalls steht zu erwarten ihre Ehre retten, so bleibt nichts Anderes übrig als darauf rechne ich!«

Bei diesen letzten Worten schob er die Thüre zu. Nun wurde es finster, und Königsau konnte kein einziges Wort mehr vernehmen. Er wartete noch eine längere

Weile, doch vergebens, und so beschloß er, seinen Rückzug anzutreten.

Dieser gelang ihm vollständig, denn da das Gartenhaus höher lag, als das Gäßchen draußen, so war von Innen aus die Mauer leichter zu erklettern, als von draußen herein. Jetzt war es aber Hauptsache, sich das Gäßchen genau zu merken; dies konnte unter Umständen von größtem Vortheile sein.

Er schritt es auf und ab, ebenso die anliegenden Straßentheile und war endlich sicher, es am Tage sehr leicht auffinden zu können. Nun kehrte er nach Hause zurück.

Auf dem Heimwege dachte er über das nach, was er gehört hatte. Er entnahm daraus, daß ein neuer Anschlag gegen ihn und Margot verabredet worden war, doch ließ sich nicht denken und errathen, worin derselbe bestehe. Es war die Rede davon gewesen, daß der Capitän morgen Erkundigungen einziehen wolle, daß Margots Ehre zu retten sei, daß ihr

Widerstand besiegt werden solle. Aus Alledem ließ sich doch nichts Bestimmtes folgern. Nur das schien festzustehen, daß der neue Anschlag recht bald ausgeführt werden solle.

Königsau gelangte bald auf seine Straße und an das Palais des Marschalls. Es standen, wie vorhin, zwei Posten da. Er bückte sich da, wo er seine Stiefel abgelegt hatte, nieder; sie waren weg. Er trat daher zu den Posten. Seines leisen Ganges und der Dunkelheit wegen hatten sie ihn nicht kommen gehört. Sobald sie ihn aber erblickten, riefen sie ihn an:

»Wer da?«

»Preußischer Husarenofficier,« antwortete er. »Seit wann steht Ihr hier?«

»Nicht ganz eine Stunde.«

»Wurden Euch keine Stiefel übergeben?«

»Nein.«

»Wurde auch nicht der Name eines
Officiers genannt?«

»O ja, Herr Lieutenant.«

»Welcher?«

»Lieutenant von Königsau.«

»Gut! ich bin es.«

»Der Herr Lieutenant sollen sofort zum
Marschall kommen.«

»So spät?«

»Sofort. Sie sollen gar nicht erst nach Ihrer
Wohnung gehen.«

»Sapperlot! Ich habe ja keine Stiefel an!«

»Die haben Excellenz mit
heraufgenommen.«

»Alle Teufel! Confiscirt?«

»Ich weiß nicht. Wir sollen aber sagen, daß der Herr Lieutenant sofort erscheinen sollen, und zwar in Strümpfen.«

»Na, da muß ich es wohl oder übel thun.«

Er trat ein und stieg die Treppe empor. Droben im Vorsaale stand der Unterofficier von der Wache.

»Was thun Sie so spät hier?« fragte der Lieutenant.

»Ich habe den Herrn Lieutenant anzumelden.«

»Ah, so werde ich erwartet?«

»Ja.«

»Na, melden Sie!«

Der Unterofficier verschwand hinter der Thür, und es dauerte eine ganze Weile, ehe er wieder kam, um Königsau zu sagen, daß er eintreten könne. Diese Zeit hatte nämlich

Blücher gebraucht, um Margot zu verstecken, die auch bei ihm war.

Als der Lieutenant die Thür hinter sich zugezogen hatte, trat er drei Schritte vor und machte sein Honneur. Blücher hatte die Pfeife im Munde, und in der Stube gab es fürchterlichen Tabaksqualm. Auf dem Tische stand eine kostbare japanesische Schale, welche der Marschall benutzt hatte, die ausgerauchten Pfeifen hinein zu putzen. Schwefelfaden und Zunder lagen in einem silbernen Fruchtkörbchen.

»Ach, was ist denn das?« fragte Blücher in erstauntem Tone. »Sie kommen ja so leise wie ein Spitzbube herein. Das klingt grad, als ob kein Geldbeutel vor Ihren Fingern sicher wäre! Ach Teufel noch einmal! Sie haben keine Stiefel!«

»Zu Befehl Excellenz!«

»Nun, wo stecken denn diese Stibbeln?«

»Sie sind nicht sicher gewesen vor den Fingern Euer Excellenz!«

Blücher schmunzelte und sagte, die Hand drohend erhebend:

»Junge, mache keine guten Witze! Du weißt, die schlechten verzeihe ich, aber die guten bestrafe ich mit Lattenarrest!« Und einen ernsten Ton anschlagend, fuhr er fort: »Es ist mir noch nie vorgekommen, daß ein Lieutenant sich in Strümpfen bei mir gemeldet hat! Das ist unbegreiflich!«

»Desto begreiflicher ist es, wenn Ew. Excellenz einem Lieutenant befehlen, in Strümpfen zu erscheinen.«

»Du, das ist ein schlechter Witz; den rechne ich Dir nicht an. Bilde Dir also nichts auf ihn ein! Uebrigens wärest Du bald schrecklich blamirt gewesen. Es war Jemand da, der schöne Augen über Deine Strümpfe gemacht haben würde. Gucke sie Dir mal an, mein Sohn! Sie sind ja dreckiger wie ein Paar

Pferdehändlerstiefeln. Und die Zehen gucken wohl ach, zeige doch her! Na, sie stecken noch drin; da geht es! Gehe dort hin in den Silberschrank, und fahre in Deine Feueressen!«

Königsau gehorchte und öffnete den Schrank. Da, wahrhaftig, standen seine Stiefel mitten unter dem funkelnden Gold und Silbergeschirr. Er nahm sie heraus und zog sie vor den Augen des Marschalls an.

»So,« sagte dieser. »Jetzt bist Du wieder der Hugo, der sich sehen lassen kann. Gehe doch mal hin an die Thür, und klopfe an!«

Königsau that es. Sofort öffnete sich die Thür.

»Margot!«

»Hugo!«

Sie lagen sich in den Armen, ohne sich durch die Gegenwart des Marschalls stören zu lassen. Dieser zupfte an seinem

Schnurrbart herum, zog allerlei glückliche und verdrießliche Gesichter und sagte schließlich:

»Ja, die haben sich beim Kopfe! Wo aber bleibt der alte Gebhard Leberecht Blücher? Den nimmt Niemand bei den Ohren!«

»O doch!« antwortete Margot.

Sie trat auf ihn zu, legte ihm die Arme furchtlos um den Hals und küßte ihn recht herzlich auf die Wange.

»Mädel,« sagte er, »das ist die falsche Adresse; hat Dir's der Hugo Dich denn nicht besser gelernt? Komm her!«

Er nahm sie beim Kopfe und küßte sie auf den Mund; dann sagte er zu Königsau:

»Wenn Du es nicht leiden willst, so verklage mich oder hau mich! Aber ich habe mit der Hexe jetzt stundenlang beisammengesessen; sie hat mirs angethan, und wir sind so hübsch einig geworden, daß

ich wollte, Du wärst der General und ich der Lieutenant. Sie hat mir Alles erzählt, was heute passirt ist. Nun erzähle Du weiter, mein Sohn, damit man klar sehen kann.«

Königsau setzte sich neben Margot, legte den Arm um sie und begann zu erzählen. Unterdessen ging Blücher auf und ab und rauchte wie ein feuerspeiender Berg.

Der Lieutenant ließ nicht das Geringste hinweg. Margot lehnte ihr Köpfchen an seine Schulter und weinte vor Glück, ihn wieder zu haben. Es war, als ob Blücher der Vater dieser Beiden sei, vor dem sie sich gar nicht zu geniren brauchten.

Als Königsau geendet hatte, sagte der Marschall:

»Fürchterlich! Der eigene Bruder! Was wirst Du thun, mein Junge?«

»Sie Beide niederschlagen, wo ich sie finde.«

»Nein. Das geht nicht, das verbiete ich Dir.
Verstanden!«

»Excellenz !«

»Papperlapappexcellenz! Ich habe es Der
da versprechen müssen.«

Er zeigte bei diesen Worten auf Margot.
Königsau sah dem schönen Mädchen in die
dunklen, feuchten Augen und fragte sie:

»Margot, Du wünschst, daß ich mich nicht
räche?«

»Hugo, er ist doch immer mein Bruder!«
bat sie.

»Gut! Aber dieser Baron Reillac?«

»Auch ihm soll nichts geschehen, mein
lieber Freund.«

»Ja, so wie es in der Bibel zu lesen ist,«
sagte Blücher gerührt. »Rebecca hat auch
feurige Steinkohlen auf das Haupt des
Herodes gesammelt.«

Der Lieutenant konnte denn doch ein Lächeln nicht unterdrücken. Der Marschall sah es und fragte mit etwas verlegener Miene:

»Was lachst Du, he? War's etwa blos Torf und keine Steinkohlen?«

»Es müssen doch Steinkohlen gewesen sein, Excellenz, denn dem Herodes ist dabei die ganze obere Hälfte des Kopfes mit weggebrannt. Uebrigens möchte ich nicht sagen, daß es mir sehr leicht wird, den Baron entkommen zu lassen. Er geht uns nichts an; wir sind ihm keine Rücksichten schuldig, und er wüthet als Todfeind gegen uns.«

»Kannst Du gegen ihn handeln, ohne auch meinen Bruder zu treffen?« fragte Margot.

»Das ist allerdings wahr. Aber wenn wir sie nicht unschädlich machen, so steht uns jedenfalls ein neues Unglück bevor. Du hast ja gehört, was ich belauschte. Sie

schmiedeten bereits einen neuen Plan gegen uns.«

»Da weiß ich Hilfe,« meinte Blücher.
»Anstatt sie unschädlich zu machen, will ich Euch unverletzlich machen; Beides führt zu ganz demselben Ziele. Wie wäre es, wenn ich Dich nach Berlin schickte, mein Junge?«

»O, Excellenz, soll Margot ohne meinen Schutz hier zurückbleiben?«

»Nein. Ich habe vorhin mit ihr darüber gesprochen. Frau Richemonte hat da gegen Belgien hin eine nahe Verwandte. Dorthin reisen die beiden Damen morgen ab, ohne daß ein Mensch erfährt, wo sie sich befinden. Dort werden die beiden Spitzbuben Dir die Margot sicherlich nicht ausgattern.«

»Dieser Vorschlag ist prächtig, Excellenz! Führen wir ihn aus, so entziehen wir uns den Verfolgungen und sind nicht zur Rache gezwungen.«

»Siehst Du! Ich habe heute bereits einmal gesehen, daß der Blücher ein guter Amtscopist hätte werden können. Und was Dich betrifft, so bringst Du die Damen an Ort und Stelle und gehst dann nach Berlin. Du wirst schon noch erfahren, wozu. Aber Du wirst da heute den ganzen Tag bei mir sein müssen, um mir zu helfen, die dazu nöthigen Schreibereien anzufertigen.«

»Ich stehe ganz zu Befehl, Excellenz.«

»Gut. So führe jetzt Dein Mädels nach Hause, wie es einem richtigen Burschen geziemt. Punkt neun Uhr bist Du bei mir; da geht das Arbeiten los, und erst am Abend sehen wir uns Alle wieder. Damit Euch aber nicht wieder Etwas Schlimmes widerfährt, gebe ich Euch acht Mann Garde mit, unter scharf geladenem Gewehre, vier Mann auf der einen, vier Mann auf der anderen Seite der Straße und Ihr in der Mitte. Hier ist der Befehl, mein Junge; gieb den Wisch unten in der Wachstube ab. Und nun gute Nacht. Ihr werdet Euch mehr zu sagen haben als mir. Alles Andere aber werden wir heute

Abend besprechen. Gute Nacht, Kinder!
Und wenn Ihr Euch küßt, so macht nicht zu
viel Lärm dabei; leise und zart schmeckts
viel besser.«

Sie gingen und erreichten unter der
erwähnten Bedeckung glücklich die
Wohnung Margots. Der Portier öffnete
wieder persönlich.

»Verzeihung, Mademoiselle,« sagte er, »Sie
waren bei dem Marschall Blücher?«

»Ja,« antwortete sie.

Er machte eine außerordentlich tiefe
Reverenz, und als sie außer Hörweite von
ihm waren, brummte er leise in den Bart:

»Der ist ganz sicher kein Lieutenant,
sondern irgend ein Prinz incognito, sonst
würden die Beiden nicht so intim mit dem
berühmten Marschall sein. Na, ich gönne es
Mademoiselle Margot von ganzem Herzen,
eine Prinzessin zu werden.«

Margot war ganz erfüllt von dem, was sie erlebt und mit dem Marschall besprochen hatte. Sie konnte nicht anders, sie weckte ihre Mutter, und als diese vernahm, um was es sich handle, verzichtete sie gern auf die Fortsetzung der unterbrochenen Nachtruhe. Königsau wurde nicht fortgelassen; er mußte bleiben.

Frau Richemonte erschreckte zwar außerordentlich, als sie erfuhr, in welcher Lebensgefahr sich der Lieutenant wieder befunden habe, und daß Margot wieder so kühn gewesen sei, sich auf die Straße zu wagen; da jedoch Alles so glücklich abgelaufen war, so wurde es ihr nicht schwer, sich bald wieder zu beruhigen.

Den Vorschlag Blüchers, die Freundin aufzusuchen, fand sie ganz und gar acceptabel. Sie war von dieser Dame hundert Male eingeladen worden, ohne dieser Einladung Folge leisten zu können. Sie war gewiß, mit offenen Armen aufgenommen zu werden, und schrieb stehenden Fußes einen Brief, in welchem

sie ihre Ankunft meldete und den Königsau schleunigst zu besorgen versprach.

Es wurde ausgemacht, das Einpacken der mitzunehmenden Effecten so geheim wie möglich zu betreiben. Das Dienstmädchen sollte entlassen werden und nicht erfahren, wohin die Reise gehe. Von der Freundin sollten Mutter und Tochter dann später nach Berlin kommen, wo die Hochzeit sein solle; daher beschloß man, alles schwere Gepäck zu vermeiden und Meubles und anderes Geräth unter der Hand zu verkaufen. Das würde der gute Papa Blücher wohl auch bewerkstelligen, so daß auch hierbei ein Verrath des Aufenthaltsortes der beiden Damen wohl nicht zu befürchten sei.

Unter diesen Gesprächen und Berathungen verging die Zeit. Es wurde Tag, und als es acht Uhr schlug, mußte Königsau aufbrechen, um zur bestimmten Stunde bei dem Marschall zu sein.

*

Fortsetzung 16

Während Königsau mit diesem in allerlei wichtige und geheimnißvolle Schreibereien vertieft war, hatten Mutter und Tochter genug zu thun, um ihre wirthschaftlichen Fragen und Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, damit morgen ihrer Abreise nichts im Wege stehe. Die Mutter war in letzter Zeit immer leidend gewesen; der Kummer und Gram über ihren Stiefsohn hatten zu tief auf sie eingewirkt, und als nun der Abend kam, da fühlte sie sich so angestrengt und ermüdet, daß sie sich legen mußte, um sich für die Reise auszuruhen.

»Du denkst, der Marschall wird kommen?« fragte sie dabei Margot.

»Entweder das, oder er ladet uns zu sich ein, Mama. Er hat ganz bestimmt gesagt, daß heute Abend noch alles Nöthige besprochen werden soll.«

»Wenn er kommt, so werde ich aufstehen müssen, schickt er aber eine Einladung, so wirst Du mich entschuldigen müssen, ich bin heute wirklich zu schwach, ihr zu folgen. Vielleicht finde ich morgen noch Zeit, mich von ihm zu verabschieden und ihm zu danken für Alles, was er an uns so Liebes und Ungewöhnliches gethan hat.«

Es war draußen dunkel geworden und Margot hatte seit einer Viertelstunde Licht angebrannt, als sie auf der Straße das Rasseln eines Wagens vernahm, welcher unten an der Thür zu halten schien. Nach wenigen Augenblicken läutete es an der Glocke. Sie ging selbst, zu öffnen und erblickte einen jungen Officier in deutscher Uniform mit der Adjutantenschärpe.

»Verzeihung, Mademoiselle,« sagte er unter einer eleganten Verneigung, »komme ich hier recht zu Frau Richemonte?«

»Gewiß; bitte treten Sie ein, Herr Lieutenant!«

Sie führte ihn in den Salon und nöthigte ihn zum Sitzen; er lehnte dies jedoch mit den höflichen Worten ab:

»Entschuldigung, daß ich, ehe ich Ihrem Befehle gehorche, mich zuvor meines Auftrages entledige! Ist Frau Richemonte zu sprechen?«

»Leider nein. Sie befindet sich nicht wohl.«

Ueber das Gesicht des Officieres ging ein schnelles Lächeln der Befriedigung, welches Margot aber nicht beachtete. Er sagte im Tone des Bedauerns:

»So gestatten Sie, daß ich condolire, gnädiges Fräulein! Ich habe doch die Ehre, Fräulein Richemonte vor mir zu sehen?«

Sie antwortete durch eine bejahende Verneigung.

»Nun, dann theile ich Ihnen mit, daß ich als Ordonnanz seiner Excellenz, des Herrn Feldmarschall's von Blücher komme.

Excellenz lassen die beiden Damen höflichst ersuchen, bei ihm das Souper einzunehmen; da sie jedoch wußten, daß Ihre gnädige Frau Mama in letzter Zeit immer leidend gewesen ist, so bin ich beauftragt, die Dame von der Befolgung der Einladung zu dispensiren.«

»Ich danke Ihnen, mein Herr! Wir haben diese Einladung fast erwartet und uns bereits besprochen, daß Mama ablehnen muß. Ich aber werde sogleich mit Ihnen kommen und bitte nur um einen Augenblick Geduld, um Mama zu benachrichtigen. Ist Lieutenant von Königsau bei Excellenz?«

»Allerdings.«

»Er wird mich dort erwarten. Da ich schon vorbereitet bin, so nimmt meine Toilette keine Zeit in Anspruch. Ich stehe gleich zu Diensten!«

Als sie in das Nebenzimmer getreten war, sah sich der angebliche Officier erstaunt um und murmelte:

»Bei Gott, ich bin ganz versteinert! Ich glaubte hier auf Schwierigkeiten zu stoßen, welche man nur mit der größten diplomatischen Finesse beseitigen kann, und nun geht Alles wie genudelt. Man ist vorbereitet; man hat bereits Toilette gemacht; man nimmt die Mama nicht mit. Wenn das kein Wunder ist, so giebt es überhaupt keins. Wenn mir nur dieser verteufelte Königsau nicht in die Quere kommt; dann habe ich gewonnen.«

Nach kaum zwei Minuten trat Margot wieder herein und erklärte sich zum Mitgehen bereit. Da sie die Anspruchslosigkeit des Marschalls kannte, so hatte sie es unterlassen, große Toilette zu machen. Sie war sehr einfach aber doch geschmackvoll gekleidet; aber grad diese Einfachheit hob ihre Schönheit so hervor, daß die angebliche Ordonnanz den Blick mit hoher Bewunderung auf ihr ruhen ließ. Sie sah so vornehm, so distinguirt aus und dabei doch so mädchenhaft, so kindlich lieb und gut, daß dem Schwindler doch ein

Gefühl des Bedauerns und des Mitleides ankam.

»Wie schön sie ist,« dachte er. »Wie rein und züchtig sie aussieht! Und dieses gute, herrliche Wesen soll diesem alten, trockenen Baron zum Opfer fallen! Ah, wenn mein Vater nicht sein Diener wäre, so würde ich mich sehr hüten, ihm behilflich zu sein. Wenn er noch jung und hübsch wäre! So aber kann sie mich dauern!«

Er gab ihr durch eine Verbeugung das Zeichen, daß er bereit sei, mit ihr zu gehen, und so trat sie den Weg an, von dem sie nicht ahnte, wie verhängnißvoll er ihr werden sollte.

Unten wartete die Equipage. Der Kammerdiener saß als Kutscher verkleidet auf dem Bock. Der Officier öffnete den Wagenschlag, und Margot stieg ein. Er folgte ihr, und dann setzte sich der Wagen in Bewegung.

Es war bereits finster auf der Straße. Hier und da brannte eine Laterne, doch war das dadurch verbreitete Licht nicht hinreichend, eine genügende Helle zu geben. Uebrigens begann der Officier eine lebhaft Unterhaltung, welche den Zweck hatte zu verhindern, daß Margot ihre Aufmerksamkeit hinaus auf die Straße richte; sie hätte ja sonst bemerken müssen, daß der Wagen zwar in die Straße einbog, in welcher Blücher's Wohnung lag, aber nicht vor derselben hielt.

Dennoch wurde sie aufmerksam. Das einem jeden Menschen innewohnende Vermögen, ganz unwillkürlich die Zeitdauer abzumessen, sagte ihr, daß sie das Ziel bereits erreicht haben mußten. Darum unterbrach sie die Unterhaltung mit der Frage:

»Aber, Monsieur, mußten wir nicht bereits angekommen sein?«

»Allerdings, Mademoiselle,« antwortete der Gefragte; »aber ich bemerke, daß der

Kutscher einen kleinen Umweg eingeschlagen zu haben scheint. Lassen Sie einmal sehen, ob ich richtig rathe oder mich irre.«

Er blickte durch die Fensterscheibe seiner Wagenseite und that so, als ob er da nichts erkennen könne. Dann neigte er sich zur anderen Seite herüber und sagte:

»Gestatten Sie! Hier kann man deutlicher sehen.«

Sie bog sich ein Wenig zurück, um ihm Raum zu lassen, aber in demselben Augenblicke fühlte sie sich von ihm ergriffen und mit aller Gewalt in die Ecke gedrückt.

»Herrgott, was ist das! Was wollen !«

Sie konnte nicht weiter sprechen. Ein Tuch verschloß ihr den Mund, und diesem Tuche entströmte ein scharfer, unangenehmer Geruch, welcher ihr in die Respirationsorgane drang und ihr fast

augenblicklich die Kraft, zu widerstehen, benahm. Sie versuchte zwar noch, den Angreifer von sich zu schieben, doch geschah dies so schwach, daß sie damit kein Kind fortzustoßen vermocht hätte. Einige Sekunden später lag sie vollständig bewußtlos in der Ecke.

»Ah, das ist mir leicht geworden,« flüsterte der Schauspieler. »Ich hatte es mir bedeutend schwerer vorgestellt. Nun aber werde ich mir einen Lohn nehmen, der allerdings nicht vereinbart worden ist. Ich werde sie küssen, bis der Wagen hält!«

Er setzte sich auf das Sitzkissen neben sie nieder, zog ihren Kopf herbei und legte seine Lippen auf ihren Mund. Da aber spürte er den scharfen Geruch des Parfüms, welcher ihm beinahe den Athem versetzte.

»Donnerwetter, es geht nicht,« sagte er; »ich muß gewärtig sein, daß ich die Besinnung grad so verliere wie sie. Wie schade! Ach der Genuß wäre ja auch ein

nur kurzer gewesen, denn wir sind bereits am Ziele. Der Wagen hält.«

Die Equipage hatte das Gäßchen erreicht, war in dasselbe eingebogen und hielt nun vor dem Gartenpförtchen. Dieses öffnete sich auf der Stelle, und zwei Männer traten hervor. Es war Baron Reillac und Capitän Richemonte.

»Nun? Gelungen?« fragte der Erstere den Kutscher.

»Weiß nicht genau!« antwortete dieser.

»Nicht genau? Alle Teufel! Du mußt doch wissen, ob Ihr sie habt!«

»Wir haben sie, aber «

»Was, aber ?«

»Ob die Narkotisirung gelungen ist !«

»Das werden wir gleich sehen!«

Er öffnete den Schlag, aus welchem ihm jener Geruch sogleich entgegendrang.

»Gelungen?« fragte er nun in den Wagen hinein.

»Vollständig,« antwortete der verkleidete Schauspieler.

»Heraus mit ihr!«

Er griff zu, und der Capitän half ihm.

»Jetzt schafft den Wagen fort, und hier ist das Geld.«

Er gab dem Schauspieler eine Börse, welche den vereinbarten Sündenlohn enthielt. Dieser steckte jene ein, bedankte sich und setzte sich wieder im Wagen zurecht.

»Wie lang darf ich ausbleiben?« fragte der Kutscher.

»Bis Du den Wagen abgeliefert hast; ich brauche Dich vielleicht nöthig.«

»Das Abliefern wird langsam gehn.«

»Warum?«

»Wir müssen den Wagen erst ausräuchern;
der Geruch könnte uns verrathen.«

»Ach. Wie wollt Ihr dies thun?«

»Ich habe das Nothwendigste bereits bei
mir. Wir fahren hinaus vor die Stadt, wo wir
auf freiem Felde unbeobachtet sind.
Vielleicht kommen wir vor Mitternacht
nicht retour.«

»So müssen wir versuchen, ohne Euch zu
verkommen. Vorwärts!«

Der Wagen setzte sich in Bewegung und
verließ das Gäßchen.

»Tragen Sie Ihre Schwester,« meinte der
Baron zu dem Capitän. »Ich habe die
Thüren zu öffnen und zu schließen.«

Richemonte folgte dieser Aufforderung. Sie
schafften in der angegebenen Weise Margot

in das Haus und hinauf in das Bibliothekzimmer. Das konnte unbeobachtet geschehen, da der Baron den Meisten seiner Leute Urlaub gegeben und die Uebrigen mit irgend einem Auftrage aus dem Hause entfernt hatte.

Droben setzte der Capitän seine Schwester auf einen Stuhl.

»Wollen wir sie binden?« fragte er.

»Binden? Wird dies nöthig sein?«

»Ich denke es. Sie wird jedenfalls Widerstand leisten.«

»Pah, diesen Widerstand werden wir wohl brechen können!«

»Sie wird um Hilfe rufen!«

»So verhüllen wir ihr den Mund.«

»Sie wird die Hülle losreißen, wenn wir ihr nicht auch die Arme binden.«

»Gut, so wollen wir sie an den Stuhl fesseln. Wie blaß sie ist! Wie eine Leiche.«

»Sie wird doch nicht erstickt sein?« fragte der Capitän, indem sein Auge eine unheimliche Gluth erkennen ließ.

»Ich hoffe es nicht!«

»Es wäre dies wohl ein Strich durch Ihre Rechnung, Baron?«

»Durch die Ihrige ebenso!«

»Pah! Mir würde dies sehr gleichgiltig sein!«

»Ich bezweifle dies. Ich würde in diesem Falle nicht Ihr Schwager werden und also die Wechsel nicht zerreißen.«

Der Capitän lächelte und fletschte dabei die Zähne.

»O, diese Wechsel sind mir von jetzt an nicht mehr fürchterlich!«

»Nicht? Warum?« fragte der Baron,
aufmerksam werdend.

»Sie haben meine Schwester in Ihrer Hand,
und ich fordere die Wechsel!«

»Noch aber ist sie nicht meine Frau.«

»Ob sie es wird oder nicht, das wird ganz
allein von Ihrer Geschicklichkeit
abhängen.«

»Sie kann mir noch entrissen werden!«

»Das geht mich nichts an.«

»Ich begreife Sie nicht, Capitän. Ich habe
Ihnen versprochen, Ihre Accepte zu
vernichten, sobald Margot meine Frau ist.
Ich werde Wort halten, eher aber nicht.«

Der Capitän zuckte die Achsel und
antwortete:

»Ganz wie es Ihnen beliebt. Behalten Sie
die Papiere meinetwegen ganz; es ist ja
ebenso gut als ob sie vernichtet wären!«

Der Baron betrachtete ihn verwundert und fragte:

»Ah, wie meinen Sie das?«

»Muß ich Ihnen dies wirklich erklären?«

»Ich bitte darum!«

»Wissen Sie, welch eine Strafe das Gesetzbuch auf widerrechtliche Freiheitsberaubung legt?«

»Ah, meinen Sie dies so?«

»Ja. Und wissen Sie, wie die gewaltthätige Bezwingung einer Dame bestraft wird?«

Da röthete der Zorn das Gesicht des Barons.

»Hole Sie der Teufel!« sagte er. »Sie werden doch nicht glauben, daß ich mich fürchte.«

»Ich glaube es allerdings nicht, ersuche Sie aber, dasselbe auch von mir zu denken!«

»Sie wollen drohen?«

»Nicht im Mindesten. Ich will nur eben bemerkt haben, daß ich Ihre Wechsel jetzt nicht mehr fürchte. Ich werde sie nicht honoriren.«

»Und ich werde sie Ihnen doch präsentiren, falls sich vor meine Wünsche in Betreff Ihrer Schwester doch ein Hinderniß legt!«

»Präsentiren Sie sie in Gottes Namen! Zahlung aber setzt es nicht.«

»So dürfte Ihnen der Schuldthurm offen stehen.«

»Und Ihnen das Zuchthaus.«

»Ah, Sie würden mich anzeigen?«

»Ganz gewiß.«

Der Baron blickte den Andern überlegen an und antwortete:

»Sie sind ein schlechter Rechner. Sie haben einen bedeutenden Factor vergessen.«

»Welchen?« fragte der Capitän gleichgiltig.

»Sie sind ja mitschuldig.«

»Pah! Beweisen Sie das!«

»Nun, Sie stehen ja hier, hier mit dabei.«

Da stieß der Capitän ein geringschätzendes Lächeln aus und antwortete:

»Wie wollen Sie meine Mitschuld beweisen? Habe ich mit Ihrem Kammerdiener über Ihren Coup gesprochen?«

»Nein.«

»Oder mit seinem Sohne, dem famosen Ordonnanzofficier?«

»Nein.«

»Oder mit sonst einem Menschen?«

»Außer mir allerdings nicht.«

»Wie also wollen Sie beweisen, daß ich Ihr Mitschuldiger bin?«

»Die beiden Genannten haben Sie vorhin bei mir stehen sehen.«

»Ja, doch können sie unmöglich beschwören, daß ich gewußt habe, um was es sich handelt. Ich verhalte mich in dieser Angelegenheit so vorsichtig, daß mir später kein Mensch an den Leib gehen kann. Nur allein Margot werde ich zeigen, daß ich mit im Complot bin. Ich hasse sie, und sie soll wissen, daß ich mich räche.«

»Capitän, Sie sind ein fürchterlicher Mensch!«

»O,« antwortete dieser kalt, »wir Beide sind einander jedenfalls ebenbürtig. Aber, merken Sie auf, Baron! Mir scheint, daß sie bald erwachen wird. Die Röthe kehrt bereits auf ihre Wangen zurück. Wir müssen sie binden.«

Sie schlangen jetzt Tücher um das Mädchen und den Stuhl herum und banden ihr zugleich ein Taschentuch um den Mund, so daß sie nicht rufen konnte.

Als der verkleidete Schauspieler vorhin in Margot's Wohnung gedacht hatte: »Wenn mir nur dieser verteufelte Königsau nicht in die Quere kommt, so habe ich gewonnen,« hatte er wohl nicht geglaubt, daß diese gefürchtete Entdeckung nur an einem einzigen Augenblicke hing.

Königsau hatte mit Blüchern ganz angestrengt gearbeitet. Er sollte in öffentlichen und auch geheimen Aufträgen des Marschalls nach Berlin gehen, und dieser hatte ihm eine Menge Dictate in die Feder geliefert.

»Man munkelt davon,« hatte der alte Held gesagt, »daß die Majestäten nach England gehen werden, um sich dort als Retter Europa's angaffen und fetiren zu lassen. Wir sind eingeladen. Wenn der König diese Einladung befolgt, so muß ich auch mit.

Man wird uns dort Wochen lang
herumschleppen, und weitere Wochen
werden auf der Heimreise vergehen. Darum
muß ich mich nach einem zuverlässigen
Manne umsehen, der mir während dieser
Zeit die Augen aufhält, damit ich erfahre,
was daheim vorgeht. Ich habe meine
Feinde, große und kleine. Verstanden?«

»Sehr wohl, Excellenz,« antwortete
Königsau verständnißinnig.

»Na, ich sehe, daß Du nicht auf die Nase
gefallen bist, mein Junge; darum habe ich
Dich auserwählt. Ich weiß, daß ich mit Dir
aufrichtig sein kann. Sage mir doch einmal,
was sie mit diesem Napolium gethan
haben?«

»Verbannt.«

»Wohin?«

»Nach Elba.«

»Schön! Ich will gleich sterben, wenn ich gewußt habe, was dieses Elba für ein Land ist. Ich habe sogar den Namen nie gehört. Und nun hat man mir gesagt, was ich unter Elba zu verstehen habe. Was denkst Du wohl?«

»Eine Insel.«

»Ja. Was für eine?«

»Eine offene.«

»Sehr gut geantwortet, mein Junge! Eine offene Insel, ohne Mauern und Festungswerke, so offen, daß dieser Bonaschwarte sofort echappiren kann. Und die Hauptsache, wo liegt diese Insel?«

»In Italien.«

»Ja, ganz in der Nähe der italienischen Küste, wo man den abgesetzten Kaiser anbetet. Der Teufel soll diese Dummheit holen! Ja, sie könnten ihn meinetwegen in Kukuks Namen nach Italien verbannen,

aber nicht nach Elba, sondern in den Vesuv hinein; da wäre es ihm auch einmal so warm geworden, wie er es uns gemacht hat. Ich sage Dir, ich traue dieser Geschichte nicht. Der Kerl kommt wieder.«

»Ich glaube es auch, Excellenz!«

»Wirklich?«

»Ja. Er hat einen großen Anhang in Frankreich. Man wird seine Rückkehr sogar mit Jubel begrüßen.«

»Das meine ich auch. Wir Soldaten haben uns die größte Mühe gegeben, ihn hinauszuschmeißen, und diese verteufelten Federfuchser halten ihm die Hinterthür offen, damit er ja nur recht bald hereinkommen kann. Man möchte diese Kerls in einem Mörser zerstampfen und dann das Pulver aus einer Pistole in die Luft blasen. Da bilden sie einen Friedenscongreß. Sie nehmen das Bischen Europa her, zwicken hier einen Lappen ab und leimen dort einen Lappen hinan. Und

ehe sie mit dem Leimen und Zwicken zu Stande gekommen sein werden, wird Napoleon hinter ihnen stehen und ihnen auf die Finger klopfen. Und was wird dann geschehen, mein Sohn?«

»Sie werden dann rufen: »Blücher her!«

»Ja, Blücher her! Du hast Recht. Und was diese politischen Schneiderseelen dann gezwirnt, gefädelt und gestecknadelt haben, das werde ich mit dem Säbel wieder zerhauen müssen, das ist so sicher wie sonst Etwas. Darum muß ich die Augen offen halten, und Du sollst auch nach Berlin, um mir heimlich zu helfen, das bischen preußischen Verstand zusammen zu halten. Du schreibst mir regelmäßig, und ich schreibe Dir. Und kannst Du meine Briefe nicht lesen, so steckst Du sie lieber in's Feuer, statt daß Du sie einem Andern zeigst. Und nun schreibe! Ich werde Dir schriftliche Instructionen geben.«

So hatten diese Beiden bis zum Abende gearbeitet. Als der letzte Federstrich gethan

war, sagte Blücher:

»Nun schmeiße die Feder in den Ofen, das Dintenfaß an die Wand und stecke die Scriblifaxerei in die Tasche. Ich habe das Ding satt. Gehe zu Deiner Margot, und sage ihr, sie soll mit ihrer Mutter ein Bischen herkommen. Wir haben ja noch Verschiedenes zu besprechen.«

Das war Königsau willkommen. Er machte sich schleunigst auf, um den Befehl des Alten auszuführen.

Es war dunkel, und als er die Straße hinabschritt, begegnete ihm da, wo er in die Rue d'Ange einzubiegen hatte, eine Equipage, welche im Trabe an ihm vorüberrollte. Er achtete kaum auf sie. Er ahnte nicht, daß man in diesem Wagen ihm soeben die Geliebte entführt habe.

Als er die Wohnung erreicht hatte, ließ ihn das Mädchen ein, welches sich zugegen befand, als Margot fortfuhr, morgen aber

entlassen werden sollte. Er grüßte und fragte:

»Mademoiselle Margot?«

»Ist ausgefahren.«

»Ah! Wohin?«

»Zum Feldmarschall Blücher.«

»Wirklich? Eigenthümlich! Frau Richemonte ist natürlich mit?«

»Nein.«

»So fuhr Mademoiselle Margot allein?«

»Nein. Ein Officier war bei ihr.«

Königsau erstaunte noch mehr als vorher.

»Was für ein Officier?« fragte er. »Ein Deutscher?«

»Ich weiß es nicht. Madame wird es wissen.«

»So melden Sie mich sofort an!«

Frau Richemonte erstaunte natürlich ebenso, als sie erfuhr, daß Königsau mit ihr sprechen wolle. Sie ließ ihn eintreten und sagte:

»Margot ist zum Marschall, Herr Lieutenant.«

»Wann?«

»Vor wenig Minuten.«

»Ah! Zu Wagen?«

»Ja.«

»Ich bin ihm begegnet. Ich höre, daß ein deutscher Officier mit ihr sei?«

»Allerdings. Es war eine Ordonnanz des Marschalls.«

»Eine Ordonnanz? Unmöglich!«

»Oder ein Adjutant.«

»Ebenso unmöglich!«

»Aber, mein Gott, der Marschall schickte ja den Herrn, um uns zum Souper abzuholen.«

Königsau erbleichte, doch nahm er sich der kranken Dame gegenüber zusammen und fragte:

»Wie hieß er?«

»Ich weiß es nicht, ich habe nicht gefragt; ich habe ihn gar nicht gesehen.«

»Sie waren auch mit eingeladen, Madame?«

»Ja. Ich ließ mich entschuldigen, weil ich mich sehr angegriffen fühlte.«

»Ah, so liegt meinerseits ein kleiner Irrthum vor!«

»Welcher?«

»Ich wußte nicht, daß der Marschall so aufmerksam war, bereits nach Ihnen zu

senden; ich glaubte, Sie abholen zu müssen. Sie verzeihen, daß da meine Zeit gemessen ist.«

»Gehen Sie, mein lieber Lieutenant, und haben Sie die Güte, mich nochmals beim Marschall zu entschuldigen. Wenn die Stunde unserer Abreise bestimmt ist, werde ich sehen, ob mir Zeit bleibt, mich noch persönlich bei Blücher zu empfehlen.«

Königsau ging.

Er hatte ihr von seinem Schrecke nichts merken lassen. Er war beinahe überzeugt, daß ein neuer Anschlag gegen Margot vorliege, und rannte in größter Eile zum Marschall zurück, bei welchem er athemlos und mit hochrothem Gesichte eintrat.

»Donnerwetter, müssen Sie gelaufen sein!« sagte Blücher. »Was giebt es?«

»Ist Margot hier, Excellenz?« keuchte der Lieutenant.

»Nein. Ich denke, Sie bringen sie mit.«

»Ah, Excellenz haben nicht nach den Damen geschickt?«

»Nein.«

»Keine Equipage?«

»Nein.«

»Keinen Ordonnanzofficier oder einen Adjutanten?«

»Nein. Was ist denn los?«

»So ist Margot entführt worden.«

Da sprang der Marschall vom Stuhle auf und rief:

»Tausend Teufel! Entführt? Sind Sie bei Troste, oder nicht?«

»O, gegenwärtig bin ich allerdings ganz und gar nicht bei Troste, Excellenz. Ich muß fort, augenblicklich fort!«

Er wendete sich um, um sich schleunigst zu entfernen; aber Blücher commandirte:

»Halt! Rechtsumkehrt! Weiß Er Tausendsakkerloter nicht, daß Er zu bleiben hat, bis ich Ihn entlasse! Also was ist mit Margot? Ich muß es wissen. Wenn eine neue Teufelei im Werke sein sollte, so darf man nicht besinnungslos hineinstürmen, sondern man hat fein klug und schlau zu verfahren. Verstehst Du mich, Junge?«

Königsau sah ein, daß der Alte Recht habe; er zwang sich zur möglichsten Ruhe und wiederholte:

»Margot ist entführt worden, Excellenz.«

»Das hast Du bereits einmal gesagt. Aber beweise es!«

»Es ist vor einigen Minuten eine Equipage vorgefahren.«

»Ah! Mit einem Officier?«

»Ja.«

»Was für einer?«

»Ich weiß es nicht. Mama hat ihn nicht gesehen gehabt. Er hat sich für eine Ordonnanz ausgegeben«

»Von mir?«

»Ja, oder für einen Adjutanten «

»Von mir?«

»Ja, und hat eine Einladung zum Souper von Ew. Excellenz gebracht.«

»Donnerwetter!«

»Mama ließ sich entschuldigen; sie ist sehr angegriffen und konnte nicht kommen.«

»Und Margot ist mitgefahren?«

»Ja.«

»Wohin?«

»Diese Straße herab; ich bin dem Wagen begegnet.«

Königsau konnte sich kaum zur Ruhe zwingen. Vor Aufregung klang seine Stimme heißer. Auch Blücher stieg mit langen Schritten im Zimmer auf und ab.

»Das ist eine Lüge, eine verdammte Lüge, ein Schwindel ohne Gleichen!« sagte er.
»Ich habe Niemand gesendet. Ja, sie ist entführt, aber von wem?«

»Von wem anders als von Baron Reillac!«

»Donnerwetter, das glaube ich selbst! Und ihr schöner Stiefbruder ist im Complotte.«

»Jedenfalls, Excellenz.«

»Aber, wohin hat man sie geschafft? Wenn man das wüßte!«

»Ich glaube es zu errathen.«

»Ah, wirklich?«

»Ja, und ich denke nicht, daß ich mich irre.«

»Das wäre gut; das wäre fein! Wir könnten ihnen auf die Bude rücken! Wo?«

»Man hat sie nach der Wohnung Reillacs geschafft.«

»Hm! Warum denkst Du das?«

»Weil ich gestern Abend bemerkt habe, daß dort noch andere Heimlichkeiten ausgeheckt werden. Erinnern Sich Excellenz dessen, was ich dort belauschte?«

»Was?«

»Den neuen Anschlag. Der Capitän wollte sich heute erkundigen. O, mir ahnt was man mit Margot vorhat!«

Er ballte die Fäuste und machte eine Wendung, als ob er fortstürmen wolle.

»Was?« fragte Blücher abermals.

»Ich hörte gestern, daß sie gezwungen werden solle, in die Ehe mit diesem Baron zu willigen. Heut weiß ich, wodurch. Errathen es Excellenz nicht?«

Da trat Blücher einen Schritt zurück; sein Auge glühte, als er sagte:

»Ah! Mensch! Wäre das möglich!«

»Ich bin überzeugt davon.«

»So haue ich sie zu Brei, alle Beide!«

»Erst muß man sie haben, Excellenz. Ich muß fort! Bitte, mich zu entlassen.«

»Entlassen? Unsinn! Ich muß auch mit fort, und zwar mit Dir! Hast Du Waffen?«

»Jetzt habe ich keine bei mir.«

»So steckst Du ein Paar Pistolen von mir mit ein. Glaubst Du, daß wir das Haus des Barons finden werden?«

»Ich habe mir es sehr genau gemerkt.«

»Gut, so werden wir gehen und es stürmen!«

Er schnallte seinen Säbel um und nahm zwei Paar Pistolen von der Wand. Er war ganz so in begeisterter Rage, als ob es zu einer Schlacht gehen sollte. Königsau wollte auch nicht gern einen Augenblick verlieren, aber er besann sich doch und sagte:

»Excellenz, der Degen würde uns im Wege sein.«

»Warum?«

»Weil wir eine Mauer und eine Veranda zu ersteigen haben.«

»Gut, so lasse ich ihn zu Hause. Werden wir es allein ermachen können?«

»Man weiß es nicht. Es kommt auf die Umstände an.«

»Gut, so nehmen wir aus der Wachtstube ein paar tüchtige Kerls mit!«

Da aber kam Königsau ein bedenklicher
Gedanke.

»Werden wir so mir nichts dir nichts
eindringen dürfen, Excellenz?« fragte er.

»Warum nicht? Wir steigen hinauf und
schlagen das Fenster ein.«

»Hausfriedensbruch!«

»Meinetwegen Weltfriedensbruch! Wer will
uns etwas thun?«

»Es ist verboten, ohne Erlaubniß
einzudringen.«

»Die Kerls haben das Mädchen. Das
entschuldigt Alles!«

»Aber wenn sie Margot nicht haben?«

»Sie haben sie ganz bestimmt.«

»Können wir dies beweisen? Wird man uns
suchen lassen?«

Blücher machte eine Miene des Mißmuthes.

»Junge, Du kannst Recht haben!« sagte er,
jetzt ein Wenig nachdenklich.

»Denken sich Excellenz das Aufsehen.«

»Hm! Ja!«

»Feldmarschall Blücher auf der
Anklagebank wegen Hausfriedensbruches.«

»Verdammt fatal!«

»Und in Feindes Land! Das könnte böses
Blut geben.«

»Ja, ja! Aber wir müssen Hilfe bringen, auf
alle Fälle.«

»Auf möglichst gesetzlichem Wege aber.«

»Dann kann Margot zwanzig Jahre auf uns
warten. Ich kenne die Schnelligkeit der
Gesetze. Eine Schnecke ist eine Schwalbe
gegen sie. Hast Du einen Gedanken?«

»Ja,«

»Nun, so schieße ihn heraus.«

»Wir begeben uns zum Maire des
Arondissements.«

»Ah, zum Meister des Stadtviertels! Gut.
Wenn der Blücher zu ihm kommt, so wird
er wohl keine Sperrenzien machen.«

»Das denke ich auch. Wir sagen ihm, in
welchem Verdacht der Baron bei uns steht.
Er muß mit, um dort auszusuchen.«

»Gut. Aber er ist Franzose und wird einem
Landsmanne die Augen nicht auskratzen.«

»So unterstützen wir seinen Scharfsinn.«

»Schön. Ich schlage vor, wir nehmen doch
einige pommersche Grenadiere mit.«

»Jawohl, Excellenz, aber nur heimlich. Wir
stecken sie hinauf auf die Veranda, wo sie
unser Zeichen erwarten und vielleicht auch
Etwas erlauschen können.«

»Dieser Gedanke ist sehr gut. Jetzt haben wir einen Plan, und wir werden ihn sofort ausführen. Weißt Du die Mairie?«

»Ja. Sie ist vis-à-vis des Gäßchens, um welches es sich handelt.«

»Das paßt. Da verlieren wir nicht viel Zeit. Hier hast Du die zwei Pistolen. Komm!«

Jeder der Beiden steckte zwei geladene Pistolen zu sich, und dann begaben sie sich hinunter in das Wachtlocal. Dort erregte das Erscheinen des Marschall's nicht wenig Aufsehen. Die Mannschaft sprang schleunigst von ihren Pritschen auf und salutirte.

Blücher überflog die Leute mit einem raschen Blick, dann trat er zu Einem von ihnen.

»Du, Kerl, bist Du nicht der August, mit dem ich gestern gesprochen habe?«

»Zu Befehl!« antwortete der Mann.

»Du hast mich gemeldet?«

»Zu Befehl.«

»Ist Dir das Urtheil bekannt gemacht worden?«

»Zu Befehl!«

»Wie lautet es?«

»Ein Verweis.«

»Gut, diesen Rüffel habe ich auch erhalten, schriftlich natürlich. Ja, lieber August, nun kannst Du Dich rühmen, daß Du den alten Blücher angezeigt und in Strafe gebracht hast. Man wird Dich anstaunen, mein Junge! Aber Euer Geld habt Ihr Euch nicht geholt!«

»Excellenz!«

»Was, Excellenz!«

»Das wäre zu bettelig erschienen.«

»Donnerwetter, August, Du bist stolz, Du hast Zartgefühl! Das freut mich von Dir, alter Schwede. Deshalb will ich Dir jetzt Gelegenheit geben, Dich auszuzeichnen. Kannst Du klettern?«

»Zu Befehl, Excellenz.«

»Ueber eine Mauer?«

»Ja.«

»Auch auf eine Veranda hinauf, welche Querlatten hat?«

»Ja.«

»Nun gut. Nimm noch Drei zu Dir, welche auch so klettern können. Gewehre braucht ihr nicht. Das Uebrige sollt Ihr erfahren. Aber macht schnell.«

In Zeit von einer Minute standen die vier Männer zur Verfügung, und der Marsch wurde angetreten.

Königsau machte den Führer. In dem Gäßchen und an dem Pförtchen angekommen, sagte er ihnen flüsternd:

»Wir suchen ein Mädchen, welches man, wie wir vermuthen, gewaltsamer Weise hierher gebracht hat. Ihr steigt hier über die Mauer und schleicht Euch geradeaus nach dem Hofe und an die Veranda, welche sich dort befindet. An dieser steigt Ihr in die Höhe und sucht zu erlauschen, was geschieht. Aber Ihr nehmt Euch in Acht, daß man Euch nicht bemerkt. Sollten wir Euch rufen, so kommt Ihr durch das Fenster in die Stube gestiegen.«

»Ja,« meinte der Marschall; »sobald ich rufe »August herein!« so zerhaut Ihr das Fenster und springt in das Zimmer.«

August Liebmann fühlte sich geschmeichelt. Er war nicht dumm; es kam ihm ein Gedanke, den er auch sofort auszusprechen wagte:

»Excellenz, ist das Mädchen gelaufen oder gefahren?«

»Gefahren natürlich! Warum?«

»Vor vielleicht einer Viertelstunde fuhr ein Wagen in dieses Gäßchen.«

»Ah! Was für ein Wagen?«

»Eine feine Kutsche.«

»Sapperlot! Woher weißt Du das?«

»Ich habe es selbst gesehen. Ich wurde durch den Wachthabenden nach der Mairie geschickt; da sah ich die Kutsche, welche hier hereinlenkte.«

»August, Du bist kein übler Kerl! Hast Du schon eine Liebste?«

»Nein, Excellenz.«

»Na sieh, wenn ich einmal eine Tochter übrig habe, werde ich sie Dir anbieten. Und

nun klettert los, Ihr Schlingels. Laßt Euch aber von Niemanden sehen.«

Während die vier Soldaten sich leise und möglichst geräuschlos emporschwangen, begaben sich die beiden Männer nach der Mairie. Sie fragten einen der anwesenden Unterbeamten nach dem Maire und wurden in das Zimmer gewiesen, in welchem sich derselbe befand. Er saß bei einer Arbeit, von welcher er nicht aufsaß; er erwiderte den Gruß der Beiden mit einem kaum sichtbaren Kopfnicken und schrieb weiter.

Blücher hustete leise, da aber der Maire gar nicht darauf achtete, so fragte er Königsau leise:

»Was heißt Schafskopf oder Pinsel auf Französisch?«

»Benêt,« antwortete der Gefragte ebenso leise.

Blücher nickte befriedigt, trat einen Schritt auf den Maire zu und rief laut:

»Benêt, Doppel-benêt, dreifaches Benêt!«

Da fuhr der Maire wie von einer Otter gestochen von seinem Stuhle auf und fragte:

»Was ist das? Wer spricht da? Wer ist gemeint?«

Blücher legte ihm die Hand auf die Achsel und fragte:

»Können Sie Deutsch?«

»Ja,« nickte er stolz.

»Na, wenn ich das wußte, so hätte ich anstatt Benêt Einfaltspinsel gesagt.«

Da schob der Maire, welchem die Brille nach der Nasenspitze gerutscht war, dieselbe in die Höhe und blitzte den Marschall wüthend an. Er legte sich zu einer Strafrede aus.

»Monsieur,« begann er; »wie können Sie es wagen, hier in meiner«

Er hielt plötzlich inne. Erst jetzt hatte er den Alten richtig angesehen. Seine Züge nahmen den Ausdruck des höchsten Schreckens an.

»Ah, mein Sohn, Du scheinst mich zu kennen?« sagte Blücher freundlich.

Da machte der Maire eine knietiefe Verbeugung und antwortete:

»Ich habe die ausgezeichnete Ehre. Was befehlen Excellenz?«

»Zunächst, mein Sohn, befehle ich Dir, in Zukunft nicht wieder ein Schafskopf zu sein. Man kommt zu Dir, um mit Dir zu reden, nicht aber, um sich Deine hintere Fronte abzumalen. Verstanden? Und sodann wollte ich wissen, ob Du vielleicht ein Bischen Zeit für mich hast.«

»Ich stehe stundenlang zur Verfügung,« antwortete der Gefragte.

»Stehe so lange wie Du willst; jetzt aber sollst Du einmal mit uns gehen.«

»Wohin?«

»Kennst Du einen Baron de Reillac?«

»Sehr wohl. Ich habe die Ehre, sein Schwager zu sein.«

»Sein Schwager? Hm! Woher kommt denn diese Bekanntschaft?«

»Seine Schwester ist meine Frau.«

»Alle Teufel, da brauche ich mich nicht zu wundern, daß Du vorhin ein so großer Schafskopf warst.«

Bisher hatte der Maire gethan, als ob er die Malicen des Alten gar nicht bemerke, jetzt aber stellte er sich einigermaßen in Positur und sagte:

»Excellenz vergessen wohl, daß ich Beamter bin!«

»Als ich Dich vorhin sitzen sah, vergaß ich es allerdings; da hielt ich Dich für einen Oelgötzen. Gut, daß Du mich daran erinnerst! Du bist doch der Maire?«

»Zu dienen.«

»Schön. Ziehe mal Deinen Gottfried an, setze den Hut auf, und komm mit.«

»Wohin?«

»Zu Deinem lieben Schwager.«

»In welcher Angelegenheit?«

»Das wird sich finden, mein Söhnchen.«

»Excellenz erlauben mir die Bemerkung, daß ich das wissen muß.«

»Und Du erlaubst mir die Bemerkung, daß Du das an Ort und Stelle erfahren wirst. Willst Du oder willst Du nicht?«

»Eigentlich brauche ich nicht mitzugehen.«

»So bleibe da, mein Sohn! Aber ich werde Dich holen lassen.«

»Ah! Durch wen?«

»O, ich habe da in und um Paris eine Viertelmillion blauer Jungens stecken; da thut mir ein Jeder gern den Gefallen, Dich beim Hinterbeine aus dem Stalle zu ziehen.«

»Wenn Excellenz drohen, so kann ich allerdings nicht widerstehen, mache aber«

»Schon gut! Gehe mit; weiter brauchst Du nichts zu thun.«

Der Maire legte den Schreibärmel ab, zog den Ueberzieher an, griff zum Hute und erklärte sich bereit, die Herren zu begleiten. Draußen auf der Straße nahmen sie ihn in die Mitte und Blücher begann:

»Herr Bürgermeister, Sie haben vielleicht gehört, daß ich ein eigenthümlicher Querkopf bin. Im Guten geht Alles, im

Schlimmen geht Nichts! Jetzt spreche ich zu Ihnen als den Vertreter der Polizei. Wir bedürfen Ihrer Hilfe.«

»In welcher Angelegenheit?«

»Man hat einer Mutter ihre Tochter entführt.«

»Ah, der Geliebte ist mit ihr durchgegangen?«

»Nein; die Sache liegt strafbarer: man hat sie förmlich geraubt.«

»Ah! Menschenraub? Das wäre schlimm! Wer ist das Mädchen?«

»Es ist Mademoiselle Richemonte.«

»Ah, vielleicht die Schwester des Capitän Richemonte?«

»Allerdings. Kennen Sie ihn?«

»Ich sah ihn einige Male bei meinem Schwager. Wann ist sie entführt worden?«

»Vor noch nicht einer halben Stunde.«

»Von wem?«

»Wir haben eben Ihren Schwager in Verdacht.«

Da blieb der Maire erschrocken stehen und sagte:

»Meinen Schwager? Den Baron?«

»Ja, den neugebackenen Baron.«

»Aber warum, Excellenz?«

»Weil er ein Halunke ist, dem man so eine Niederträchtigkeit zutrauen muß.«

»Excellenz verzeihen; ich darf unmöglich anhören, daß ein Verwandter von mir«

»Papperlapapp! Ihre Verwandschaft geht uns gar nichts an. Ihr Schwager will Mademoiselle mit Gewalt zu seiner Frau machen; sie liebt ihn nicht. Hier dieser Herr, ein junger Freund von mir und

wackerer Officier, ist ihr Verlobter. Gestern Abend hat Ihr Schwager ihn meuchlings auf der Straße überfallen und zwei Kugeln auf ihn abgegeben. Der Mord gelang nicht; da hat der Baron sich entschlossen, das Mädchen zu rauben.«

»Unmöglich!«

»Schwatzen Sie keinen Unsinn! Wenn ich, der alte Blücher, es sage, so haben Sie es zu glauben, sonst soll Sie der Teufel holen! Er hat sich zu dieser Schlechtigkeit sogar meines eigenen Namens bedient und einen als deutscher Officier verkleideten Menschen zu der Dame geschickt, der sie angeblich zu mir zum Souper abholen sollte. Der Wagen ist nach der Wohnung des Barons gefahren.«

»Aber, Excellenz, wie ich meinen Schwager kenne, so ist er«

»Ein Erzspitzbube, nicht wahr?« fiel Blücher ein. »Da stimme ich vollständig bei!«

»Ich wollte allerdings das Gegentheil sagen!«

»Damit haben Sie bei mir kein Glück.«

»Aber die ganze Geschichte klingt so fabelhaft, daß ich«

»Herr!« donnerte ihn Blücher da an.

»Glauben Sie, daß ich mit meinem Heere nach Frankreich gekommen bin und Paris eingenommen habe, nur um einem kleinen Maire eine Fabel zu erzählen? Was ich sage, das sage ich!«

»Aber, was wünschen Sie von mir?«

»Ihr Schwager wohnt in Ihrem Arrondissement. Nicht wahr?«

»Allerdings.«

»Nun, wir wünschen, eine Haussuchung bei ihm zu halten.«

»Mein Gott, ist dies möglich?«

»Sogar sehr wirklich. Diese Haussuchung soll keine heimliche, sondern eine officielle sein.«

»Da soll ich mit helfen?«

»Natürlich. Ich respectire die Gesetze, Herr Maire.«

»Da muß ich Ihnen leider sagen, daß eine Haussuchung unmöglich ist.«

»Ah, warum?«

»An eine Haussuchung sind gewisse Vorbedingungen geknüpft, meine Herren, die«

»Die hier vollständig vorhanden sind,« fiel Blücher ein.

»Im Gegentheile, im Gegentheile.«

»Was? Wie sagen Sie?« fragte Blücher. »Zu einer Haussuchung gehört nur Zweierlei.«

»O, mehr, vielmehr.«

»Papperlapapp! Zu einer Haussuchung gehört erstens ein Haus und sodann der, welcher es aussucht, pasta, abgemacht! Das Haus ist da, der Aussucher auch, ja es sind sogar deren mehrere da. Es giebt keinen Grund zur Ausrede für Sie.«

»Ich muß dennoch bei meinem Bescheide beharren, Messieurs.«

»So beharren Sie; uns wird das gar nicht stören. Aber Sie werden die Freundlichkeit haben, uns zu Ihrem lieben Herrn Schwager zu begleiten.«

»Eigentlich bin ich dazu viel zu sehr beschäftigt.«

»So arbeiten Sie eine Stunde länger, Monsieur. Wir Deutschen haben Ihretwegen manche Stunde arbeiten müssen. Wo ist das Haus, Lieutenant?«

»Hier, Excellenz!«

Sie waren natürlich nicht nach dem Gäßchen, sondern nach der vorderen Fronte der Straße gegangen. Die erste Etage des angedeuteten Hauses war nur theilweise erleuchtet. Der Marschall klingelte, und der Portier öffnete.

»Wohnt hier Baron Reillac?« fragte Königsau.

»Ja, Monsieur.«

»Ist er ausgegangen?«

»Nein.«

»Also daheim?«

»Ja.«

»Hat er Besuch?«

»Der Herr Capitän Richemonte scheint bei ihm zu sein.«

»Ah! Wer noch?«

»Weiter Niemand.«

»Da hören Sie es!« sagte der Maire mit befriedigter Miene.

»Was hören wir?« fragte Blücher, indem er den Maire die Treppe emporschob.

»Denken Sie, wir sind so dumm wie Ihr Franzosen? Ihr meldet es wohl dem Portier, wenn Ihr ein Mädchen entführt und nach Hause schleppt? Gott segne Euren Verstand! Lieutenant, klingeln Sie. Man wird sehen, wo man Margot versteckt hat.«

Während Königsau mit Blücher gesprochen hatte und dann mit diesem nach der Mairie gegangen war, hatte Margot ihr Bewußtsein wieder erhalten.

Sie blickte umher und fand sich in einem ihr fremden Zimmer. Sie wußte nicht, wie sie hierher gekommen war, und wollte mit der Hand nach der Stirne greifen, wie man zuweilen thut, wenn man etwas überlegen will. Da merkte sie, daß sie gefesselt war, ja, daß man ihr sogar den Mund verbunden

hatte. Und nun kam es plötzlich klar und hell über sie, wie sie hierher gekommen war. Es fiel ihr ein, daß eine Ordonnanz sie abgeholt hatte. Sie erinnerte sich des Parfums, welches sie eingeathmet hatte, und nun wurde sie von der Gewißheit durchschauert, daß sie das Opfer eines Betruges geworden sei.

Sie ließ ihr Auge im Zimmer umherschweifen; es war kein Mensch vorhanden. Wo befand sie sich? Es wurde ihr vor Angst siedend heiß im Innern.

Da hörte sie ein Geräusch hinter sich. Sie konnte den Kopf nicht bewegen, aber dies war auch nicht nöthig, denn der Betreffende trat gleich darauf vor sie hin.

Es war ihr Bruder.

Er verschränkte die Arme ineinander und blickte sie an. Sie schloß das Auge, um das Spiel seiner Mienen nicht ansehen zu müssen. Nach einer Weile stieß er ein kurzes, höhnisches Lachen aus und sagte:

»Das hat man davon, wenn man sich zur Geliebten eines Deutschen herabwürdigt!«

Sie konnte ihm nicht antworten. Er hatte große Lust mit ihr zu spielen, wie die Katze mit der Maus, darum trat er näher und schob ihr das Tuch ein wenig vom Munde fort.

Sie holte laut und tief Athem; diese reine Luft that ihr nach der Narkose außerordentlich wohl. Er bemerkte das und fuhr fort:

»Welch eine Luft! Nicht wahr? Nur meine Nähe verpestet sie!«

Sie hielt noch immer die Augen geschlossen. Sie wollte, bevor sie sich in ihrem Verhalten bestimmte, erst erfahren, welche Absicht er mit ihr habe.

»Wie schade, hier bei mir sein zu müssen, während Du glaubtest, bei Blücher und Deinem Soldaten speisen zu können.« Und tief höhnisch fügte er hinzu: »Welcher

rühmt sich denn eigentlich des Glückes,
Dich zu besitzen? Der Alte oder der
Junge?«

Auch jetzt noch schwieg sie. Das ärgerte
ihn, und darum sagte er:

»Doch das ist ja gleich. Du wirst von jetzt
an das Eigenthum eines Anderen sein.«

Das half, denn sie öffnete jetzt die Augen
und fragte:

»Wessen?«

»Das weißt Du nicht?«

»Nein.«

»Nun, des Barons!«

»Ah! Er hat mich rauben lassen, und Du
hast ihm geholfen?«

»So ist es!«

»Mein Gott, ein Bruder!«

»Mein Gott, eine Schwester!« höhnte er.

»Weiß Mama, wo ich bin?«

Die Angst um die Mutter gab ihr diese Frage ein. Er lachte laut auf und antwortete:

»Sie? Es wissen? Hältst Du uns für wahnsinnig?«

»Sie wird es erfahren.«

»Gewiß, das wollen wir ja.«

»Wann?«

»Sobald es Dir beliebt.«

»Ich verstehe Dich nicht.«

»Du wirst mich sofort verstehen. Paß auf.«

In diesem Augenblicke neigte sich der Baron über die Lehne des Stuhles herüber und küßte sie auf den Mund. Sie hatte nicht gewußt, daß er hinter ihr gestanden hatte.

Sie stieß einen lauten Hilferuf aus, da aber sagte ihr Bruder schnell:

»Halt! Keinen Laut! Sobald Du rufst, bekommst Du einen Knebel in den Mund; das wird Deine Lage keineswegs angenehmer machen.«

»Wer berührte mich jetzt?« fragte sie, zitternd vor Abscheu.

»Ich.«

Bei diesen Worten trat der Baron hervor, so daß sie ihn deutlich sehen konnte.

»Unverschämter!« zürnte sie.

»Zanken Sie immerhin!« lachte er. »Sie befinden sich in meiner Hand. Ich werde Sie jedenfalls zu zähmen wissen.«

»Nie, niemals.«

»Ah, Sie glauben es nicht?« fragte er.
»Nun, so hören Sie, was Ihrer wartet. Ich liebe Sie, und Sie stoßen mich von sich. Ich

habe Sie gebeten und Ihnen gedroht, Alles umsonst. Nun greife ich zu dem letzten, aber unfehlbaren Mittel: Sie werden heute die Meine werden, heute, noch diesen Abend. Sie werden es eine lange Zeit sein, bis es mir gefällt, Sie zu entlassen; Sie werden dann in Ehren keinem Anderen gehören können und mich kniefällig bitten, die Schande von Ihnen zu nehmen, indem ich Sie zur Baronin Reillac mache. Und das werde ich dann vielleicht thun, vielleicht auch nicht.«

»Teufel.«

»Ja, ich bin ein Teufel, und Sie sind ein Engel; es wird eine interessante Verbindung.«

»Nie! Niemals!« rief sie.

»Pah, Sie können nicht widerstehen!« lachte er.

»Gott wird mich schützen.«

»Glauben Sie das nicht, Gott hat mehr zu thun, als sich um die kleine Margot zu bekümmern. Sie werden heute so gut sein wie meine Frau.«

»Ich werde sterben,« hauchte sie.

»Es stirbt sich nicht so leicht und schnell. Meine Zärtlichkeiten werden Ihnen bald gefallen, und dann werden Sie recht gern leben.«

Sie war leichenblaß geworden. Sie blickte ihm ängstlich forschend in das Gesicht und sagte:

»Baron, das kann Ihre Absicht nicht sein.«

»O, gewiß doch.«

»Ich kann Sie nie lieben.«

»Sie werden es lernen.«

»Haben Sie Mitleid! Denken Sie an meinen Vater, dessen Freund Sie einst waren, und

an meine arme Mutter, welche bereits so viel gelitten hat.«

»Ihr Vater ist todt, und Ihre Mutter geht mich jetzt nichts an. Als meine Schwiegermutter jedoch wird sie mir sehr angenehm und willkommen sein.«

»So denken Sie an Gott, der Alles sieht.«

»Wirklich?« lachte er. »Er wird eine interessante Liebesscene sehen.«

»Und der Alles bestraft.«

»Vor dieser Strafe fürchte ich mich nicht.«

Sie schauderte. Dieser Mensch war wirklich ein Teufel. Sie wendete sich an den Bruder:

»So erbarme Du Dich mein; Du bist ja doch der Bruder.«

»Unsinn!« antwortete er. »Hast Du Dich meiner erbarmt?«

»Albin,« sagte sie vorwurfsvoll; »Du weißt, daß Mama und ich im Stillen für Dich gearbeitet und gehungert haben.«

»Das ist Dir gut bekommen,« sagte er mitleidslos. »Wenn Du die Frau des Barons bist, quittirt er meine Schulden. Als gute Schwester würdest Du dies beherzigen und ihm aus freien Stücken Dein Jawort geben. Du stehst jetzt an der letzten Entscheidung. Ich frage Dich: Willst Du freiwillig seine Frau werden oder gezwungen?«

Sie sah, daß hier auf kein Mitleid zu rechnen war, und antwortete:

»Ich werde es weder freiwillig noch gezwungen sein. Gott wird mich beschützen.« Sie dachte an das, was Königsau ihr gestern erzählt hatte, als sie bei Blücher saßen.

*

Fortsetzung 17

Der Lieutenant war auf den Balkon gestiegen und hatte das Gespräch des Capitäns mit dem Baron belauscht. Wenn er auch nur abgerissene Sätze verstanden hatte, so war dies doch hinlänglich. Gestern war er über die Bedeutung des Gehörten noch nicht klar gewesen, heute aber konnte er nicht darüber im Zweifel sein.

Ganz sicher kam Königsau zu Margot's Mutter, um eine Einladung des Marschalls zu bringen, oder er brachte diesen Letzteren gleich mit. In beiden Fällen erfuhren sie, welcher Betrug stattgefunden hatte, und dann war es gewiß, daß sie die Verlorene bei dem Baron suchen würden. Es fragte sich nur, wo sie sich befand, ob in demselben Hause, an dessen Hinterseite sich die Veranda befand, oder in einem anderen. In dem letzteren Falle konnte ihre Hoffnung auf Errettung allerdings nur eine geringe sein.

»So hast Du also gewählt,« sagte Margots Bruder. »Baron, ich übergebe sie Ihnen. Thun Sie mit ihr, was Ihnen beliebt. Sie hat Alles nur sich selbst zuzuschreiben!«

»Albin!« sagte sie da. »Das wirst Du nicht thun. Du wirst mich nicht verlassen!«

»Papperlapapp!« antwortete er achselzuckend.

»Denke an den Vater!«

»O, er ist schuld, daß ich leichtsinnig geworden bin. Sein Andenken kann Deine Lage nicht im Geringsten verbessern!«

»Gott, was soll ich da noch sagen!« klagte sie. »Ihr seid keine Menschen!«

»O, wenigstens ich bin ein Mensch,« meinte der Baron. »Ich werde Ihnen beweisen, daß mein Herz sehr menschliche Regungen verspürt.«

Er näherte sich ihr, um sie zu küssen.

»Gehen Sie, gehen Sie, Ungeheuer!« rief sie.

Er spitzte dennoch den Mund. Sie konnte den Kopf nicht wenden; sie hatte kein anderes Mittel der Vertheidigung, sie spuckte ihm in das Gesicht.

»Da, Du Widerwärtiger!« rief sie. »Gebt mir nur wenigstens meine Glieder frei, damit ich mit Euch kämpfen kann.«

»Fällt mir nicht ein!« lachte der Baron, indem er sich das Gesicht abtrocknete. »Sie haben eine eigenthümliche Manier, Küsse zu empfangen. Ich werde Ihnen den Mund verbinden, um Wiederholungen zu vermeiden.«

Er schob ihr das Tuch wieder auf den Mund. Dadurch wurde der Hals frei, welcher alabasterweiß und verlockend aus dem dunklen Kleide hervorleuchtete. Hierher richtete jetzt der Baron seine Küsse. Er sah, daß der ganze Körper des schönen Mädchens unter diesen

Berührungen zusammenzuckte; aber die herrlichen Formen, welche da vor ihm lagen, erweckten seine Gluth, so daß er zu Richemonte sagte:

»Also jetzt ist sie mein?«

»Sie geloben Stillschweigen?«

»Gewiß.«

»Nun gut, so werde ich Ihnen jetzt eins Ihrer Accepte zurückgeben.«

»Nur eins?«

»Nach der Hochzeit die andern.«

»Aber wenn es zu keiner Hochzeit kommt?«

»O, sie wird jedenfalls einwilligen.«

»Ich meine, wenn Sie es sind, der von der Verbindung absieht.«

»Ich? Das ist unmöglich.«

»O, man kennt Beispiele, daß die leidenschaftlichste Liebe nach der Erhörung erkaltet!«

»Nun, in diesem Falle werde ich mich so gegen Sie verhalten, als ob Ihre Schwester meine Frau geworden sei.«

»Dann her mit dem Accepte!«

»Ich habe es im Schreibtische. Kommen Sie. Wir wollen erst Margot in Sicherheit bringen.«

»Wohin?«

»Ich habe da in der Nähe ein außerordentlich bequemes Tapetenzimmer, dessen Thür kein Uneingeweihter zu finden vermag. Dort ist sie so sicher wie in Abrahams Schooß.«

»So machen Sie, ich möchte am Liebsten fort von hier.«

»Gut, vorwärts.«

Er öffnete die Thür zum Nebenzimmer. Die gegenüberliegende Thür desselben stand auf. Es war derselbe Raum, in welchem gestern die Beiden beisammen gewesen waren. Draußen auf der Decke der Veranda lagen die vier pommerschen Grenadiere. Es war ihnen gelungen, ganz unbemerkt heraufzukommen. Nun hatten sie schon eine geraume Zeit gewartet, aber nichts sehen oder hören können.

»Verdammt langweilig!« flüsterte der Eine.

»Wie auf Vorposten!« sagte der Andere.

»Haltet das Maul!« meinte August. »Wir haben aufzupassen.«

»Auf was denn?«

»Auf das Mädchen.«

»Wo ist es denn?«

»Da drin natürlich.«

»Besser wärs, wir hätten es hier außen.«

»Unsinn! Ich mag keine Französin.«

»Warum nicht?«

»Am Dienstag verliebte ich mich in eine.«

»Ah! Und sie?«

»Sie verliebte sich in mich. Ich führte sie nach Hause.«

»Gratulire.«

»Halte das Maul! Als ich am Mittwoch zu ihr kam, saß ein Anderer bei ihr.«

»Der auch ihr Liebster war?«

»Natürlich. Er war ein Eckensteher.«

»Pfui Teufel!«

»Am Donnerstag beluxte sie wieder mich.«

»Das war dumm.«

»Am Freitag nahm sie abermals einen
Anderen mit nach Hause.«

»Was war er?«

»Lumpensammler.«

»Pfui Teufel!«

»Und am Sonnabend, da «

»Da beluxte sie zur Abwechslung wieder
Dich?«

»Beinahe, denn sie war hübsch, aber hört
Ihr da drinn nicht Leute reden?«

»Ja.«

Die vier Soldaten horchten.

»Jetzt war's, als ob ein Frauenzimmer
gerufen hätte,« meinte August Liebmann.

»Das wird sie sein.«

»Wollen wir hinein?« fragte Einer.

»Nein. Ihr wißt, daß Ihr mir Subordination zu leisten habt,« sagte August. »Blücher hat die Angelegenheit ganz in meine Hände gelegt. Sogar das Stichwort bin ich selber. Halt, da ist ja Licht!«

Drinne wurde die Thür geöffnet und dann die zweite. Die beiden Männer brachten Margot in das Zimmer, vor dessen Fenster die Vier lagen.

»Um Gotteswillen, laßt Euch nicht sehen,« sagte August. »Aber paßt genau auf!«

Und nun flüsterten sich die Soldaten alle Bemerkungen zu, welche sie machten.

»Sie ist an den Stuhl gebunden.«

»Und vor dem Munde hat sie einen Knebel!«

»Donnerwetter, muß die hübsch sein.«

»Ja, wenn die verdammten Tücher nicht wären.«

»Wer aber mögen die beiden Kerls sein?«

»Hört, mir kommt eine Ahnung!« meinte August.

»Welche?«

»Ob das nicht die beiden Halunken sind, welche gestern nach Lieutenant Königsau geschossen haben?«

»Du, das wäre möglich.«

»Und das Mädchen ist Die, welche dann zu Blücher kam, wo mir der Alte den Ausdruck Frauenzimmer so um die Nase rieb.«

»Weißt Du es genau?«

»Jetzt sehe ich es deutlich. Wir haben sie ja mit nach Hause geführt.«

»Sapperlot, was machen sie mit ihr? Das sieht grade aus, als ob sie mit ihr und dem Stuhle durch die Wand rennen wollten.«

»Das thun sie auch. Guckt, eine Tapetenthür. Habt Ihr's gesehen, wie man sie öffnet?«

»Ich,« sagte August stolz.

»Wie denn? Ich habe nichts gesehen; es ging mir zu rasch.«

»Dir habe ich's nicht zu melden, sondern Blüchern.«

Der Baron war mit dem Capitän in dem Tapetenzimmer verschwunden, doch kamen die Beiden sehr bald zurück. Sie gingen mit einander wieder nach der Bibliothek. Dort öffnete der Baron den Schreibtisch, zog ein verborgenes Fach heraus und entnahm demselben einen Wechsel.

»Hier!« sagte er.

Der Capitän griff hastig darnach, überlas ihn und riß ihn dann in Stücke, welche er vorsichtig in seine Tasche steckte. Da wurde draußen die Glocke gezogen.

»Wer mag das sein?« meinte der Baron.

»Vielleicht Ihr Kammerdiener.«

»Möglich. Warten Sie; ich werde öffnen.«

Er durcheilte die vorderen Zimmer bis zum Vorsaale, dessen Thür er entriegelte. Anstatt seines Dieners erkannte er den Maire. Die beiden Andern standen etwas seitwärts, so daß er sie noch nicht sehen konnte.

»Ah, Du?« fragte er. »Was führt Dich zu so ungewöhnlicher Zeit zu mir?«

»Ich habe Dir diese beiden Herren vorzustellen,« antwortete der Beamte.

»Wen?«

Er trat bei diesem Worte vollständig auf den Vorsaal hinaus und erkannte nun allerdings zu seinem augenblicklichen Schrecken, wen er vor sich habe.

»Baron Reillac?« fragte Blücher kurz und gebieterisch.

»Zu dienen!«

»Herr Richemonte bei Ihnen?«

»Ja,« antwortete der Gefragte zögernd.

»Weiter Niemand?«

»Nein.«

»Wollen sehen.«

Er machte Miene, einzutreten, da aber stellte sich ihm der Baron in den Weg.

»Bitte, mein Herr,« sagte er. »Bei mir ist jetzt nicht Besuchsstunde.«

»Aber bei mir, alter Junge!« sagte der Marschall, indem er ihn einfach zur Seite schob und eintrat. »Ueberhaupt wirst Du gleich erfahren, was die Stunde ist!«

Der Baron sah sich überrumpelt; er mußte nun auch die beiden Andern eintreten lassen. Er war außerordentlich froh, Margot bereits in das verborgene Zimmer gebracht

zu haben. Wären diese Kerls eher gekommen, so hätten sie ihn mit ihr überrascht.

Was aber wollten sie bei ihm? Suchten sie nach Margot? Vermutheten sie sie bei ihm?

»Wo ist dieser Richemonte?« fragte Blücher.

»In meiner Bibliothek,« antwortete der Baron.

»Gehen wir also dorthin. Führen Sie uns.«

Als sie in die Bibliothek traten, war Richemonte nicht weniger bestürzt, als vorher sein Verbündeter. Man konnte ihm seinen Schreck zwar nicht anmerken; dazu besaß er zu viel Selbstbeherrschung, aber im Stillen sagte er sich, daß jetzt eine schlimme Stunde kommen werde und daß nur die größte Unverfrorenheit im Stande sei, darüber hinwegzuhelfen.

»Capitän Richemonte, Excellenz,
Feldmarschall von«

Diese Namen nannte der Baron, um die Herren einander vorzustellen. Blücher jedoch fiel ihm schnell in die Rede:

»Schon gut! Geben Sie sich keine Mühe. Brauche den Namen nicht zu hören, denn ich kenne diese Sorte schon! Der Herr Lieutenant von Königsau kennt Sie Beide auch genau. Wozu also solcher Wippchen! Wo haben Sie Mademoiselle Margot?«

Man sieht, der alte Marschall Vorwärts sprang mit seiner Frage gleich mitten in den Feind hinein. Sie war an ihren Bruder gerichtet.

»Jedenfalls zu Hause,« antwortete dieser.

»Ah, zu Hause, hm!« meinte der Alte, indem er sich im Zimmer umblickte.

»Excellenz,« meinte da Königsau.
»Riechen Sie nichts?«

Blücher schnüpperte die Luft ein und sagte:

»Hm, ein verfluchter Geruch! Grad wie Schwefeläther! Lieutenant, ich glaube, sie ist betäubt worden.«

»Wenn es ihr im Geringsten geschadet hat,« sagte dieser, »so gnade ihnen Gott!«

»Natürlich! Also Baron Reillac, wo haben Sie Mademoiselle Margot?«

»Excellenz,« antwortete der Gefragte, »ich weiß wirklich nicht, wie ich dazu komme, nach einer Dame gefragt zu werden, über welche Lieutenant Königsau jedenfalls die beste Auskunft zu geben weiß.«

»Ja, das thut er auch,« meinte Blücher.

»Nun, warum die Frage an mich?«

»Weil der Lieutenant behauptet, die Dame befinde sich bei Ihnen.«

»Ah,« lächelte der Baron, »ich habe noch nie die Ehre gehabt, Mademoiselle bei mir

zu sehen.«

»Also auch heute nicht?«

»Natürlich nicht.«

»Dürfen wir uns überzeugen?«

»Das heißt, Sie zweifeln an der Wahrheit meiner Versicherung?«

»Ja.«

»Sie halten mich für einen Lügner?«

»Ja.«

»Ah, welche Beleidigung! Bei mir haben nur Leute Zutritt, welche höflich aufzutreten wissen. Ich ersuche Sie, mich zu verlassen, und zwar sofort. Am Allerwenigsten aber kann es mir einfallen, solchen Menschen zu erlauben, meine Räume zu durchsuchen.«

Da trat der Alte auf ihn zu und rief:

»Was, Du Wechselbalg! »Solche Menschen« nennst Du uns? Da schlage doch der helle, lichte Teufel hinein! Hier hast Du Etwas, um zu sehen, wie höflich ich sein kann! Und hier, hier, hier und hier!«

Er holte mit aller Force aus und schlug dem Baron bei jedem »Hier« die Rechte in das Gesicht, daß es klang, als ob er ihm den Kopf zerschlagen wolle. Da trat der Maire hinzu und rief:

»Excellenz, um Gotteswillen!«

Der Capitän machte Miene, sich zu betheiligen; da aber zog Königsau seine beiden Pistolen heraus und rief:

»Halt! Wer Excellenz anrührt, den schieße ich nieder.«

Da trat der Capitän erschrocken zurück.

Der Baron war von den Ohrfeigen so überrascht worden, daß er an eine

Gegenwehr zunächst gar nicht denken konnte; als aber Blücher von ihm abließ, da zog ihm der Grimm und die Bestürzung die Hand empor. Es hatte ganz das Aussehen, als ob er die Ohrfeigen erwidern wolle. Da aber funkelte auch bereits Blüchers Pistolenlauf ihm vor dem Gesichte.

»Nieder mit der Hand, Halunke!« gebot der Alte.

Der Baron ließ den Arm sinken; er sah es Blüchern an, daß er im nächsten Augenblicke losdrücken werde.

»Aber, Messieurs, so ein Auftritt!« sagte der Maire. »Excellenz, ich muß mir wirklich die allerdings sehr höfliche Bemerkung erlauben, daß ich's wunderbar finde«

»Pah!« unterbrach ihn der Alte. »Ich finde hier gar nichts Wunderbares. Der Andere hat seine Keile von dem Lieutenant bekommen, nun erhält sie Der da von mir.

Es giebt Subjectersch, welchen man nur mit Ohrfeigen antworten kann.«

»O, Excellenz tragen außerdem noch Pistolen in der Hand.«

»Ja, aus Vorsicht! Gestern Abend hat der Eine von diesen Beiden zweimal auf den Lieutenant geschossen, während ihm der Andere dazu geleuchtet hat. Bei solchen Leuten muß man sich vorsehen.«

»Welche Verleumdung!« rief der Baron.

»Welche Lüge!« erwiderte der Capitän.

Blücher sah sie gar nicht an. Er sagte zu dem Maire:

»Sie sehen, daß hier nicht einmal Ohrfeigen mehr fruchten. Diese Sorte Apfel ist bereits so tief hinein faul, daß sie stinkt; ihr ist nicht mehr zu helfen. Und weil es ihnen gestern nicht gelang, den Bräutigam zu tödten, so haben sie sich heute der Braut bemächtigt. Aber wir werden sie finden.«

Da nahm sich der Baron zusammen. Er wendete sich an den Maire:

»Du bist Beamter, wenn Du uns nicht beschützen kannst, so werde ich Beschwerde erheben. Wenn diese Leute mein Haus nicht verlassen, so werde ich mich doch so weit zurückziehen, daß ich gegen Insulten geschützt bleibe, für welche ich mir allerdings Genugthuung geben lassen werde. Kommen Sie, Capitän.«

Er wendete sich zum Gehen, dies lag aber ganz und gar nicht in Blüchers Absicht. Dieser erhob vielmehr die Pistole und sagte:

»Ohne meine ausdrückliche Erlaubniß zieht sich hier Niemand zurück.«

»Excellenz!« rief da der Maire. »Das geht zu weit.«

»Unsinn! Ich weiß gar wohl, was ich darf,« meinte der Alte. »Es ahnt mir im

Gegentheile, daß ich heut noch viel weiter gehen werde.«

»Das heißt, Sie wollen die Durchsuchung des Hauses erzwingen?«

»Ja.«

»Selbst mit bewaffneter Hand?«

»Wie Sie sehen.«

»Ich lege Widerspruch ein!«

»Hilft nichts.«

»Ich mache Excellenz auf alle Folgen aufmerksam.«

»Ist nicht nöthig.«

»Gut, so wasche ich meine Hände in Unschuld.«

»Meinetwegen in Syrup oder Buttermilch! Kann es losgehen?«

»Da Sie mich in dieser Weise zwingen, so muß ich mich allerdings fügen. Ich erkläre also als oberster Beamter dieses Arrondissements, daß Seine Excellenz der Feldmarschall von Blücher behaupten, es sei in diesem Hause eine junge Dame versteckt, welche man unter Anwendung von List und Gewalt entführt hat. Ich werde also jetzt alle Räumlichkeiten nach der Verschwundenen durchsuchen, weise jedoch alle Consequenzen von mir ab.«

»Ich werde sie zu tragen wissen,« sagte Blücher.

»Gut! Führt uns!« meinte der Maire zu dem Baron.

»Mich wird man wohl von der Theilnahme an dieser Entdeckungsreise gnädigst dispensiren,« meinte der Capitän höhnisch.

Der Maire warf einen fragenden Blick auf Blücher. Dieser antwortete:

»Hat da zu bleiben und mit uns zu gehen!
Lieutenant, lassen Sie diese beiden Kerle
nicht aus den Augen.«

Jetzt begann die Durchsuchung des Hauses,
soweit es von dem Baron bewohnt wurde.
Sie wurde mit allem Nachdrucke und aller
Aufmerksamkeit geführt, lieferte aber nicht
das geringste Resultat. Als man nach der
Bibliothek zurückkehrte, hatte sich nicht
die mindeste Spur der Gesuchten gefunden.

Der Baron und der Capitän warfen einander
triumphirende Blicke zu.

»Ich werde Genugthuung fordern!« drohte
der Erstere.

»Ich ebenso,« stimmte der Letztere bei.

Der Maire zuckte die Achsel.

»Ich kann leider nicht davon abrathen,«
sagte er. »Ich selbst bin in der Art
vergewaltigt worden, daß ich den Weg des
Rechtes betreten werde, um meine

geschändete Amtsehre reinigen zu lassen. Uebrigens habe ich nun die Verpflichtung, darauf aufmerksam zu machen, daß der Herr Baron jetzt unbedingt fordern kann, daß die beiden deutschen Herren sein Haus verlassen.«

»Ich fordere es sofort und unbedingt!«
sagte Reillac.

Blücher lachte. Er wendete sich an Königsau:

»Schau, mein Junge, wie ihnen der Kamm schwillt! Wollen doch einmal sehen, ob sie nicht doch noch zu Kreuze kriechen. Komm!«

Er machte Miene, nochmals in die bereits durchsuchten hinteren Zimmer zu treten, da aber rief der Baron:

»Halt! Jetzt ist meine Geduld zu Ende. Hier herein tritt man nicht.«

»Mache Dich nicht mausig, Kerl!«
antwortete der Alte. »Jetzt kommt Ihr Alle
noch einmal mit, sonst soll Euch der
Donner krachen.«

»Excellenz!« meinte der Maire.

»Halte das Maul! Vorwärts! Alle dahinein,
sonst schieße ich!«

Sie gehorchten und mußten ihm bis in das
Zimmer folgen, vor welchem die Soldaten
lagen. Blücher wendete sich nochmals an
den Maire:

»Sie behaupten also, daß die Gesuchte sich
nicht in diesem Hause befindet?«

»Ich kann es beschwören.«

»Gut. Ich habe auch nichts gesehen; aber
oft hat der Teufel sein Spiel, und ich will
doch erst einmal mit Leuten reden, welche
gescheidter zu sein pflegen als ein
französischer Maire von Paris. August,
herein!«

Er wirbelte bei diesem Worte das Fenster auf.

Da commandirte August draußen:

»Ganzes Bataillon marsch!«

Die vier Grenadiere sprangen herein. Der Maire erstaunte; die beiden Anderen aber erschrakten. Befanden diese Soldaten sich bereits längere Zeit da draußen auf der Veranda, so war das Geheimniß verrathen.

Der Capitän suchte unbemerkt wieder in die Nähe der Thür zu kommen. Es gelang ihm nicht, denn das Pistol Königsau's richtete sich sofort nach seinem Kopfe.

»Halt! zurück!«

»Ah!« meinte Blücher. »Die Kerls wollen echappiren? Das mögen sie bleiben lassen, sonst fahren sie in den Sack. Vorwärts! Alle Drei in diese Ecke!«

»Ah, ich auch mit?« fragte der Maire.

»Ja freilich! Habe ich Paris belagert und erobert, so kann ich schon einmal drei so sanfte Kröten in Belagerungszustand erklären. Vorwärts!«

Er reckte auch seine Pistole vor, und da zog sich dann der Maire mit den beiden Anderen in die Ecke zurück, aus der sie nicht zu entweichen vermochten. Nun wendete sich Blücher an die Grenadiere:

»Das Fenster zu, Kinder, und drei von Euch an die Thür. Werden diese drei Messieurs schon festhalten. Und nun, mein lieber August, hast Du aufgepaßt?«

Liebmann nickte wichtig und antwortete:

»Ich hab sie, Excellenz.«

»Wen?«

»Die Mademoiselle, welche kein Frauenzimmer ist.«

»Donnerwetter! Ist's wahr?«

»Ja.«

»Wo hast Du sie?«

»Dort!«

Er zeigte mit der Hand nach der
Tapetenthür.

»Dort? Da ist ja die Wand.«

»Ja, aber dahinter!«

»Alle Teufel! Eine Tapetenthür, vielleicht?«

»Ja.«

»Wie geht sie auf?«

»Da im Fußboden ist ein Ast. Man bückt
sich und drückt darauf.«

»Kerl, woher weißt Du das?«

»Habe genau aufgepaßt,« schmunzelte der
Grenadier.

»Mensch, Freund, Erretter, August, wenn sich Deine Worte bewahrheiten, so bist Du ein Kerl, den man eigentlich in Gold fassen sollte!«

Er sah den scheinbaren Ast, welchen Liebmann meinte, und drückte mit dem Daumen darauf. Sofort sprang die Tapetenthür auf und das Zimmer war zu sehen. Es war finster darin; das Licht aus der Stube hier durfte man nicht geben, darum gebot Blücher dem Grenadier, die Lampe aus der Studierstube zu holen. Dies geschah, und nun trat Königsau in das Tapetenzimmer, während die Anderen die Gefangenen nicht aus den Augen ließen. Er ließ einen Ruf des Entsetzens hören.

»O Gott, Margot, meine Margot!«

»Was ist's?« fragte Blücher draußen.

»Sie ist gefesselt, an den Stuhl gebunden. Auch geknebelt ist sie.«

»Alle Teufel, da fällt jede Rücksicht weg!
August!«

»Excellenz?«

»Reißt einmal hier die Gardinen
auseinander, damit wir Stricke bekommen,
und bindet mir diese beiden Menschen fest,
so fest wie Ihr könnt, und wenn ihnen das
Blut aus den Nägeln spritzt!«

Das war Wasser auf die Mühle der
Grenadiere. Im Nu waren die Gardinen in
Stricke verwandelt. Der Baron und der
Capitän wollten sich wehren, aber sie
waren den Pommern nicht gewachsen. Sie
wurden zusammengeschnürt.

»Nun komm, Bursche, und siehe Dir einmal
die Bescheerung an!« gebot Blücher dem
Maire, welcher kein Wort mehr zu sagen
wagte.

Er gehorchte. Als die Beiden hinaustraten,
sahen sie Margot noch immer auf dem
Stuhle fest gebunden. Aber den Knebel

hatte Königsau entfernt, und nun hingen die beiden Liebenden einander an den Lippen, während er sie und den Stuhl umschlungen hielt.

»Endlich, endlich!« sagte er. »Welche Angst habe ich ausgestanden!«

»O, ich noch viel mehr!« flüsterte sie, ganz müde vor Glück. »Ich hörte Euch suchen.«

»Du hörtest es?«

»Ja, ich verstand sogar jedes Wort, welches gesprochen wurde.«

»Und dann gingen wir wieder, nicht wahr?«

»Ja. Ihr geht fort, und da gab ich Alles verloren!«

»Du Allerärmste, was mußt Du ausgestanden haben!«

»Aber dann, dann kamt Ihr wieder,« lächelte sie.

»Und Du hörtest, daß die geheime Thür entdeckt worden war?«

»Ja, und da, da war nun Alles gut.«

»O nein, es ist noch nicht Alles gut!«
meinte da der Marschall. »Es giebt noch sehr viel zu thun. Aber Lieutenant, Junge, willst Du sie denn nicht endlich losbinden?«

Diese Beiden waren durch das Wiedersehen so beglückt, daß sie gar nicht an die Bande gedacht hatten, welche Margot noch immer an den Stuhl fesselten. Sie wurden nun gelöst. Sobald sie sich erheben konnte, flog sie auf Blücher zu, drückte seine Hand an ihre Lippen und sagte:

»Excellenz, das habe ich Ihnen zu verdanken!«

»Daß Du entführt wurdest, Mädel?« fragte er lächelnd.

»O nein, sondern daß ich befreit wurde!«

»Da irrst Du Dich bedeutend, meine Goldtochter. Das hat Alles hier Dein Schatz gethan. Ich hätte den Teufel gewußt, wo Du zu suchen bist; er aber hatte es geahnt.«

»Aber er hätte mich doch nicht befreit. Wer hätte auf ihn gehört?«

»Ach, Du meinst den Nachdruck, welchen es giebt, wenn der alte Blücher Etwas will? Nun ja! Aber der Lieutenant hätte Dich ganz allein geholt. Er wäre mit dem Kopfe durch alle Wände gefahren. Nun aber erzähle vor allen Dingen, wie man es angefangen hat, Dich in diese Klemme zu bringen!«

Sie erzählte den ganzen Vorgang von Anfang bis zum Ende. Sie sprach dabei so laut, daß Alle es hören konnten, auch die beiden Gefangenen, welche gefesselt draußen auf der Diele lagen. Wie mußte diesen jetzt zu Muthe sein!

Sie verhehlte auch nicht, daß sie geküßt worden war. Das aber brachte den Alten

fürchterlich in Harnisch.

»Was? Geküßt hat er Dich?« fragte er.

»Ja.«

»Wohin?«

»Einmal auf den Mund.«

»Und dann?«

»Hierher.«

Sie deutete dabei nach der Stelle des Halses, welche von seinen Lippen getroffen worden war.

»Ach, das soll ihm schlecht bekommen! Unsere Margot zu küssen! Heda, Königsau, sinne Dir eine Strafe aus! Mir fällt nicht gleich eine ein!«

»Ich könnte ihn erdrosseln!« knirschte der Lieutenant.

»Gut, erdrosseln wir sie ein Wenig!« rief Blücher. »Sie haben es verdient.«

Da wagte der Maire denn doch eine Bemerkung:

»Excellenz wollen bedenken, daß nur das Gesetz die Strafe übernehmen kann!«

Blücher warf ihm einen zornigen Blick zu und antwortete:

»Behalte Er seine Weisheit für sich, Er Dummrian! Vorhin war auch nur das Gesetz berechtigt, die Haussuchung vorzunehmen. Was aber hat denn Er Mann des Gesetzes gefunden, he? Ich wäre der größte Esel Frankreichs und die sind doch groß genug wenn ich es mir einfallen lassen könnte, diese beiden Kerls Eueren Gesetzen zu übergeben. Da erhielten sie wohl gar noch eine Prämie für ihre Schlechtigkeit!«

Der Maire schwieg, aber ein anderer Fürsprecher trat auf, oder vielmehr eine Fürsprecherin Margot selbst.

»Excellenz, lassen Sie es gut sein!« bat sie.

»Ja, er ist Dein Bruder und so weiter, grad wie schon früher; nicht wahr?«

»Allerdings.«

»Das gilt heut nichts mehr. Auf das, was sie gethan haben, steht Todesstrafe.«

»Um Gotteswillen, Excellenz!«

Sie bat und flehte, aber er ließ sich lange nicht erweichen. Königsau verhielt sich dabei ganz passiv. Er gönnte den Beiden jede Strafe und wollte doch der Geliebten nicht widersprechen. Endlich meinte Blücher:

»Straflos ausgehen können sie unmöglich. Sie haben nicht blos Dich entführt. Sie haben auf einen deutschen Officier geschossen und heut mich beleidigt. Sie haben zweimal den Tod verdient. Es kostet mich ein Wort, so hängen sie morgen am Galgen. Aber ich will Dich nicht so sehr

betrüben. Das Leben soll ihnen geschenkt sein.«

»Aber nicht die Freiheit?« fragte sie.

»Werde es mir überlegen!«

Sie begann von Neuem zu bitten, bis er endlich losbrach:

»Hole Dich der Teufel, Goldkind! Dir kann man nichts abschlagen. Ich will ihnen auch die Freiheit schenken, aber wenn Du nun noch ein Wort sagst, so rechne ich Alles zurück und lasse sie noch heut Abend aufhängen!«

Jetzt glaubte sie, genug erreicht zu haben, und ließ mit Bitten ab. Blücher nickte dem Lieutenant heimlich zu, zum Zeichen, daß es ihm gar nicht einfalle, sie ganz straflos zu lassen. Dann sagte er:

»Was wir hier noch zu thun haben, ist für eine Dame zu langweilig. Protokolls aufnehmen und Acten schreiben gewährt

keine Unterhaltung. Ich denke, Königsau, Du führst Margot nach Hause, und ich komme nach, sobald ich fertig bin.«

»In die Wohnung von Excellenz?«

»Nein, zur Mutter. Die muß ich heute auch noch sehen.«

Das ließ sich der Lieutenant nicht zweimal sagen. Er nahm den Arm der Geliebten unter den seinigen und ging, nicht aber, ohne daß sie sich vorher herzlich bei den braven Pommern bedankt hätte.

Jetzt nun sollte das Verhör beginnen. Blücher machte seine Sache kurz.

»Acten schreiben und Protocolle verfassen werde ich nicht,« meinte er. »Ich wollte damit nur Mademoiselle zum Fortgehen bewegen. Ihr beiden Halunken werdet gehört haben, daß ich Euch das Leben und auch die Freiheit schenke. Ich thue das aber nur unter der Bedingung, daß Ihr mir zwei Fragen beantwortet; sonst verspreche ich

Euch bei meiner Ehre, daß Ihr morgen dennoch gehenkt werdet.«

Die beiden Delinquenten nahmen sich vor, wenn es halbwegs möglich sei, die Fragen zu beantworten.

»Wer war der Kerl, welcher den Officier gespielt hat?« fragte Blücher.

»Ein Schauspieler, der Sohn meines Kammerdieners,« antwortete der Baron.

»Und wer war der Kutscher?«

»Mein Kammerdiener.«

»Ah, wo ist er?«

»Er muß daheim sein. Ich hörte ihn während der Haussuchung kommen. Der Portier wird ihm gesagt haben, wer sich bei mir befindet.«

»Ah, und da fürchtet er sich?«

»Wahrscheinlich.«

»So werde ich ihn citiren.«

Blücher ging in die Bibliothek, in welcher er einen Glockenzug bemerkt hatte, und gab das Zeichen. In kurzer Zeit klingelte es am Vorsaale, welcher verschlossen war. Der Marschall öffnete. Ein langer Mann stand da, in Livrée gekleidet.

»Wer bist Du?« fragte Blücher.

»Der Kammerdiener,« antwortete der Mann.

»Gut, Dein Herr hat längst auf Dich gewartet. Wo ist Dein Sohn?«

»Unten beim Portier. Er wollte sich noch nicht von mir trennen.«

»Hole ihn herauf, mein Sohn. Der Baron braucht Euch nothwendig.«

In Zeit von einer Minute kam der Schauspieler, jetzt natürlich in Civil gekleidet. Blücher nahm die Beiden in

Empfang und brachte sie in das
Verhörzimmer.

»Ist das Dein Kammerdiener?« fragte er
den Baron.

»Ja,« antwortete dieser.

»Und der Andere ist dessen Sohn?«

»Ja.«

»Nun gut, so will ich mein Urtheil
sprechen.«

Erst jetzt merkte der Kammerdiener, in
welche Falle er gegangen war. Er blickte
sich nach der Thür um, sah aber, daß an ein
Entkommen gar nicht zu denken war.

Blücher wendete sich an seine Grenadiere
und sagte:

»Ihr habt Eure Sache sehr brav gemacht,
und darum will ich Euch eine Erholung
gönnen. Wüßte ich nur, wo recht hübsche

Rüthchen und Schwibbchen zu finden sind!«

Das war allerdings eine sehr freudige Ueberraschung für die Grenadiere. August trat sogleich vor und sagte, indem sein ganzes Gesicht schmunzelte:

»Mit Verlaub, Excellenz, sollte in dieser Wirthschaft sich nicht ein biegsames Spazierröhrchen finden, mit einigen hübschen Knötchen drin?«

»Sapperlot, ja, Du hast Recht. Suche einmal nach, mein Junge!«

Das ließ sich August nicht zweimal sagen. In kurzer Zeit hatte er alle Spazierstöcke des Barons beisammen.

»Wird es gehen, August?« fragte der Alte.

»Sehr gut! Besonders hier die drei Bambusse!«

»Schön! Wollen wir anfangen. Da ist zunächst ein Kammerdiener, welcher bei

Entführungen den Kutscher macht und seinen eigenen Sohn zu solchen Dingen verführt. Er soll sechzig haben, und zwar aus dem ff. Bindet ihn, und knüpft ihm auch den Mund zu, denn sein Winseln mag ich nicht hören.«

Der Kammerdiener wurde von den Grenadieren gebunden und geknebelt. Als er die Sechzig erhalten hatte, kam sein Sohn an die Reihe.

»Dieser hat sich für meine Ordonnanz ausgegeben. Der Kerl hat Anlage zum größten Schwindler. Er bekommt hundert.«

So geschah es auch. Das Blut der Beiden schwamm auf dem Fußboden.

Jetzt stieß Blücher mit dem Stiefel an den Capitän.

»Der ist schon gebunden. Wir wollen ihm den Mund nicht verschließen, denn ich will einmal sehen, ob ein Capitän der alten Garde zu schweigen versteht. Er hat seine

eigene Schwester verkauft und auf einen preußischen Officier geschossen. Er erhält zweihundert, aber so, daß er gleich liegen bleibt. Dann sind wir wenigstens sicher, daß er binnen der ersten Zeit nicht daran denken kann, neue Schlechtigkeiten auszuhecken. Fangt an, Burschens!«

Zweihundert Hiebe sind für jeden Menschen eine böse Strafe, für einen Officier aber geradezu eine fürchterliche. Der Capitän hielt sie aus, ohne einen Laut auszustoßen. Als man mit ihm fertig war, sah man seine Lippen zerbissen und seine Augen ganz blutig geröthet. Er sprach kein Wort, aber sein Blick war mit dem Ausdrücke teuflischer Rache auf den Marschall gerichtet.

Jetzt nun war an dem Baron die Reihe.

»Dieser hat ein Mädchen entführt und auf einen Officier geschossen,« entschied Blücher. »Er erhält auch zweihundert. Und für die Küsse, welche er gegeben hat, soll er ein Gegengeschenk von fünfzig Hieben

außerdem haben. Schont ihn nicht, Jungens!«

Der Maire hatte bisher geschwiegen. Jetzt, da es sich um seinen Schwager handelte, glaubte er sich desselben annehmen zu müssen. Er sagte:

»Excellenz gestatten die Frage, ob diese Fälle auch in Ihrer Kompetenz liegen.«

»Nein, nicht in meiner Kompetenz, sondern hier auf dem Fußboden liegen die Kerls mit all ihren Fällen und Hieben. Wenn Sie den Mund nicht halten, werde ich Ihnen jedoch beweisen, daß meine Kompetenz sich sogar über die Mairie dieses Arrondissements erstreckt. Meine Jungens sind einmal im Zuge, Monsieur.«

Dem Baron wurde der Mund verbunden; ihm war die Selbstüberwindung des Capitäns nicht zuzutrauen. Er erhielt die ihm zugesprochenen zweihundertfünfzig Streiche ohne allen Abzug, und dann war das Tagewerk der Grenadiere vollbracht.

»So, jetzt können wir gehen, Kinder,« sagte der Alte. »Diese vier Messieurs werden mit uns zufrieden sein, denn wir haben sie um keinen einzigen Hieb betrogen. Der Herr Maire kann hier bleiben, um zu sehen, welche Salbe ihnen gut thun wird; die unserige jedoch ist ihnen am gesündesten gewesen. Sollte ihm übrigens meine Competenz nicht gefallen, so bin ich gern erbötig, den Mädchenraub und den Mordanfall auf einen preußischen Officier noch nachträglich vor das competente Criminalgericht zu bringen. Gute Nacht, Herr Maire dieses Arrondissements.«

Er ging mit seinen Grenadieren. Diese verließen das Haus nicht so, wie sie es betreten hatten, sondern auf dem gewöhnlichen Wege durch den Eingang.

Bei seinem Palais angekommen, trennte er sich von ihnen, um noch zu Frau Richemonte zu gehen, vorher aber sagte er:

»Höre, lieber August, Ihr habt Euch heut durch große Thaten ein ungeheures

Verdienst erworben. Ihr sollt morgen jeder fünf Laubthaler ausgezahlt erhalten und so viele Pfeifen Tabak, als Ihr heut Hiebe ausgetheilt habt. Wie viele sind dies?«

»Sechshundertundzehn,« antwortete Liebmann schnell.

»Das ist ein Bischen viel Tabak, für die, welche die Hiebe erhalten haben, und auch für mich, der ich ihn Euch geben muß. Aber es ist gut; Ihr habt ihn verdient. Am Liebsten hätte ich den Maire auch noch klopfen lassen und sein Arrondissement dazu, aber ich hätte dann nicht gewußt, woher ich morgen den Tabak für Euch genommen hätte. Gute Nacht, Jungens!«

Er setzte seinen Weg in bester Laune fort. Er hatte Gelegenheit gehabt, einigen Franzosen deutsche Hiebe zukommen zu lassen, und dies war stets sein größtes Gaudium.

Seit diesem Abende war eine lange Zeit vergangen. Frankreich hatte einen neuen

Herrscher erhalten, und die Heere der Verbündeten hatten sich aus Frankreich zurückgezogen, um die heimathliche Stätte aufzusuchen. Blücher war in England gewesen und dort in geradezu unerhörter Weise gefeiert worden, und auch in der Heimath hatte man ihn mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. Er hatte mehrere hochgestellte Feinde, aber im Herzen des Volkes hatte er als der Marschall »Vorwärts« sich ein immerwährendes Andenken erworben.

Im Uebrigen trug er einen tiefen Groll im Herzen. Er, der am Besten wußte, welche Opfer Preußen, Deutschland und die verbündeten Länder gebracht hatten, um das übermüthige Frankreich zu schlagen und den Mann zu stürzen, welcher es gewagt hatte, aller Welt Gesetze vorzuschreiben, die Deutschen aber am Liebsten mit dem Ausdrücke *Cochons*, das ist »Schweine«, zu bezeichnen.

Und nun tagte der berühmte Congreß in Wien, welcher die Aufgabe zu lösen hatte,

die Ergebnisse des Krieges in eine bestimmte Form und Gestaltung zu bringen. Er vermochte es aber nicht, den Widerstreit der verschiedensten Ansprüche, welche sich kund gaben, zu schlichten und zu lösen. Man begann, den Frieden von Paris bitter zu tadeln. Man hatte den Franzosen zu viel Macht und Land gelassen und die erkämpften Vortheile wieder aus der Hand gegeben.

Dieser Ansicht schloß sich besonders Blücher an.

»Frankreich wird wieder laut,« pflegte er zu sagen; »es beginnt wieder das große Wort zu führen, und wir, die wir den Frieden erkämpft und uns nach Ruhe geseht haben, halten nur einen Rasttag, welcher nicht lange dauern wird.«

Er erhob überall seine Stimme, um zu warnen. Er that Alles, um das Heer kriegstüchtig und marschbereit zu halten, und er that daran sehr recht.

Napoleon war aus Frankreich verbannt,
aber er hatte tausend, ja Millionen stille
Anhänger zurückgelassen. Grade während
seines Unglückes hatte sich sein
kriegerisches Genie am Glänzendsten
bewährt. Die Soldaten vergötterten ihn, und
wer war damals in Frankreich nicht noch
Soldat oder früher Soldat gewesen. Keiner
hat die Anhänglichkeit des Kriegers an
diesen außerordentlichen Feldherrn
ergreifender geschildert, als Heinrich Heine
in seinen Versen:

*»Was scheert mich Weib, was scheert mich
Kind?
Ich trage weit besseres Verlangen.
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind.
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!«*

Napoleon kannte diese Verhältnisse, und er
beschloß, sie zu benutzen. Er war nicht der
Mann, auf Elba die Rolle eines
abgedankten Soverains zu spielen. Er that
aber einen großen Fehler; er verließ die
Insel zu früh, denn noch hatten die
feindlichen Heerestheile nicht alle ihre

Heimath erreicht; sie durften nur die Ordre zur Umkehr erhalten, so waren sie kampfbereit. Und der Umstand, daß die Vertreter der Nationen noch in Wien tagten, begünstigte ein schnelles Einvernehmen zwischen ihnen und den schleunigen Beschluß, sich mit vereinigten Kräften wieder auf ihn zu werfen.

Dennoch erscholl plötzlich die Kunde, Napoleon habe am 27. Februar die Insel Elba verlassen und sei mit einer Schaar Bewaffneter in Frankreich gelandet.

Dieses Unternehmen, welches anfangs abenteuerlich erschien, wuchs in schneller Entwicklung riesenhaft empor. Bereits nach wenigen Wochen war Napoleon wieder in Paris und gebot von Neuem als Kaiser über ganz Frankreich.

Er ließ den Mächten sagen, daß er nicht den Krieg bringe, sondern den Frieden beabsichtige. Da er sich aber denken konnte und auch bald erfuhr, daß ganz Europa sich in dem Entschlusse, ihn zu bekämpfen,

vereinigen werde, so traf er die schnellsten und riesigsten Vorbereitungen zum Kriege, den er nach der Richtung der belgischen und niederländischen Grenze zu spielen hatte.

Alle seine Anhänger waren ihm zugeströmt, unter diesen auch Zwei, welche wir bereits kennen, nämlich der Capitän Richemonte und Baron Reillac.

Beide hatten eine schlimme Zeit erlebt. Die Züchtigung, welche ihnen damals von Blücher zudictirt worden war, hatte sie körperlich für lange Zeit niedergeworfen. Es waren Monate vergangen, ehe ihre Wunden geheilt waren. Während dieser Zeit war bei Beiden der Haß gegen die Deutschen, besonders aber der Gedanke, sich persönlich an Blücher zu rächen, fast zur Monomanie geworden.

Grad als die Nachricht verlautete, daß Napoleon wieder zurückgekehrt sei, hatte sich ihr Gesundheitszustand soweit gebessert, daß sie daran denken konnten,

dem Kaiser ihre Dienste anzubieten. Und dies thaten sie.

Baron Reillac stellte sich Napoleon vor und wurde von diesem beauftragt, die Lieferungen für das erste Armeecorps zu übernehmen, welches General Drouet befehligte.

Richemonte hatte beabsichtigt, wieder in die alte Garde einzutreten, erhielt aber durch Reillacs Vermittelung eine Compagnie der jungen Garde. Diese gehörte zu einem Regimente, welches sich beim ersten Armeecorps befand.

Früher nämlich hatte die Garde stets ein eigenes Corps gebildet, welches stets für den entscheidenden Angriff aufgespart worden war. Jetzt aber seit der Bildung der jungen Garde wurden deren Regimenter und Bataillone auch anderen Armeecorps zugetheilt.

Der Marschbefehl war bereits gegeben worden. Morgen sollte der Capitän Paris

verlassen. Er saß in dem bekannten Kaffeehause beim Frühstück. Reillac hatte ihm versprochen, zu kommen, obgleich die Beaufsichtigung seiner Lieferungen ihn sehr in Anspruch nahm. Er hielt Wort, wenn auch spät, so kam er doch.

Die beiden Männer standen sich jetzt weniger schroff gegenüber als früher, wo der Baron bei jeder Gelegenheit mit seinen Wechseln gedroht hatte. Jetzt kam dies nicht so oft vor. Sie hatten Ursache über gewisse Dinge zu schweigen, welche sie Beide betrafen; dies machte sie, so zu sagen, zu Vertrauten, obgleich es sicherlich Keinem von ihnen einfiel, den Anderen für einen wirklichen Freund zu halten.

*

Fortsetzung 18

Heute hatte das Gesicht Reillacs einen Ausdruck, welcher dem Capitän sofort auffiel. Es lag etwas sehr Unternehmendes darin.

»Was giebts? Was bringen Sie?« fragte Richemonte.

»Etwas für Sie,« antwortete der Gefragte.

»Ah, etwas Gutes?«

»Ja, etwas so Angenehmes, daß ich selbst mich sofort zur Ausführung entschließen würde, wenn ich zum activen Militär gehörte.«

»Was ist es?«

»Sie kennen den General Drouet?«

»Natürlich!«

»Ich meine seine Eigenheiten.«

»Diese weniger.«

»Nun, eine dieser Eigenheiten stimmt auffällig mit unseren persönlichen Ansichten. Er ist nämlich ein enragirter Blücherhasser.«

»Donner! Das lobe ich an ihm!«

»Er hat erfahren, daß Blücher von Berlin abgereist ist und über Köln nach Lüttich gekommen ist, wo er sein Hauptquartier aufgeschlagen hat. Wenn da irgend ein Streich auszuführen wäre!«

»Ah! Was meinen Sie?«

»Ha, irgend Etwas,« antwortete der Baron mit schlauem Ausdrücke.

»Donnerwetter! Sollen Sie dies mir sagen?«

»Ja.«

»Auf des Generals Veranlassung?«

»Natürlich.«

»So liegt irgend ein bestimmter Plan vor?«

»Vielleicht. Der General wird geneigt sein, Sie zu empfangen.«

Da blitzten die Augen des Capitäns auf.

»Ich werde zu ihm gehen,« sagte er.

»Thun Sie das! Sie wollen doch jedenfalls gern avanciren?«

»Das versteht sich!«

»Nun, hier bietet sich die beste Gelegenheit. Uebrigens habe ich Ihnen mitzutheilen, daß ich auch nicht in Paris bleiben werde.«

»Schließen Sie sich unserm Armeecorps an?«

»Ja. Der General meint, daß dies für die Ehrlichkeit der Lieferung von sehr großem

Vortheil sein werde. Er hat mich in der Hand.«

»So werden Sie diesmal keine großen Reichthümer sammeln,« lachte Richemonte.

»Möglich. Und noch eine dritte Mittheilung habe ich zu machen, welche Sie persönlich betrifft. Errathen Sie vielleicht?«

»Nein.«

»Ihre Schwester !«

»Ah!« fuhr Richemonte auf. »Ist es Ihnen vielleicht endlich gelungen, eine Spur von ihr zu entdecken?« Und mit höhnischem Tone fügte er hinzu: »Ich würde mich natürlich unendlich freuen, sie endlich einmal wiederzusehen.«

»Noch immer keine Spur. Einen Brief habe ich aus Berlin erhalten. Lieutenant Königsau ist noch nicht verheirathet, auch

deutet kein Anzeichen darauf hin, daß er verlobt sei.«

»Sollten sie sich einander verloren haben?«

»Pah!«

»Es ist Alles möglich!«

»Sie sind auf falschen Gedanken. Dieser Königsau ist ein schlechter Kerl. Er weiß, daß er uns zu fürchten hat und hält daher den Aufenthalt seines Bräutchens geheim.«

»Ich gäbe viel darum, ihn zu erfahren!«

»Ich jedenfalls noch mehr, und da habe ich heute Nacht, als ich schlaflos im Bette lag und über Verschiedenes nachgrübelte, eine Idee gehabt.«

»Eine Idee? Ah! Ist, eine Idee zu haben, bei Ihnen eine solche Seltenheit, daß Sie sich veranlaßt sehen, diesen wunderbaren Fall extra zu constatiren?«

»Machen Sie keine faulen Witze! Vielleicht zeigt es sich, daß meine Idee außerordentlich gut ist.«

»So theilen Sie mir dieselbe gefälligst mit!«

»Nun, wir haben uns die größte Mühe gegeben, die Adresse Ihrer Schwester zu erfahren, doch umsonst. Jetzt sagen Sie mir einmal: Erhält Ihre Mutter nicht eine Rente ausgezahlt?«

»Allerdings.«

»Durch wen?«

»Durch Banquier Vaubois.«

»Dieser Mann muß also ihre Adresse haben.«

»Hölle und Teufel! Ja, das ist wahr!« rief der Capitän. »Bin ich denn ein Idiot, daß ich daran noch nie gedacht habe? Ich werde sofort hingehen.«

»Halt, keine Uebereilung! Wenn nun Ihre Mutter dem Banquier verboten hat, die Adresse zu nennen.«

»Das wäre allerdings möglich.«

»Sogar sehr wahrscheinlich. Sie würden sie dann am allerwenigsten erfahren.«

»Sie ebenso.«

»Ja, sie wird ihn aber vor uns Beiden ganz besonders gewarnt haben.«

»So müssen wir einen anderen Weg einschlagen.«

»Ich habe bereits einen.«

»Nun?«

»Hm! Meine Wäscherin hat ein allerliebstes Töchterchen.«

»Ah! Sie selbst finden sie allerliebste?«

»Warum nicht? Aber trösten Sie sich; ich bin dem Kinde unschädlich.«

»Aus Altersrücksichten?« lachte der Capitän.

»Das vielleicht weniger. Aber sie hat bereits einen Geliebten.«

»Das war vorauszusehen. Welches hübsche Mädchen hätte nicht einen Geliebten.«

»Hier kommt noch der Umstand in Betracht, daß dieser Geliebte Commis eines hiesigen Bankhauses ist.«

»Ah, des Hauses Vaubois vielleicht?«

»Leider nein. Aber ich schenke der Kleinen zuweilen Etwas. Sie wird mir gern einen Gefallen thun. Ebenso wird ihr Geliebter ihr gern einen Wunsch erfüllen.«

»Ich ahne ihren Entwurf.«

»Das ist nicht schwer. Der junge Mensch geht also zu Vaubois und zieht die

betreffende Erkundigung ein.«

»Und wenn er nach dem betreffenden Grunde gefragt wird?«

»Den kennt er nicht. Sein Prinzipal sendet ihn.«

»Und wenn man zögert?«

»So schildert man die Angelegenheit als eilig.«

»Hm, es gelingt vielleicht. O, daß ich morgen fort muß!«

»Warum bedauern Sie dies?«

»Ich werde nicht Zeit haben, diese so lange ersehnte Neuigkeit zu erfahren.«

»Warum nicht? Der Commis kommt zwölf Uhr nach Hause. Er speist nämlich bei meiner Wäscherin. Jetzt ist es elf Uhr. Wenn ich sofort aufbreche, so ist es noch genug Zeit, die kleine Intrigue einzuleiten. Sie kommen heute Abend wieder hierher;

im Falle des Gelingens kann ich Ihnen da die Adresse bereits sagen.«

»Das geht; das geht wahrhaftig! Gehen Sie; eilen Sie, Baron.«

Der Capitän brauchte gar nicht zur Eile aufzufordern, denn der Baron hatte bereits Hut und Stock ergriffen und verließ das Café mit raschen Schritten.

Richemonte blieb noch einige Zeit sitzen, um sich das Gehörte alles zurecht zu legen; dann trank auch er aus und ging zu General Drouet.

Dieser war ein höchst thatkräftiger und kühner Mann, doch versäumte er bei allem Muthe nicht, vorsichtig und klug zu sein. War irgend ein Ziel ebenso gut durch List wie durch Verwegenheit zu erreichen, so zog er die Erstere stets der Letzteren vor.

Er war, da er so nahe vor dem Ausmarsche stand, sehr beschäftigt, ließ aber, als ihm der Capitän gemeldet wurde, denselben

sofort eintreten. Dieser Umstand schien diesem ein gutes Zeichen zu sein. Der Blick des Generals ruhte forschend auf dem Officier; dann fragte er:

»Haben Sie in Spanien gekämpft?«

»Ja, General.«

»Unter wem?«

»Unter Suhet.«

»Das war ein tüchtiger General, vielleicht der tüchtigste, der in Spanien befehligt. Man hat es dort mit Guerillas zu thun. Sie haben also jedenfalls auch den kleinen Krieg zur Genüge kennen gelernt?«

»Ich denke es, mein General.«

»Nun, so werden Sie wissen, daß der Sieg sehr oft von sonst ganz nebensächlich erscheinenden Dingen abhängt, von der Kenntniß der Gegend und der Stimmung ihrer Bevölkerung, und so weiter. Auch bei dem sogenannten großen Kriege sind diese

Umstände keineswegs aus der Acht zu lassen. Wir werden nach den Niederlanden gehen. Dort befehligen Wellington und Blücher.«

»Ah, lieben Sie Blücher?«

»Ich habe keine Veranlassung dazu.«

»Aber Sie hassen ihn auch nicht?«

»Ich wünsche ihn zu allen Teufeln, und ich habe Veranlassung dazu.«

»Dieser Wunsch wird ihm nicht viel schaden!« lächelte der General.

Aber der Blick, welchen er dabei auf den Capitän warf, war ein lauernder.

»O, ich wollte, ich könnte thätig sein, meinen Wunsch zur Erfüllung zu bringen.«

»Nun, wissen Sie, wo dieser Bramarbas sich gegenwärtig befindet?«

»In Lüttich, wie ich höre.«

»Das ist richtig, Capitän. Ich brenne vor Begierde, Etwas über seine kriegerischen Evolutionen zu hören; aber das ist außerordentlich schwer.«

»Es scheint mir leicht zu sein.«

»Man hat nicht zuverlässige Männer genug.«

»Es giebt deren doch welche!«

»Vielleicht Sie?«

»Ich hoffe es.«

»Gut, Capitän, Sie sind mir empfohlen. Was denken Sie von einer Reise nach Lüttich oder Umgegend?«

»Sie müßte sehr unterhaltend und belehrend sein.«

»Aber auch gefährlich.«

»Ich fürchte Blücher nicht!«

»Aber einer seiner Corpscommandanten hat dort zugleich sein Hauptquartier. Dieser Bülow nämlich. Und der ist gefährlich.«

»So wird man sich in Acht zu nehmen wissen.«

»Ich wünsche besonders zu wissen, welche Macht man dort zusammen zieht und was man für Pläne hat; hauptsächlich jedoch kommt es mir darauf an, alles, was mit der Persönlichkeit Blüchers in Beziehung steht, zu erfahren.«

»Ich werde eifrig darnach forschen.«

»Sie kennen ihn persönlich?«

»Ja.«

»Und er Sie auch?«

»Ebenso.«

»So kann ein Zusammentreffen sehr gefährlich werden.«

»Für mich jedenfalls nicht.«

»Sie meinen für ihn?«

»Eher!«

»Nun, man wird ja hören, was Sie erleben. Um meine Anerkennung brauchen Sie sich nicht zu sorgen, wenn auch es mir unmöglich ist, meine Wünsche, oder vielmehr meinen Hauptwunsch in deutlicher Weise auszusprechen.«

»Ich errathe ihn, mein General.«

»Vielleicht rathen Sie gut. Thun Sie, was Sie denken! Aber Ihre Reise erfordert Auslagen. Darf ich fragen, ob Sie bemittelt sind?«

»Ich lebe von dem Solde, den ich erst empfangen soll.«

»Ah, das ist peinlich. Hier nehmen Sie diese kleine Remuneration. Wenn man Gutes von Ihnen hört, wird man weiter dankbar sein. Adieu, Capitän!«

Der General hatte ihm eine Geldrolle in die Hand gedrückt. Als Richemonte sie zu Hause öffnete, sah er, daß sich fünfhundert Franks darin befanden.

»Fünfhundert Franks für den Kopf Blüchers! Der Kerl ist aber bei Gott auch nicht mehr werth,« murmelte er. »Wollen sehen, was man noch zulegen wird.«

Als er am Nachmittage in seine Caserne kam, erfuhr er vom Obersten, daß dieser vom Generale beauftragt sei, ihm einen unbestimmten Urlaub zu geben und einen dreimonatlichen Gehalt auszuzahlen. Er erhielt die Summe sofort zu Händen gestellt und ein versiegeltes Couvert; dann war er entlassen.

Aus dem Couverte zog er, als er es öffnete, mehrere Pässe, welche auf verschiedenen Stand und Namen lauteten. Jedes Signalement stimmte genau mit seinem Aeußeren. Er kannte nun seine Pflicht, ohne daß man ihm diese genau bezeichnet hatte;

aber er war zu stolz, sich zu sagen, als was er ausgesandt wurde als Spion.

Am Abende besuchte er das Kaffeehaus und fand den Baron bereits seiner wartend. Dieser bestellte sogleich Wein für ihn, was auf einen guten Erfolg der heutigen Unterredung hinzudeuten schien.

»Waren Sie beim General?« fragte Reillac.

»Ja.«

»Was haben Sie erreicht?«

»Einen Urlaub auf unbestimmte Zeit und mehrere gute Pässe.«

»Gratulire!«

»Ist eine Ironie!«

»Weshalb?«

»Was thue ich mit dem Urlaube, wenn ich ihn nicht benützen kann! Hat sich der

General nicht bei Ihnen nach meinen Verhältnissen erkundigt?«

»Ein Wenig.«

»Was sagten Sie ihm?«

»Daß Sie keine Seide spinnen.«

»Dennoch scheint er mich für einen sehr wohlhabenden Mann zu halten.«

»Woraus schließen Sie das?«

»Weil ich zu meinem unbestimmten Urlaub nur einen dreimonatlichen Sold erhalten habe.«

»Das ist schlimm! Hm! Wenn ich wüßte ! Aber ich habe mich selbst fast ganz und gar ausgegeben.«

»Ihnen stehen Connexionen zu Gebote, mir aber nicht.«

»Sie haben Recht, und darum will ich Ihnen abermals tausend Franken leihen, wenn Sie

mir Eins versprechen.«

»Was?«

»Auf Ihrer gegenwärtigen Reise Ihre Schwester mit zu besuchen.«

»Donnerwetter! Haben Sie die Adresse?«

»Ja.«

»Hat es Mühe gekostet?«

»Gar nicht. Der Commis hat gefragt und sofort bereitwillige Auskunft erhalten.«

»Wie lautet die Adresse?«

»Meierhof Jeanette bei Roncourt.«

»Dieses Roncourt ist mir unbekannt. Wo liegt es?«

»Im Argonner Walde, nicht weit von Sedan.«

»Ah, das liegt ja fast auf meiner Tour!«

»Fast genau. Sie haben höchstens einen ganz und gar unbedeutenden Umweg zu machen. Werden Sie mir den Gefallen thun, den Meierhof aufzusuchen?«

»Gewiß.«

»Und mich benachrichtigen, wie es dort steht, nämlich in Beziehung meiner Wünsche?«

»Ja, besonders, da es sich um tausend Franken handelt.«

»Ah, Sie denken, ich habe das bereits vergessen,« lachte der Baron. »Ich will nachsehen, ob ich so viel bei mir trage.«

»Ich bezweifle es nicht.«

»Hm! Man giebt sich jetzt aus. Man muß zu sehr wagen. Ich stecke mein ganzes Vermögen und all meinen Credit in diese Lieferungen.«

»Aber man verdient ungeheuer dabei.«

»Blos eine Kleinigkeit, mein Lieber. Wird der Kaiser abermals geschlagen, so bin ich ein für immer ruinirter Mann.«

»Ihre Lage wird dann durch die tausend Franken, welche Sie mir jetzt geben, nicht um ein Bedeutendes verschlimmert sein.«

»Nein. Und so sollen Sie das Geld haben. Hier! Aber Sie schreiben ganz bestimmt?«

»Ja. Aber wohin?«

»Zunächst bleibe ich ja noch hier. Und später werden mir Ihre Briefe auf das Sicherste nachgesandt, wenn Sie dieselben an meine gegenwärtige Adresse schicken.«

Auf diese Weise hatte der Capitän sich durch eine Lüge in den Besitz von tausend Franken gesetzt, welche ihn auf seinem nicht gefahrlosen Wege begleiteten.

Fast um dieselbe Zeit, in welcher der Capitän von Paris aufbrach, wanderte ein junger Mann auf der Straße von Paliseul

daher, welche über Bouillon nach Sedan führt. Bouillon ist ein trauriger Ort, er liegt an dem Semoyflüßchen in einer tiefen Schlucht der Ardennen. Es ist dies dasselbe Oertchen, welches durch den Namen des großen Kreuzfahrers und Eroberers von Jerusalem, Gottfried von Bouillon, seine Berühmtheit erhalten hat.

Es war ein schlimmer Gewitterstag. Die Dämmerung brach bereits herein, und der Regen goß in Strömen vom Himmel herab. Dazu war der Koth auf dem Dinge, welches man hier Straße nannte, so tief, daß man die Füße kaum aus demselben herausziehen konnte. Daher war der Wanderer froh, als er die ersten Lichter von Bouillon erblickte. Er beschloß, diese Nacht hier zu bleiben.

Er suchte nach der Herberge des Ortes und erkannte sie trotz der Dunkelheit und des strömenden Regens an dem großen Aste, welchen man über der Thür herausgestreckt hatte. In der niederen Stube, welche nur durch einen Kienspan erleuchtet wurde, befand sich kein Gast. Nur der Wirth mit

seiner Frau, ein Paar alte Leute, saßen an einem schmutzigen Tische.

Er grüßte höflich, doch wurde sein Gruß sehr mürrisch erwidert.

»Darf ich mir am Ofen meine Kleider trocknen?« fragte er. »Lehnt Euch hinan,« lautete die Antwort.

»Und kann ich ein Abendbrot erhalten?«

»Milch und ein Stück Brot. Wir sind hier arme Leute. Wo wollt Ihr noch hin?«

»Bei diesem Wetter nicht weiter.«

»Ah, Ihr wollt doch nicht etwa hier bleiben?«

»Warum nicht?«

Der Wirth warf einen scheuen Blick auf ihn und fragte:

»Woher seid Ihr?«

»Aus Paris.«

»Und wo kommt Ihr her?«

»Aus Lüttich.«

»Mein Gott, wo die Preußen sind?«

»Ja. Ich bin vor ihnen geflohen.«

»Da habt Ihr recht gethan. Sie wollen wieder Krieg anfangen, aber der Kaiser wird sie auf die Finger klopfen. Was seid Ihr denn eigentlich?«

»Ein Musikante.«

»Ihr habt doch kein Instrument bei Euch!«

»Die Preußen haben mir meine Geige genommen.«

»Ihr armer Mann. Ja, sie sind Diebe und Räuber, welche der Kaiser bald fortjagen wird. Habt Ihr denn eine Legitimation bei Euch?«

»Ja.«

»Das ist gut. Zeigt sie her. Ohne ein solches Papier darf man keinen Fremden aufnehmen. Es ist uns streng verboten worden.«

»Warum?« fragte der Fremde.

»Weil die Preußen viele Spione hier in das Land schicken.«

»Hm, das ist ein sehr gefährliches Handwerk.«

»Es soll aber sehr gut bezahlt werden. Unterdessen müssen ehrliche Leute hungern.«

»Ist Bouillon so arm?«

»Es war bereits sehr arm; aber durch den Krieg ist es noch ärmer geworden. Daran war die Kriegskasse schuld.«

»Welche Kriegskasse?«

»Das wißt Ihr nicht?«

»Nein. Ich bin ja von Paris und nicht von hier.«

Der Alte warf einen beobachtenden Blick auf den Fremden und fragte:

»Was sind Eure Eltern, Herr?«

»Mein Vater ist nur ein armer Weber.«

»Ah, ein Weber! Seht, die Bewohner von Bouillon sind alle arme Weber. Ihr seht so ehrlich aus, daß man wohl Vertrauen zu Euch fassen kann. Nicht?«

»Ich meine auch, daß Ihr es thun könnt.«

»Nun gut. Legt Euch ein tüchtiges Holzscheidt in den Ofen, und dann will ich Euch die Geschichte von der Kriegskasse erzählen.«

Der Fremde folgte dieser Aufforderung, wobei er von der Frau gefragt wurde:

»Wollt Ihr Euer Milch und Brot jetzt gleich essen?«

»Wenn es Euch recht ist, ja.«

»So seid so gut und zeigt uns Euer Papier.«

Der junge Mann griff in die Tasche und zog ein abgegriffenes Büchelchen hervor, welches er der Frau gab. Diese reichte es ihrem Manne; dann ging sie hinaus, um das Abendbrot zu besorgen. Der Wirth zog eine großmächtige Klemmbrille, eine sogenannte Nasenquetsche aus dem Tischkasten hervor, setzte sie auf und begann das Buch vom ersten bis zum letzten Blatte durchzusehen. Als er fertig war, sagte er:

»Ihr müßt bereits sehr weit herumgekommen sein, Herr?«

»Sehr weit,« nickte der Fremde.

»Das sieht man an den vielen Stempeln, welche da im Buche stehen. Lesen kann ich

es freilich nicht, aber es wird wohl richtig sein. Nicht wahr?«

»Es stimmt.«

Da trat die Frau herein und setzte die Schüssel auf den Tisch. Sie enthielt Milch. Daneben legte sie ein Stück Brot zum Hineinbrocken. Das war die ganze Mahlzeit. Während sich der Fremde mit mehr Hunger als Appetit darüber machte, fragte sie den Wirth, welcher das Wanderbuch jetzt eben in ein Schränkchen schloß:

»Stimmt es, Vater?«

»Ja, es sind Namen und Stempel darin.«

Sie musterte den Esser abermals sehr sorgsam und flüsterte dann:

»Er scheint armer, aber braver Leute Kind zu sein.«

»Ja,« nickte der Alte.

»Und man hat ihm seine Fiedel gestohlen.«

»Eben! Er dauert mich!«

»Du, wollen wir?«

»Ja, ich denke.«

»Gut. Willst Du es ihm sagen?«

»Sage Du es lieber, Alte! Ich weiß, es macht Dir Freude.«

Sie nickte vergnügt und wendete sich an den Fremden:

»Hört, Herr, wir haben Euch erst mit Mißtrauen betrachtet.«

»Das habe ich leider bemerkt,« meinte er freundlich.

»Jetzt aber meinen wir, daß Ihr wohl kein Stromer seid.«

»Der bin ich allerdings nicht, liebe Mutter.«

Bei den letzten beiden Worten warf die Alte einen stolzen Blick auf ihren Mann, denn so war sie noch von keinem Gaste genannt worden; dann sagte sie:

»Darum meinen wir Beide, daß Ihr auf dem Heuboden schlafen sollt.«

»Ah, auf dem Heuboden?« fragte er, innerlich doch ein wenig enttäuscht.

»Ja. Wir wollen Euch nicht dahin thun, wo gewöhnliche Leute schlafen, denn Ihr habt so etwas Gutes und Apartes an Euch.«

»Ich danke Euch herzlich. Aber wo schlafen denn hier die gewöhnlichen Leute?«

»Im Ziegenstalle.«

»Ah, im Ziegenstalle. Sind Ziegen drin?«

»Zwei. Dort aber liegt nur Laubstreu, und die ist feucht. Ihr könntet Euch erkälten. Hat Euch die Milch geschmeckt?«

»Sehr gut.«

»Ja, es ist selbst erbaute von unsern zwei Ziegen. Aber, Alter, wolltest Du denn nicht die Geschichte von der Kriegskasse erzählen?«

»Freilich, aber vor Dir kommt man ja gar nicht zu Worte.«

»Na, so erzähle. Ich werde still sein.«

»Ja, erzählt!« bat der Gast. »Ihr habt mich fast neugierig gemacht.«

»O, es ist nichts Lustiges, Herr. Also von dem Blücher habt Ihr bereits gehört?«

»Sehr viel.«

»Der kam im vorigen Jahre über den Rhein herüber, der doch uns Franzosen gehört. Er kam nach Toul, welches jenseits der Berge im Süden liegt, und schickte einen seiner Generäle, welcher Fürst Schischerbatoff hieß, mit 10000 Feinden nach Void und

Ligny. Dort lagen die Unserigen mit einer großen Kriegskasse.«

»Ah, da haben wir ja die Kriegskasse!«

»O, wenn wir sie doch hätten! Die Franzosen waren zu schwach, um lange Widerstand leisten zu können. Besonders war es ihnen um die Kriegskasse zu thun.«

»Das läßt sich denken,« meinte der Fremde mit einem verständnißvollen Lächeln.

»Ueber die ebene Gegend hinüber nach der Marne zu konnte sie nicht gerettet werden.«

»Wohl weil die Deutschen zu viele Reiterei hatten?«

»Ja. Darum brach ein Hauptmann mit einer halben Compagnie auf, um sich mit ihr in die Berge zu schlagen und sie durch den Argonner Wald zu schaffen, immer der Meuse entlang.«

»Merkte dies der Feind nicht?«

»Nein. Sie entging ihm.«

»So ist sie gerettet worden?«

»Auch nicht. Es ist das eine sehr traurige Geschichte. Während des Marsches fielen bald von rechts und bald von links Schüsse auf die armen Leute. Bereits am ersten Abende hatten sie zwölf Mann verloren, bis zum zweiten wohl ebenso viele.«

»Wer schoß?«

»Das war nicht herauszubekommen. Wenn man an die Stelle kam, wo der Schuß gefallen war, stand Niemand mehr da.«

»Das war vorauszusehen.«

»Nach vier Tagen waren nur noch zehn Mann übrig, am fünften noch sechs und am sechsten noch vier. Diese kamen mit der Kasse nach Bouillon. Sie wollten weiter und forderten Bedeckung; aber weil wir dachten, daß wir erschossen würden wie

sie, flohen wir in die Berge; wir wollten nicht mit.«

»Das war Euch nicht zu verdenken.«

»Am nächsten Tage fand man die vier Soldaten erschossen, gar nicht weit von hier; die Kasse aber war weg. Nach einigen Tagen hatten die Deutschen die Gegend verlassen, und es kam im Geheimen eine Streifparthei der Unserigen, welche nach der Kasse suchten. Sie erfuhren, was geschehen war, und wir mußten zur Strafe eine schwere Contribution zahlen, durch welche wir vollends arm geworden sind.«

»Das ist allerdings sehr traurig für Euch. Hat sich keine Spur der Kasse je wieder gezeigt?«

»Nein.«

»Und auch keine Spur der Schützen, welche damals die Bedeckungsmannschaften niedergeschossen haben?«

»Nein.«

»Hat man denn die Angelegenheit nicht gerichtlich untersucht?«

»Was denkt Ihr, Herr! Wir hatten ja Krieg, dann keine Regierung, dann eine, welche nichts galt. Es blieb eben Alles, wie es war.«

»Vielleicht sind es deutsche Nachzügler gewesen?«

»Nein. Diese hätten unser Terrain nicht so gut gekannt.«

»Oder französische Marodeurs?«

»Das ist eher möglich. Wollen lieber von der traurigen Geschichte schweigen. Sagt, geht Ihr jetzt direct nach Paris zurück?«

»Ja.«

»So werdet Ihr das Glück haben, den großen Kaiser zu sehen?«

»Jedenfalls.«

»Ich wollte, daß ich an Eurer Stelle wäre.
Ihr geht natürlich über Sedan?«

»Ja.«

»Berührt Ihr da vielleicht das Dörfchen
Roncourt?«

»Das ist wohl möglich.«

»So versäumt ja nicht, nach dem dortigen
Meierhof Jeanette zu gehen.«

»Jeanette? Ah, warum?«

»Weil dort das schönste Mädchen
Frankreichs wohnt.«

»Was, Vater, Ihr seid noch für die Schönheit
eines Mädchens begeistert?«

»Ja, welcher Franzose wäre dies nicht? In
allen Ehren, natürlich.«

»Ist diese Schönheit gar so groß?«

»Hm, ich bin kein Kenner, wie Ihr ja auch hier an meiner Alten ersehen könnt, aber man sagt es allgemein.«

Da ergriff endlich auch die Wirthin das Wort; hier konnte sie nicht schweigen.

»Was?« fragte sie. »An mir kann man das sehen?«

»Daß ich kein Kenner bin? Ja.«

»Wie meinst Du das?«

»Wenn ich Kenner wäre, hätte ich doch eine Schöne genommen.«

»O, das sagst Du jetzt,« lachte sie vergnügt.
»Du warst sehr mit mir zufrieden.«

»Ja, eben weil ich kein Kenner bin.«

»Hm, ich denke, daß ich hübsch genug war, wenn auch freilich nicht so sehr wie die Schönheit vom Meierhof Jeanette. Ja, Herr, Ihr solltet sie wirklich sehen!«

»Ihr macht mir beinahe Lust, hinzugeben.«

»Thut es! Geht man weit, um ein schönes Bild anzusehen, warum soll man nicht dasselbe thun, um einen schönen Menschen zu betrachten?«

»Habt Ihr sie selbst gesehen?«

»Ja. Sie ist ja selbst hier bei uns gewesen.«

»Ah, zu Besuch?«

»Nein, nur für eine halbe Stunde, bis eine andere Deichsel da war.«

»Sie hatte wohl einen Unfall erlitten, diese schöne Person?«

»Freilich. Sie hatte nach Lüttich gewollt, um dort Verwandte zu besuchen. Hier in der Nähe brach die Deichsel vom Wagen, und da war sie gezwungen, bei uns einzukehren. Sie fuhr gar nicht weiter.«

»So ist sie abergläubisch?«

»Herr, das Abbrechen der Deichsel bedeutet stets etwas Böses.«

»Sehr richtig,« lachte er.

»Und sodann diese Deutschen! Sie waren ja bereits in Lüttich. Wir alle haben ihr abgerathen. Und so ist sie wieder umgekehrt.«

»Sie ist gewiß die Tochter des Meiereibesitzers?«

»O nein. Sie ist nur zum Besuch dort.«

»Ah! Woher?«

»Das weiß man nicht.«

»Wie heißt sie?«

»Das kann ich nicht sagen. Hier bei uns war ihre Mutter bei ihr, von dieser wurde sie Margot genannt.«

»Ein hübscher Name!«

»Ja, er paßt ganz zu dem Mädchen. Aber gar zu schön ist doch auch nicht gut; das kann man an ihr sehr deutlich sehen.«

»Wieso?«

»Weil ihre Schönheit bereits zweien Menschen das Leben kostet.«

»Sapperlot.«

»Ja. Denkt Euch, daß die ganze Garnison von Sedan verrückt ist, sie nur zu sehen. Der Wunsch eines Jeden ist, einmal mit ihr sprechen zu können. Man hat sich bereits dreimal wegen ihr duellirt. Zweimal fiel ein Officier.«

»O weh! So ist sie wohl coquet?«

»O, nicht im Geringsten. Sie erscheint auf keinem Balle, wenn sie auch zehnmal eingeladen würde. Sie geht nie allein aus, sondern stets nur in Gesellschaft ihrer Mutter. Es kann sich keiner rühmen, ihr

auch nur die Fingerspitzen geküßt zu haben.«

»Und doch diese Duelle?«

»O, gerade diese Zurückhaltung macht ja die Männer verrückt.«

»Na, Alte, ich war damals in Dich nicht verrückt!« neckte der Wirth.

»Das hätte Dir auch sehr schlecht angestanden. Aber der junge Herr wird ermüdet sein. Auch wir gehen zeitig schlafen.«

Die beiden Leute waren jetzt erst zutraulich geworden, nachdem sie vorher verschlossen und mißtrauisch gewesen waren, wie man es bei Bewohnern abgelegener Ortschaften häufig trifft. Der Fremde hätte so gerne sich mit ihnen noch unterhalten, besonders über das letzte Thema, das schöne Mädchen. Das interessirte ihn noch mehr als die Kriegskasse. Er kannte dieses Mädchen ja und wußte auch, warum sie sich so

zurückgezogen hielt. Sie war ja seine Geliebte, seine Braut, und er war der Oberleutnant Hugo von Königsau.

»Geht Ihr wirklich so zeitig schlafen?« fragte er.

»Ja, denn wir müssen des Morgens früh wieder munter sein.«

»Nun, so will ich Euch nicht von der Ruhe abhalten. Zeigt mir mein Lager.«

»Das ist nicht hier im Hause, sondern im Hofe. Kommt.«

Der Mann brannte eine Laterne an und leuchtete ihm über den kleinen, offenstehenden Hof hinüber. Dort stand ein einzelnes, kleines Gebäude, der Ziegenstall, über welchem sich der verschlossene Heuboden befand.

»Hier muß man das Heu verschließen, sonst wird es leicht gestohlen,« erklärte der Wirth. »Da lehnt die Leiter, an welcher Ihr

emporsteigt. Nehmt sie mit hinauf; das ist besser. Jetzt während des Krieges giebt es allerlei Gesindel in der Nähe. Wenn Ihr aber die Leiter hinaufzieht, kann Niemand hinauf zu Euch. Sind Eure Kleider trocken geworden?«

»So ziemlich. Ich danke.«

»Soll ich Euch wecken?«

»Nein. Ich wache selbst schon auf.«

»So schlaft wohl. Gute Nacht.«

»Gute Nacht.«

Königsau folgte dem Rathe des Wirthes und zog die Leiter empor, als er sich oben befand, obgleich er über die ganze Situation lächeln mußte.

Also dieser kleine, niedrige, kaum fünf Ellen im Durchmesser haltende Heuboden war erster Rang, der Ziegenstall unten aber zweiter Rang! Konnten wirklich Menschen

da unten bei den Ziegen auf der kothigen
Streu schlafen?

Der Wirth war jedenfalls ein armer Mann;
er besaß nicht einmal eine Kuh, sondern nur
zwei Ziegen, und dieser Miniaturstall diente
als Herberge. Auf das so kostbare Heu
durften sich nur bevorzugte Gäste legen.

Königsau machte sich sein Lager zurechte.
Dies erweckte die Ziegen, welche ein
leises, unzufriedenes Meckern hören ließen.
Dieses Letztere war so deutlich zu hören,
daß der Boden, welcher das Heu trug, nur
ein sehr dünner sein konnte.

Draußen plätscherte der Regen noch immer
hernieder, hier auf dem Heu aber lag es sich
wirklich ganz hübsch. Das Plätschern hatte
eine einschläfernde Wirkung. Der
Oberlieutenant dachte an das schöne
Mädchen von der Meierei Jeanette, an die
verlorene Kriegskasse, und zwischen diesen
beiden Gegenständen spann die Vorstellung
phantastische Fäden herüber und hinüber.

Er wußte nicht, wie lange er so gelegen hatte; er wußte nicht einmal, ob er gewacht oder geträumt hatte, aber plötzlich war er munter, denn er hatte draußen vor dem Stalle ein Geräusch gehört. Er horchte angestregter und vernahm nun auch die Frage einer halb unterdrückten Stimme:

»Hast Du nachgesehen?«

»Ja.«

»Sie waren wirklich schon zu Bette?«

»Ja, denn es gab kein Licht mehr im ganzen Hause.«

»So gehen wir in den Stall.«

»Aber wenn bereits Jemand da ist.«

»Werden sehen.«

Die Thür des Ziegenstalles wurde geöffnet, und Königsau hörte, daß Jemand hineinkam. Die Ziegen zeigten etwas Unruhe, schwiegen aber nach einigen

begütigenden Lauten wieder, und dann erklang unten die Mahnung:

»Komm herein, es ist Niemand hier.«

»Ah, das ist gut.«

»Ja, hier ist es warm, viel besser als da draußen. Ich bin allemal hier untergeschlippt, wenn ich den Weg in die Berge gemacht habe.«

»Heimlich?«

»Ja, heimlich. Es ist besser, man weiß gar nicht, daß ich hier gewesen bin.«

Königsau konnte alle diese Worte verstehen, obgleich sie fast nur geflüstert wurden. Freilich durfte er kein Glied seines Körpers rühren, weil sonst das Rascheln des Heues seine Anwesenheit verrathen hätte.

Wer waren die beiden Männer da unten? so fragte er sich. Der Wirth hatte von allerlei Gesindel gesprochen. Geheim war ihr

Einschleichen in den Stall, und
geheimnißvoll klangen auch die Worte,
welche er erlauscht hatte.

»Was würde der Wirth sagen, wenn er uns
hier entdeckte?«

»Nichts. Wir sind hereingegangen, weil er
schief und wir ihn nicht stören wollten. Er
würde es uns gar nicht übel nehmen, aber
wir müßten doch einen Sou Schlafgeld
zahlen.«

»Darauf kann es Dir ja gar nicht
ankommen, denn Du bist reich.«

»Freilich!« lachte der Andere. »Aber besser
ist es immer, man weiß gar nichts von
meiner Anwesenheit.«

»Werden die Hacken und die Schaufeln
noch da liegen?«

»Ganz gewiß; sie sind ja vergraben.«

»Ah, wenn die Leute wüßten !«

»Nun, ich habe dafür gesorgt, daß sie nichts wissen. Ah, ich habe in dieser Beziehung bereits schon sehr viel Pulver verschwendet.«

»Wie aber kommst Du dazu, mir dieses Geheimniß mitzutheilen, während die Anderen es doch hm?«

»Das will ich Dir sagen. Wir waren sechs Personen. Wir hatten ausgemacht, nur alle sechs zugleich sollten den Ort zur bestimmten Zeit besuchen. Ich aber war schlau und machte mir meine Zeichen. Da merkte ich gar bald, daß die Kerls einzeln kamen und sich Geld holten. Da habe ich sie nach und nach weggeputzt, Viere ich und Du den fünften vorgestern. Das war Deine Probe. Du hast sie gut bestanden.«

»O, denkst Du, daß es das erste Mal war?«
lachte es auf.

»Ah, Du hast schon ?«

»Sechs, bis jetzt.«

»Sechs hast Du bereits abgethan?«

»Ja.«

»Hm, das ist schon aller Ehren werth. Und Du hast wirklich ein Auge auf meine Tochter?«

»Ja.«

»Und sie? Was sagt sie dazu? Hast Du schon mit ihr gesprochen?«

»Freilich will sie mich. Wir sind vollständig einig.«

»Wenn die Sache so steht, so kann ich Dir vertrauen. Mein Schwiegersohn wird mich nicht verrathen.«

»Fällt mir doch nicht im Traume ein! Aber wie kamst Du denn eigentlich dazu, es gerade auf die Kasse abzusehen? Es war doch eine böse und schwierige Sache.«

»Das war der reine Zufall. Es war eine schlechte Zeit, und der Wildhandel ging

nicht mehr, denn ein Jeder schoß sich selbst das, was er brauchte. Ich wußte nicht, wovon ich leben sollte. Da nahm ich meine Büchse und zielte auf Menschen.«

»Hm!«

»Was?«

»Brachtest Du das gleich fertig?«

»Warum nicht? Uebrigens war es oft gar nicht nöthig. Es gab Todte oder Verwundete, in deren Taschen genug für mich war. Es hatten sich nach und nach Mehrere zu mir gefunden, fünf Mann und ich. Wir trieben das Handwerk methodisch, und es brachte uns Etwas ein. Da, bei dem Ueberfall der Preußen auf Ligny waren wir in der Nähe. Wir beobachteten vom Berge aus den ganzen Vorgang.«

»Das war sehr bequem.«

»Natürlich. Da sahen wir, daß sich ein mit vier Pferden bespannter Wagen verduftete;

er wurde von vielleicht fünfzig Infanteristen begleitet. Das fiel auf. Wir beriethen; wir lauschten und kamen zu dem Glauben, daß es die Kriegskasse sei. Das war natürlich ganz unser Fall.«

»Was thatet Ihr?«

»Einige waren so toll, einen directen Ueberfall wagen zu wollen; ich aber überzeugte sie doch, daß dies der reine Wahnsinn sei. Es lag klar, daß man die Kasse in das Gebirge bringen wollte. Wir brauchten nur mitzugehen, so konnten wir die Bedeckungsmannschaft nach und nach ganz gemüthlich wegputzen. Und dies geschah. Nicht weit von hier fielen die letzten Vier. Dann bemächtigten wir uns des Geschirres und fuhren hinauf in die Schlucht, welche ich von früher her kannte. Dort wurde die Kasse vergraben.«

»Und Pferde und Wagen?«

»Den Wagen haben wir zertrümmert und verbrannt, auf die Pferde aber haben wir

uns gesetzt und sind fortgeritten, um sie zu verkaufen.«

»Wie viel war in der Kasse?«

»Ich weiß es nicht. Wir konnten es nicht zählen.«

»Alle Teufel, so viel war es?«

»Ja. Das Zählen hätte uns zu viel Zeit gekostet. Es durfte sich ein Jeder tausend Franken nehmen; dann wurde sie vergraben.«

»Dann habt Ihr Euch öfters Geld geholt?«

»Ich zweimal, dann habe ich die Anderen auf die Seite geschafft.«

»Wo ist die Schlucht?«

»Sie ist eigentlich sehr leicht zu finden, aber sehr schwer zu beschreiben. Du wirst es morgen ja sehen.«

»Wann brechen wir auf?«

»Sobald der Tag graut, damit man uns hier nicht sieht.«

»Ich kann Dir sagen, daß ich vor Freude wie im Fieber bin!«

»Erst war es bei mir ebenso; jetzt hat es sich gelegt.«

»Aber was gedenkst Du, mit diesem vielen Gelde zu thun?«

»Ich warte, bis es ruhig im Lande geworden ist, dann ziehe ich nach Amerika.«

»Und nimmst das Geld mit?«

»Natürlich!«

»Man wird es bemerken.«

»Wohl schwerlich. Das laß überhaupt meine Sorge sein.«

»Aber ich. Was wird dann mit mir?«

»Dummer Kerl, Du wirst mein
Schwiegersohn und ziehst mit mir!«

»Wirklich?«

»Natürlich.«

»Ah, welche Freude! Höre, Du sollst sehen,
daß Du an mir stets einen tüchtigen und
treuen Burschen haben wirst.«

»Das hoffe ich. Nun aber laß uns schlafen.
Wir brauchen die Ruhe. Gute Nacht!«

»Gute Nacht!«

Unten raschelte die Streu, und dann wurde
es still.

Wachte Königsau oder träumte er? Er
brauchte Zeit, um sich in das Gehörte
zurecht zu finden. Kaum hatte er von der
Kriegskasse erzählen gehört, so stand er
auch bereits an der Pforte ihres
Geheimnisses.

Da raschelte es unten wieder und der Eine,
welcher die Tochter haben wollte, sagte:

»Du, schläfst Du schon?«

»Nein.«

»Was ist über uns?«

»Der Heuboden.«

»Warst Du da schon einmal?«

»Nein. Dort schlafen nur selten Leute,
welche besser sein wollen als Unsereiner.«

»Donnerwetter! Wenn Jemand oben läge!«

»Höre, das ist wahr! Der Kerl hätte Alles
gehört!«

»Man müßte ihn kalt machen.«

»Komm, wir müssen sogleich nachsehen.«

Sie standen alle Beide wieder auf und traten
aus dem Stalle heraus. Königsau hatte den

Riegel von innen vorgeschoben; er war also sicher. Aber auch im andern Falle hätte er sich nicht gefürchtet, denn er war mit zwei Taschenpistolen bewaffnet. Und doch war es ein Glück, daß er die Leiter hereingenommen hatte, denn er hörte sagen:

»Es ist zu, da oben.«

»Also Niemand drinn?«

»Wäre Jemand drinn, so würde die Leiter anlehnen.«

»Das ist richtig. Wir haben uns unnöthiger Weise echauffirt.«

»Ich denke es auch. Komm, legen wir uns wieder auf das Ohr!«

Das Geräusch, welches sie jetzt verursachten, gab Königsau Gelegenheit, sich in eine so bequeme Lage zu bringen, daß er darin verharren konnte, ohne besorgt

sein zu müssen, ein verrätherisches Geräusch zu verursachen.

Wer waren diese beiden Kerls? fragte er sich. Jedenfalls nichtswürdige Subjecte, Schlachtfeldhyänen, von denen die eine die andere aufgezehrt hatte. Er beschloß, die ganze Nacht zu wachen und ihnen am Morgen zu folgen. Der Gedanke an die Masse Geldes, um die es sich handelte, ließ ihm zunächst allerdings keine Ruhe, bald jedoch kam die Müdigkeit langsam, aber sicher über ihn, und er fiel in Schlaf, der aber so leise war, daß er sofort erwachte, als kurz vor Tagesanbruch sich die beiden Männer unter ihm zu regen begannen. Der Eine gähnte laut und fragte:

»Schläfst Du noch?«

»Nein. Ich wachte soeben auf.«

»Ich auch. Welche Zeit wird es sein?«

»Will sehen!«

Die Thür des Stalles wurde geöffnet, und dann sagte dieselbe Stimme:

»Der Tag wird gleich kommen. Wir könnten immer aufbrechen.«

»Wie ist es mit dem Regen?«

»Nicht so dick wie gestern, aber er dringt durch.«

»Verdammt! Gutes Wetter wäre mir lieber!«

»Und mir dieses schlechte. Kein Mensch wird in den Bergen sein.«

»Wie lang haben wir zu gehen?«

»Zwei Stunden.«

»Das ist viel. Wir werden fadennaß.«

»Aber wir bekommen Geld die Hülle und die Fülle. In der Köhlerhütte machen wir uns dann ein Feuer und wärmen und trocknen uns.«

»Liegt sie an unserm Wege?«

»Ja.«

»Und ist sie bewohnt?«

»Lange nicht mehr. Wir sind da vollständig sicher. Komm, mache Dich auf die Beine.«

Der Andere erhob sich, trat aus dem Stalle heraus und machte die Thür desselben wieder zu. Dann dehnte und streckte er sich und fragte:

»So! Ich bin bereit. Rechts oder links?«

»Rechts? Dummheit! Wir werden doch nicht wieder durch die Stadt gehen. Wir müssen links, am Wasser hin. Wenn dann drei große Erlen kommen, geht es in die Berge hinein. Komm!«

Sie entfernten sich. Jetzt brauchte Königsau nicht sofort nachzufolgen, denn er wußte die Richtung, in welcher er sich zu halten hatte. Uebrigens war seine Aufgabe keineswegs eine leichte. Er wollte diese

beiden Menschen verfolgen und durfte sich ihnen doch nicht so weit nähern, daß er von ihnen gesehen werden konnte. Aus diesem Grunde war ihm das Regenwetter hoch willkommen. Es weichte den Boden auf, so daß tüchtige Spuren zurückbleiben mußten, welche leicht zu erkennen waren.

Er ließ erst ihre Schritte vollständig verhallen; dann öffnete er seine Thür und schob die Leiter hinaus, an welcher er hinunter stieg, nachdem er die Thür wieder verschlossen hatte. Gleich von hier aus waren die Spuren der Beiden ganz deutlich zu sehen.

Er folgte denselben längs des Flößchens hin bis zu den erwähnten drei großen Erlen. Dort bogen sie links ab und er mit ihnen.

Bei hellem Wetter wäre es bereits Tag gewesen, heut aber mischte sich der Regen mit einem Nebel, welcher kaum zehn Schritte weit zu blicken erlaubte. Die Gegend war nicht sehr bewaldet, und so

sorgten die Verhältnisse ganz von selbst dafür, daß die Spuren sich nicht verloren.

So ging es wohl eine Stunde lang immer bergan. Da begann der Hochwald, und es hieß nun, vorsichtiger und auch aufmerksamer sein.

*

Fortsetzung 19

Königsau beflügelte seine Schritte, um in größere Nähe der Voranschreitenden zu kommen. Nach einiger Zeit hörte er ihre Stimmen, da sie ganz ungenirt laut mit einander sprachen, und nun konnte er, hinter den Bäumen versteckt, hinter ihnen herhuschen, ohne befürchten zu müssen, sie wegen Mangels an Spuren zu verlieren.

Diese letzteren waren jetzt immer einer Art von Weg gefolgt, auf welchem sich wohl auch ein Wagen bewegen konnte, jetzt aber endete dieser Weg an einer kleinen Lichtung, auf welcher ein sehr primitives Gebäude stand, jedenfalls die Köhlerhütte, von welcher gesprochen worden war.

Die Männer traten nicht ein, sondern schritten quer über die Lichtung hinüber. Königsau folgte ihnen, aber nicht direct, sondern sich unter den Bäumen am Rande der Blöße haltend. Wenn Einer

zurückblickte, hätte er sonst sehr leicht entdeckt werden können.

Jetzt hatte der Pfad aufgehört; aber die Bäume standen so breit auseinander und das Terrain stieg so langsam empor, daß man auch hier noch mit Wagen fahren konnte. Endlich kam man in eine breite Thalmulde, welche fast bis zum Kamme des Gebirges emporzugehen schien, dann aber plötzlich in einen breiten, kluftartigen Riß überging, welcher sich nach links hinzog.

In ihn bogen die beiden Männer ein, und der Oberlieutenant folgte ihnen. Die beiden Ränder der Schlucht waren dicht mit starken Bäumen besetzt, zwischen denen noch niederes Gebüsch wucherte. Königsau brauchte nicht zu befürchten, gesehen zu werden.

Da sie unten auf der Sohle der Schlucht fortschritten, so konnte er etwas höher parallel mit ihnen gehen und so sie sogar reden hören. Jetzt, zum ersten Male, sah er

auch ihre Gesichter. Es war ein älterer und ein jüngerer Mann. Der Erstere hatte ein dicht bebartetes Gesicht und in seinem Gang, seiner Haltung etwas Forstmännliches. Er mochte wohl ein fortgejagter Forstwart sein. Seine Züge waren kühn und keineswegs abstoßend. Der Andere trug auch einen Vollbart, aber kurz und struppig, weil er noch nicht lange Zeit gestanden hatte. Seine Haltung war gebückt, sein Gang schleichend, und sein Gesicht zeigte die Spuren einer durch Laster fast bereits zerrütteten Jugend. Königsau hatte große Lust, ihn jeder Schandthat für fähig zu halten.

»Geht es noch weit?« fragte dieser Letztere, welcher bedeutend jünger war als der Erstere, mit lauter Stimme.

»Warte einmal!« sagte der Gefragte lächelnd. Er musterte den Boden und fügte dann hinzu: »Gehe einmal grad zwölf Schritte langsam vorwärts!«

Der Aufgeforderte that dies.

»Halt!« kommandierte jetzt der Andere.

»Halt? Warum?«

»Weil Du jetzt grad über der Kriegskasse stehst.«

»Ah, sie liegt grad unter mir?«

»Ja.«

»Wie tief?«

»Ungefähr fünf Fuß.«

»Da werden wir aber verteufelt zu graben haben!«

»Nein; es geht ganz gut. Der Boden ist locker.«

»Aber Hacken und Schaufeln?«

»Gehe noch fünf Schritte geradeaus!«

Der Andere that es.

»Halt!«

»Hier liegen sie?«

»Ja, grad unter Deinen Füßen.«

»Wie tief?«

»Nur so tief, daß Du nichts als das Messer zu nehmen brauchst, um sie zu bekommen.«

»Wollen wir gleich anfangen?«

»Ja. Aber erst trinken wir einen Schluck.«

Der Sprecher zog eine Brantweinflasche aus der Tasche, that einen tüchtigen Schluck und reichte sie dann dem Andern hin, der auch davon trank und sie ihm dann zurückgab.

Nun gruben sich die Beiden zunächst die Werkzeuge aus der Erde. Es waren zwei Spitzhacken und zwei Schaufeln. Der Jüngere forderte den Aelteren auf:

»Also, sag mir, wie ich graben soll. Wo ist die Länge und die Breite?«

»Es ist ein Quadrat. Ehe wir die Hacken nehmen, müssen wir erst den Rasen mit den Schaufeln vorsichtig abstechen und abschälen. Er kommt später wieder darauf. Sonst würde man merken, daß hier gegraben worden ist.«

Er nahm eine der Schaufeln und stach ein Quadrat des Rasens aus, welches abgehoben und zur Seite gelegt wurde. Dann begann die eigentliche Grabarbeit.

Königsau hatte das Alles ganz deutlich gesehen und gehört. Er hatte sich, höchstens fünfzehn Schritte oberhalb ihres Arbeitsortes, ganz gemächlich unter die überhängenden Zweige einer starken Fichte niedergesetzt. Dort war der Regen nicht durchgedrungen; er hatte also einen bequemen trockenen Sitz und wurde durch ein kleines, vorstehendes Strauchwerk so versteckt, daß er nicht bemerkt werden und doch Alles genau beobachten konnte.

Die Beiden arbeiteten wohl eine halbe Stunde abwechselnd mit Hacke und Schaufel. Da endlich gab ein Hieb einen dumpfen, harten Ton.

»Was war das?« fragte der Jüngere.

»Wir sind auf die Kiste gestoßen.«

»Ah, das Geld ist in einer Kiste?«

»Nein; in einem eisernen Kasten, aber dieser steht wieder in einer Kiste.«

»Höre,« sagte der Jüngere, »ich will Dir sagen, daß ich bis jetzt an der Wahrheit Deiner Erzählung gezweifelt habe.«

»Dummkopf!«

»Ich dachte, Du wolltest mich dadurch bewegen, Deine Tochter zu nehmen.«

»Unsinn! Die würde noch einen anderen Kerl kriegen, als Du bist.«

»Na, schön ist sie nicht.«

»Wenn sie Dir nicht paßt, kannst Du ja gehen!«

»Das fällt mir gar nicht ein! Also die Kriegskasse ist wirklich in dieser Kiste?«

Sein Gesicht war vor Erregung geröthet, und seine Augen glühten wie Flammen.

»Na, was denn sonst?«

»So wollen wir weiter graben.«

Er ergriff die Hacke, während der Andere schaufelte. Als dieser sich aber ein Wenig mehr niederbückte, als nöthig gewesen wäre, holte er mit der Hacke aus und schlug sie ihm mit aller Gewalt auf den Hinterkopf. Der Getroffene stürzte lautlos und mit vollständig zerschmettertem Schädel in die Grube hinab.

Der Mörder aber warf die Hacke weg, schlug die Hände zusammen und rief:

»Hier, Dummkopf, hast Du Deinen Lohn! Um die Kasse zu besitzen, hast Du die

Andern gemordet; jetzt bist Du selbst todt und mußt sie mir überlassen. O, ich bin reich, reich, reich, reich! Und Niemand weiß es und Niemand bekommt Etwas davon! Nun mag der Teufel das Mädchen holen! Ich kann mir nun die Schönste suchen, die es giebt, ich kann sogar auf die Meierei Jeanette freien gehen!«

Die entsetzliche That war so schnell und unerwartet begangen worden, daß es für Königsau unmöglich gewesen wäre, sie zu verhindern. Er war aufgesprungen; er stand ganz steif vor Schreck; aber lange Zeit blieb er nicht so stehen, sondern er zog seine beiden Doppelpistolen hervor, spannte die Hähne und schlich sich hinab.

Der Mörder stand wie ein Verzückter vor seinem Opfer.

»Habe ich Dich getroffen? Nicht wahr, sehr gut?« sagte er. »Komm heraus! Ich muß zu der Kasse hinab, Du aber liegst mir im Wege!«

Er ergriff die beiden Beine des Ermordeten und zog ihn aus der Grube heraus. Dann nahm er die Schaufel vom Boden auf und richtete sich in die Höhe, um die Arbeit fortzusetzen; da aber riß er plötzlich die Augen auf; die Schaufel entsank seinen Händen, und er stand vor Schreck völlig bewegungslos.

Er hatte Königsau bemerkt, welcher zwei Schritte weit vor ihm stand, die vier Läufe seiner Pistolen auf ihn gerichtet.

»Mörder!«

Auf dieses Wort des Officiers konnte der Mann nichts antworten; er schien die Sprache verloren zu haben.

»Gleich siehst Du, ob er vielleicht noch lebt!«

Dieser Befehl gab ihm das Vermögen der Sprache wieder.

»Hölle und Teufel, wer sind Sie?« fragte er.

»Das wird sich finden. Jetzt siehst Du nach, ob er noch lebt, sonst jage ich Dir eine Kugel in den Kopf. Vorwärts, rasch!«

Königsau's Ton und Haltung waren so, daß der Mann nicht zu widerstreben wagte. Er bückte sich nieder, untersuchte den Andern und sagte dann ohne eine Spur der Reue:

»Vollständig todt. Warum war er so dumm?«

»Wer der Dumme ist, das wird sich finden. Wie heißest Du?«

Der Mann hatte sich jetzt von seinem Schrecke vollständig erholt. Er antwortete:

»Wem geht das hier Etwas an?«

»Mir! Uebrigens mache ich Dich darauf aufmerksam, daß ich Dir sofort die Kugel durch den Kopf jage, wenn Du mir noch eine einzige solche Antwort gibst. Also, wie heißest Du?«

»Fabier.«

»Woher?«

»Aus Roncourt.«

»Was bist Du?«

»Fleischer.«

»Wie hieß dieser Mann hier?«

»Barchand.«

»Woher?«

»Auch aus Roncourt.«

»Was war er?«

»Auch Fleischer.«

»Gut, das genügt einstweilen. Nimm eine Hacke und Schaufel und folge mir!«

»Wozu?«

»Das wirst Du erfahren.«

»Wissen Sie, was sich in dieser Grube befindet?«

»Ja.«

»Nein, Sie wissen es nicht, Sie können es nicht wissen!«

»Ich weiß es.«

»Nun, was?«

»Die Kriegskasse von Ligny.«

»O Teufel, woher wissen Sie das?«

»Ich bin ein Officier. Das muß Dir genügen.«

»Officier? Herr, wir wollen die Kasse theilen!«

»Unsinn.«

»Ich will nur den dritten Theil haben!«

»Schweig, und gehorche.«

»Nur den vierten Theil.«

»Wirst Du Hacke und Schaufel nehmen oder nicht?«

»Ich gehorche, und Sie werden mit sich reden lassen.«

Er nahm die Werkzeuge auf. Immer mit gespannter Waffe führte ihn Königsau eine Strecke weiter in die Schlucht hinein. Auf den Boden deutend, gebot er:

»Hier gräbst Du dem Gemordeten ein Grab!«

»Gern, Monsieur! Aber wollen wir nicht erst über die Kasse sprechen?«

»Später. Erst bringen wir den Todten zur Ruhe.«

»Gut, ich werde gehorchen.«

Er begann zu arbeiten. Der Gedanke an die Kasse trieb ihn zum größten Eifer an. In Zeit von einer Viertelstunde war ein sechs

Fuß langes und vier Fuß tiefes Grab aufgeworfen. Der Mann blickte den Lieutenant fragend an.

»Noch einmal so breit!« gebot dieser.

»Warum? Das genügt Ja.«

»Arbeite so, wie ich es Dir befehle.«

Der Mann sah sich gezwungen, zu gehorchen. Nach Verlauf von abermals einer Viertelstunde hatte das Grab die anbefohlene Breite.

»Jetzt hole Deinen Kameraden her und lege ihn hinein!«

Der Mann gehorchte abermals, aber er war außerordentlich blaß geworden. Es schien ihm zu ahnen, weshalb er dem Grabe eine doppelte Breite hatte geben müssen.

»Was nun?« fragte er jetzt, scheinbar demüthig.

Königsau bemerkte gar wohl die Blicke, welche er um sich warf. Es handelte sich hier um Leben und Tod. Jeder mußte auf den Anderen die strengste Obacht geben.

»Jetzt wird die Kasse wieder zugedeckt,« sagte der Officier.

»Zugedeckt? Warum?«

»Es soll sie Niemand bemerken. Weshalb denn sonst?«

»Ich denke, wir wollen sie theilen!«

»Sie bleibt unberührt.«

»Herr, beweist doch einmal, daß Ihr ein Recht an ihr habt!«

»Du bist der Kerl nicht, dem ich dies zu beweisen hätte. Packe Dich an die Arbeit, sonst jage ich Dir die Kugel in den Kopf.«

»Aber wenn ich die Kasse zugedeckt habe, was wird nachher?«

»Das wirst Du sehen.«

»Herr, Ihr dürft nicht so schlimm von mir denken.«

»O nein. Du hast nur bereits Sechs abgethan; dieser dort ist der Siebente.«

Da wurde das Gesicht des Mannes förmlich fahl vor Schreck. Dann aber trat auch sein eigenthümlicher Character zu Tage, denn er antwortete darauf:

»Nun, wenn Sie das wissen, so werden Sie mir wohl auch glauben, daß ich Ihnen jetzt nur gehorche, weil ich meinen Grund dazu habe.«

»Allerdings. Du fürchtest meine Kugel.«

»O, da irren Sie sich ganz außerordentlich. Nicht eine jede Kugel trifft.«

»Die meinige sicher.«

»Das kommt auf eine Probe an.«

Königsau zuckte die Achsel.

»Dummkopf!« sagte er. »Glaubst Du, mich zu Probeschüssen verleiten zu können? Gehorche meinem Befehle, sonst wirst Du sofort sehen, daß ich gut treffe.«

Der Mann begann nun allerdings, die Grube zuzufüllen, welche er mit dem Todten mit so vieler Mühe aufgedigelt hatte.

Königsau stand dabei und sah zu, daß es in der gehörigen Weise geschehe. Auch der Rasen wurde wieder darauf gelegt und festgetreten, so daß man nicht sah, daß vor wenigen Minuten sich hier ein tiefes Loch befunden habe. Jetzt sagte der Mörder:

»So, da sind wir fertig; unser Geheimniß ist nun wieder gesichert. Ich hoffe nun, daß wir unsere Verabredungen treffen. Wie haben Sie denn eigentlich den Ort kennen gelernt, an dem der Schatz vergraben liegt?«

Königsau sagte sich, daß die Wahrheit hier eine Strafschärfung sei, und daher

antwortete er mit einem überlegenen
Lächeln:

»Von Euch selber.«

»Von uns? Wen meinen Sie?« fragte er
erstaunt.

»Ich meine Dich und dort Deinen Begleiter,
den Du ermordet hast.«

»Wie? Von uns Beiden hätten Sie es
erfahren?«

»Ja.«

»Aber wie denn?«

»Ihr spracht gestern Abend im Ziegenstalle
davon.«

»Donnerwetter! Wo waren Sie da?«

»Ueber Euch auf dem Heuboden.«

Der Mann stand ganz perplex da.

»Aber wir haben ja nachgesehen,« sagte er.
»Es war kein Mensch droben.«

»Ich war droben.«

»Es war ja zugeschlossen!«

»Ich hatte von innen zugeschlossen.«

»Es war keine Leiter da.«

»Ich hatte sie mit hineingenommen.«

»Und das ist wahr, wirklich Alles wahr?«

»Ganz gewiß. Als Ihr Euch ausgesprochen hattet, sagtet Ihr Euch gute Nacht; aber nach einer Weile frugst Du, was über Euch sei. Es kam Euch der Gedanke, daß Jemand gehorcht haben könnte, und da nahmt Ihr Euch vor, ihn kalt zu machen.«

»Wahrhaftig, das stimmt, das stimmt! Wie dumm, o wie dumm!«

»Daß Ihr mich nicht kalt gemacht habt?«

»Ja, das hätten wir ganz sicher gethan.«

»Heut morgen besprachst Ihr noch den Weg, links vom Flusse ab, wo die drei hohen Erlen stehen. Da bin ich Euch nachgefolgt bis hierher.«

»Welch eine Dummheit von uns! Aber sagt, was hatten Sie sich vorgenommen? Was wollten Sie thun?«

»Ich wollte den Ort kennen lernen und dann die Kasse holen. Vielleicht hätte ich Euch beide erschossen, so wie Du ihn getödtet hast und ich Dich auch tödten werde.«

»Mich? Tödten?« fragte er mit kreidebleichen Lippen.

»Ja, gewiß,« antwortete Königsau bestimmt und ernst.

»Aber warum? Ich habe Ihnen doch nichts gethan!«

»O, Du hättest mich längst erschlagen, wenn Dich meine Pistolen nicht im Zaume

gehalten hätten. Du hast Deinen Kameraden gemordet, und der Ort, an welchem die Kasse vergraben liegt, muß verborgen bleiben; das sind zwei höchst triftige Gründe für Dein Todesurtheil. Du hast Dir dort Dein Grab selbst gegraben; Du wirst neben Deinem Opfer verfaulen.«

Der Mann blickte einige Sekunden regungslos zu Boden, als ob er sich von den Worten des Sprechers vollständig zerknirscht und niedergeschmettert fühle. Dann zog er den einen Fuß zurück und warf sich im nächsten Augenblicke mit einem wuchtigen Sprunge auf den Mann, der sich hier zu seinem Richter aufwarf.

»Noch ist's nicht so weit!« rief er. »Stirb Du vor mir!«

Aber der verkleidete Husarenlieutenant war nicht der Mann, sich in dieser Weise überrumpeln zu lassen. Sein scharfes Auge hatte die Fußbewegung des Mörders ganz richtig taxirt. Er trat, als dieser sich auf ihn

schnellte, zur Seite, erhob die Pistole und antwortete:

»So fahre hin ohne Beichte und Gebet!«

Sein Schuß krachte und der Franzose stürzte, durch den Kopf getroffen, zu Boden.

Jetzt waren die Opfer der Kriegskasse gerächt, und der Sieger befand sich, wie er meinte, in dem alleinigen Besitze des werthvollen Geheimnisses.

»Jetzt bin ich der Einzige, der diesen Ort kennt,« sagte er zu sich. »Die Deutschen werden siegen und wieder in Frankreich eindringen. Ich hebe dann die Kasse und übergebe sie dem Marschall. Ein Avancement ist mir darauf hin gewiß. Daß ich diesen Menschen erschossen habe, braucht meinem Gewissen keine Schmerzen zu machen. Er war ein Verräther gegen seine Verbündeten, ein Mörder, der seinen Lohn empfangen hat.«

Er warf die Leiche des Erschossenen in das von diesem selbst bereitete Grab und deckte die beiden Todten mit Erde zu. Nachdem er das Aeußere des Grabes so hergerichtet hatte, daß man nur schwer errathen konnte, was hier vorgegangen war, zerstreute er rundum die noch übrig gebliebene Erde. Auch gab er sich die möglichste Mühe, den Ort, an welchem die Kasse vergraben lag, so natürlich herzustellen, daß Niemand auf den Gedanken gerathen konnte, daß hier in der Erde ein Schatz von so bedeutendem Werthe vergraben liege.

Nun blieb nur noch übrig, die Werkzeuge wieder zu verbergen. Er that dies in derselben Weise, wie es vorher der Fall gewesen war, da ihm keine bessere Art der Verwahrung einfallen wollte. Darauf maß er die Lage der Goldgrube, der Werkzeuge und der Leichen genau nach Schritten ab und zog dann sein Notizbuch hervor, um seine Notizen darüber zu machen und eine Zeichnung zu entwerfen.

Jetzt war er fertig und trat den Rückweg an.

Als er das Haus erreichte, in welchem er gestern Abend eingekehrt gewesen war, fand er die Wirthsleute bereits munter. Sie hatten sich noch nicht um ihn gekümmert und glaubten, daß er erst jetzt aufgestanden sei. Das war ihm lieb.

Nachdem er ein sehr frugales Frühstück genossen hatte, bezahlte er seine Zeche und setzte seinen Weg fort, begleitet von den besten, aber wortkargen Wünschen der beiden Alten, welche gestern Abend so ungewöhnlich mittheilsam gegen ihn gewesen waren.

Fortsetzung 20

Es war aus den Mienen des Mädchens sicher zu erkennen, daß der Name Fabier ihm verhaßt sei, und Königsau hielt sich davon sofort überzeugt.

»Fahren Sie weiter fort, Mademoiselle!«

»O bitte, ich wollte nichts sagen, Monsieur.«

»Aber Sie nannten ja einen Namen!«

»Er entschlüpfte mir nur so.«

»Sagten Sie nicht Fabier?«

»Ja.«

»So ist Ihnen vielleicht auch der Name Barchand bekannt?«

Da hob sie schnell den Kopf empor und fragte:

»Barchand? O, kennen Sie ihn?«

»Ich weiß es nicht genau. Waren diese Beiden vielleicht auch hier im Walde?«

»Ja.«

»Nun, sie werden nicht wiederkommen.«

»Warum?« fragte sie überrascht, und zwar sichtlich in freudiger Weise.

»Sie sind todt.«

»Todt? Gestorben? Ist's möglich? Ist es wahr? Monsieur?«

»Ja, es ist wahr.«

»Wo? Wo sind sie gestorben?«

»Sie haben einander getödtet. Ich selbst habe ihre Leichen gesehen, jenseits Sedan.«

»Wann?«

»Heute Morgen.«

Da erhob sie sich von ihrem Sessel, kam langsam auf ihn zu, legte ihm das kleine Händchen auf den Arm und sagte:

»Ist dies wahr, wirklich wahr, Monsieur?«

»Gewiß!«

»Sie können es beschwören?«

»Mit allen Eiden der Welt.«

»O, dann sei Gott tausendmal Lob und Dank! Wissen Sie, Barchand war einer der Anführer dieser bösen Leute, welche mich und Mutter so belästigen. Und Fabier war mein Dämon, mein böser Geist.«

»Ah, er liebte Sie?«

»Er sagte es. Noch gestern früh war er hier und sagte, daß er heute als ein sehr reicher Mann zurückkehren werde. Dann solle ich seine Frau werden oder sterben.«

»So hat er die Tochter Barchands betrogen!«

»Hat er das? Hat er ihr gesagt, daß er sie liebe?«

»Ja, um ihren Vater zu gewinnen.«

»Und woher wissen Sie das Alles?«

»Ich habe sie vor ihrem Tode belauscht. Ich will Ihnen nun aufrichtig sagen, daß Fabier Barchand getödtet hat, aber zur Strafe und um meiner eigenen Sicherheit willen habe ich ihn dann selbst erschossen.«

»Sie? Ihn?« fragte sie, als könne sie es nur schwer glauben und begreifen.

»Ja, mit dieser meiner Hand. Ich habe auch Beide eingescharrt.«

»Jenseits Sedan?«

»Jenseits Sedan!« nickte er.

»Und sie kommen also nicht wieder?«

»Niemals!«

Da holte sie tief Athem und faltete die Hände.

»Monsieur,« sagte sie, »bereuen Sie Ihre That nicht! Sie haben ein gottgefälliges Werk vollbracht. Sie sind mein Retter und der Retter vieler Andern geworden. Dieser Fabier hätte mich noch in den Tod getrieben; denn ich verabscheute ihn.«

»Ja, Sie lieben ja einen Andern.«

»Einen Andern?« fragte sie erröthend.

»Gewiß! Sie selbst haben es mir ja gesagt und gestanden.«

»Ich? Unmöglich!« antwortete sie.

»O, nicht Ihre Worte, sondern Ihr Erröthen, Ihre Verlegenheit haben es mir verrathen.«

Sie wollte sich abwenden, er aber hielt sie bei den Händchen fest und fragte:

»Darf ich es sagen, wen Sie lieben, Mademoiselle?«

»Sie wissen es nicht! Sie können es nicht wissen!« widerstrebte sie.

»Und doch weiß ich es. Der junge Baron ist es, dem Ihr Herz gehört.«

»Monsieur,« rief sie erbleichend.

»Darum wurde Ihr Großvater entlassen.«

»Sie irren.«

»Und darum wurde die Frau Baronin so böse auf Sie, mein Kind.«

»Sie sind sehr grausam, Monsieur!«

»O nein. Ich möchte Ihr Freund sein und Ihnen helfen. Hat der Baron Ihnen bereits gesagt, daß auch er Sie lieb hat?«

Sie schüttelte leise das Köpfchen.

»Aber er ist freundlich, liebevoll und zuvorkommend gegen Sie gewesen? Er ist so zu Ihnen gewesen, wie man nur zu einem Mädchen ist, welches man lieb hat?«

Sie nickte langsam und zog dann ihre Hand aus der seinigen.

»Monsieur,« sagte sie, »ich weiß gar nicht, wie das kommt, daß ich Ihnen das Alles mittheile. Ich wage, Ihnen Dinge zu sagen, weiche ich niemals einem Andern mitgetheilt habe. Meine Aufrichtigkeit könnte mich in große Gefahr bringen.«

»Niemals, mein Kind, denn es wird kein Mensch erfahren, daß Sie es sind, welche mir dies Alles gesagt hat. Wenn ein wirklich guter Mensch zu einem Andern kommt, so öffnet sich selbst das verschlossenste Herz. Das ist die Macht, welche ein ehrliches, offenes Menschenangesicht ausübt. Nun aber ist meine Zeit abgelaufen. Ich hoffe, daß ich Sie wiedersehe. Kehrt die Baronin nicht bei Ihnen ein?«

»Niemals.«

»Kommt der Herr Baron auch nicht?«

»Zuweilen,« gestand sie.

»Wo ist Ihre Mutter?«

»Sie ist oben beschäftigt.«

»Und darf ich Ihren Namen wissen?«

»Ich heiße Bertha.«

»Und wie noch?«

»Bertha Marmont.«

»Ich danke. Leben Sie wohl, Mademoiselle Bertha! Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre freundliche Warnung. Gott lasse Sie recht, recht glücklich werden!«

Er reichte ihr seine Hand. Sie hielt dieselbe fest, sah ihm voll in die Augen und fragte:

»Sie werden auch gewiß meine Warnung befolgen?«

»Gewiß.«

»Sie werden singen *Ma chérie est la belle Madeleine!*«

»Ich werde es pfeifen. Weiterhin, von dem Kreuze ab ist der Wald wohl sicher?«

»Ja, bis Le Chêne; jenseits aber kenne ich keinen Rath.«

»Sie meinen jedoch, daß es dort auch nicht geheuer ist.«

»Man hört von dort viel Böses erzählen. Nehmen Sie sich sehr, sehr in Acht, Monsieur.«

Er gab ihr ein Goldstück und ging, ohne sich Etwas herausgeben zu lassen. Sie begleitete ihn bis vor die Thür und sah ihn aufsteigen. Als er davongaloppierte, blickte sie ihm nach, bis er hinter der ersten Krümmung des Weges verschwunden war; dann sagte sie nachdenklich zu sich:

»Das war ein guter Mensch, ein sehr guter Mensch. Er hatte so treue, ehrliche Augen, viel treuer und guter als der Baron, den ich doch so unendlich lieb habe. Er trug ganz einfache Kleider, aber er war doch ein

feiner Herr. Er ritt gerade wie ein Officier.
Er hat mir seinen Namen verschwiegen. Ich
möchte wohl recht gern wissen, wer er ist.
Wenn er nur um Gottes Willen nicht
vergißt, das Lied zu pfeifen.«

Ganz ähnliche Gedanken hatte auch
Königsau.

»Ein schönes und ein braves Mädchen!«
dachte er. »So gut, rein und kindlich,
obgleich sie von der Sünde und dem
Verbrechen umgeben ist. Ich wette, daß sich
zwischen ihr und dem Barone noch eine Art
Roman entspinnt, und wünsche nur, daß er
sich für sie nicht allzu unglücklich enden
möge.«

Er ritt schnell seines Weges und legte eine
Krümmung des letzteren nach der andern
zurück. Kurz bevor er die fünfte erreichte,
lockerte er seine Pistolen, um schnell zum
Schusse bereit zu sein. Und als er das
Kreuz erblickte, begann er das in ganz
Frankreich damals bekannte Liebeslied *Ma
chérie est la belle Madeleine* laut und

fröhlich hinaus zu pfeifen. Dabei suchten seine Augen verstohlen etwas Verdächtiges zu entdecken.

Er war noch nicht vis-à-vis des Kreuzes angekommen, so bemerkte er, daß zwei Köpfe sich vorsichtig über die Zweige des Gebüsches erhoben, welches den Rand des Waldes besäumte; aber ebenso schnell, wie sie erschienen waren, verschwanden sie auch wieder. Er gelangte ohne alle Fährlichkeit vorüber.

Im Weiterreiten kam ihm ein Gedanke.

»Wenn ich diese Kerls belauschen könnte!« dachte er. »Vielleicht würde ich Etwas erfahren, was mir Nutzen bringt. Soll ich es wagen? Pah, ich habe vier Doppelpistolen, also acht Schüsse, und stehe außerdem unter dem Schutze dieses Mädchens.«

Als er die nächste Krümmung erreichte, konnte er von den Marodeurs, selbst wenn ihn diese hätten beobachten wollen, nicht mehr bemerkt werden. Er sprang ab und

zog sein Pferd ein genügendes Stück in den Wald hinein.

Dort band er es an einen Baum und kehrte dann in der Richtung zurück, aus welcher er gekommen war, natürlich aber nicht auf der Straße, sondern unter dem Schutze der Bäume des Forstes. Je mehr er sich dem Kreuze näherte, desto vorsichtiger wurde er. Er schlug sich noch tiefer in den Wald hinein, um von dort aus an das Kreuz zu kommen. Es gelang ihm gut.

Sich leise von Baum zu Baum schleichend, konnte er bereits die Lichtung der Straße vor sich erkennen, als er die Büsche erreichte, welche als Unterholz zwischen den Stämmen standen. Er kroch langsam zwischen diesen Büschen vorwärts und hörte bald halblaute Stimmen vor sich. Seine Vorsicht verdoppelnd, schob er sich weiter, bis er nur um einen Strauch zu blicken brauchte, um Die zu sehen, welche er suchte.

Eng zwischen das Buschwerk eingeklemmt, saßen acht Männer. Ihre Kleider waren augenscheinlich aus Raubstücken zusammengesetzt, ein buntes Gemisch von Militär und Civil. Ihre Bewaffnung war ausgezeichnet, und ihr Aeußeres zeigte ganz und gar deutlich auf das Gewerbe hin, welchem sie oblagen.

Unweit von ihnen standen, hart am Rande des Gebüsches und fast in der unmittelbaren Nähe des Kreuzes, noch Zwei, welche Wache zu halten hatten. Es waren dies die Zwei, welche Königsau vorher gesehen hatte. Sie verhielten sich ruhig, während die Andern sich so laut unterhielten, daß der Lauscher Alles hören konnte.

»Ein Knecht? Nein, das war er nicht,« sagte Einer.

»Was sonst?« fragte ein Anderer.

»Er ritt so militärisch. Er hatte so prachtvollen Schluß.«

»Und einen reinen Officiersbart!« fügte ein Dritter hinzu.

»Streitet Euch nicht!« warnte ein Vierter.

»Er ist ja nun vorüber.«

»Er sah nicht nach vielem Gelde aus!« bemerkte der Zweite.

»Es wäre ein schlechter Fang gewesen. Uebrigens hatte er unser Zeichen.«

»Wer mag es ihm gesagt haben?«

»Vielleicht pfiff er das Lied nur ganz zufällig.«

»Oder ist er bei Bertha Marmont eingekehrt?«

»Sollte er ein Bekannter von ihr sein?«

»Vielleicht ein Geliebter?«

Da schlug der Eine mit der Faust auf den Rasen und sagte:

»Dann sollte ihn der Teufel holen. Die Bertha ist ein zu appetitlicher Bissen, als daß wir sie einem Fremden überlassen sollten.«

»Einer von uns oder Keiner.«

»Pah!« brummte sein Nachbar, der zu alt war, um noch Liebesgedanken hegen zu können. »Streitet Euch nicht! Einige von uns haben sich die Finger an ihr verbrannt. Keiner gönnt sie dem Andern, und darum haben wir ausgemacht, daß Keiner sie bekommen soll. Es würde sonst Mord und Todtschlag geben. Warum sollte sie da nicht Einen nehmen dürfen, den sie lieb hat?«

»O, ich weiß Einen, den sie wohl gern möchte.«

»Aber er hängt ihr zu hoch.«

»Wer ist es?«

»Der Baron.«

Ein allgemeines »Ah!« ging im Kreise herum.

»Der junge Baron de Sainte-Marie?« fragte Einer erstaunt.

»Ja.«

»Unmöglich!«

»Warum unmöglich?«

»Er ein Baron und sie die Tochter aus einer Waldschänke.«

»Pah! Es macht die Liebe Alles gleich.«

»Woher weißt Du es?«

»Ich habe es gesehen. Habt Ihr denn noch nicht bemerkt, wie sie erröthet und lauscht, wenn von ihm die Rede ist? Sie ist in ihn verliebt bis über die Ohren.«

»Und er auch in sie?«

»Wer weiß es.«

»Das Mädchen wäre ganz und gar darnach.
Ich traue ihr zu, daß es eine prachtvolle
Baronin abgeben würde.«

»Er kommt öfters in die Schänke.«

»Weiß dies Fabier?«

»Vielleicht.«

»Nun, dann mag der Baron sich in Acht
nehmen. Der Fabier jagt ihm eine Kugel
durch den Kopf. Er ist ganz toll in das
Mädchen.«

»Aber er darf es nicht bekommen; das wäre
ganz gegen unsere Verabredung.«

»Uebrigens,« stimmte ein Anderer bei,
»soll er ja Barchands Tochter heirathen.«

»Die? Das fällt ihm gar nicht ein!«

»Warum nicht? Er und der Alte sind jetzt
außerordentlich dicke Freunde. Immer
liegen sie beisammen. Immer sprechen sie

leise. Immer haben sie Heimlichkeiten.
Wollen sie uns etwa übervortheilen?«

»Das sollte ihnen nicht gut bekommen.«

»Sei still! Du hättest nichts dagegen. Sind sie nicht seit gestern fort? Wollten sie nicht erst heute Abend wiederkommen? Was treiben sie? Sie gehen doch, um mit einander auf eigene Rechnung zu jagen!«

»Das leiden wir nicht! Alles für Alle. Alles muß getheilt werden.«

»Ja. Nun sind sie fort, und da ist kein Zusammenhalt. Da sind die Andern auch gegangen, so daß nur unserer Zehn hier sitzen. Was ist da anzufangen?«

»Richtig! Wären wir heute am Vormittage Alle beisammen gewesen, so hätten wir einen Fang gemacht. Dreißig Soldaten bei einem Wagen! Was muß das gewesen sein? Gewiß kein übler Fang.«

»Vielleicht gar eine Kriegskasse.«

»Das ist sehr leicht möglich. Nun aber ist sie vorüber. Wenn diese Beiden mit ihren Heimlichkeiten fortfahren, so jagen wir sie einfach zum Teufel. Wer weiß, wo und was sie für einen Fang machen, während wir hier brach liegen. Kommt hier ja einer vorüber, so singt oder pfeift er das Lied, und wir haben das Nachsehen.«

»Nur Geduld!« lachte der Alte. »Der Kerl, welcher hier vorüberpfeift, hatte nicht drei Franken im Sacke. Warte bis heute Abend.«

»Wird es wahr sein?«

»Ich habe es ganz genau gehört.«

»Ein Marschall?«

»Sogar zwei Marschälle.«

»Donnerwetter! Welche?«

»Frage nicht ewig! Was thut der Name zur Sache!«

»Aber ob sie Geld haben!«

»Meinst Du, ein Marschall reise ohne einen vollen Beutel?«

»Und Ringe, Uhren, Dosen, Diamanten und Pretiosen!« meinte ein Anderer.

»Aber auch mit großer Bedeckung.«

»Pah! Die wird niedergeschossen.«

»Und wenn sie zahlreich ist?«

»Wenn die Anderen kommen, sind wir zwanzig Mann. Das genügt vollständig.«

»Ja, vollständig!« stimmte einer seiner Kameraden bei. »Wir liegen hier sicher im Hinterhalte. Wir geben uns ja nicht eher bloß, als bis sie alle erschossen sind.«

Hier handelte es sich also um den Ueberfall zweier Marschälle. Sollte Königsau weiter lauschen? Sollte er noch mehr zu erfahren suchen, um die Marschälle aufzusuchen und zu warnen? Was nützte das ihm? Was nützte es seiner Sache? Nichts. Es konnte ihm nur Schaden bringen. Uebrigens

brachen die Leute das Thema ab und begannen von gleichgiltigeren Dingen zu sprechen.

Der kleinste Umstand konnte zum Verräther an ihm werden. Darum zog er sich zurück, erst langsam und leise; dann aber nahm er einen raschen Schritt an und eilte zu seinem Pferde. Er fand es noch so, wie er es verlassen hatte, zog es aus dem Walde auf die Straße heraus, stieg auf und setzte seinen Weg fort.

Nach einer halben Stunde erreichte er Le Chêne. Er wäre am Liebsten hindurchgeritten, doch hielt er es für besser, einmal einzukehren. Auf diese Weise konnte er vielleicht Etwas erfahren. Er führte sein Pferd hinter das Haus, ließ sich ein Glas Wein geben und fragte dann den Wirth, ob er ein wenig Heu bekommen könne.

»Für Ihr Pferd?« fragte dieser.

»Denken Sie etwa, für mich?« lachte er.

Der Wirth machte ein saures Gesicht und antwortete:

»Heu ist nicht da. Aber gehen Sie in den Garten, da schneidet das Mädchen Gras. Das ist auch besser als Heu.«

Der gute Mann blieb ruhig auf seinem Stuhle sitzen. Königsau schritt über den Hof hinüber und öffnete die Gartenpforte. Er trat in einen Laubengang, welcher von Pfeifenstrauch und Weinreben gebildet wurde. Dieser Gang war sehr dicht belaubt, und es gab nur hier und da ein hinein geschnittenes Loch, welches als eine Art Fenster diente. Er führte in gerader Richtung nach einer Laube, aus welcher man in den eigentlichen Grasgarten gelangte.

Indem Königsau so dahinschritt, vernahm er eine Stimme. Er blieb überrascht stehen, denn es war ihm, als ob er den Namen Fabier gehört hätte.

Er lauschte. Jetzt vernahm er deutlich, daß draußen außerhalb des Ganges zwei Personen mit einander sprachen. Er unterschied eine männliche und eine weibliche Stimme. Sie ertönten gar nicht weit von ihm. Er brauchte nur noch einige Schritte zu gehen, so stand er innerhalb grad an der Stelle, an welcher sie außerhalb standen.

Er schlich sich leise vorwärts und lauschte.

»Also Du bist ihm nicht gut?« fragte die männliche Stimme.

»Nein, ganz und gar nicht,« antwortete die weibliche in einem tiefen, rauhen Alt.

»Aber er ist doch Dein Liebhaber.«

»Wer sagt das?«

»Ich habe es gesehen.«

»Wann?«

»Vorgestern am Zaune. Da habt Ihr Euch geküßt.«

»Er mich, aber ich ihn nicht.«

»Du brauchst es doch nicht zu leiden.«

»Er ist stärker als ich.«

»So brauchst Du noch nicht hinaus zu ihm zu gehen.«

»Dummkopf! Wußte ich, daß er draußen stand?«

»Aber Du hast mit ihm getanzt.«

»Mit Andern auch.«

»Aber mit mir nicht.«

»Dummkopf! Du wirst mein Mann und bist mir also sicher.«

»Ah so! Aber ich will doch mit meiner Geliebten auch einmal tanzen.«

»Warte, bis sie Deine Frau ist.«

»Und wenn ich Dich nun nicht zur Frau haben mag?«

»So läßt Du es bleiben! Aber dann wirst Du auch kein reicher Mann, der den Wein aus Krügen trinkt und den Tabak aus Meerschaumpfeifen raucht.«

»Du redest nur stets von Reichthum. Wovon soll ich reich werden?«

»Durch mich!«

»Durch Dich?« ertönte es lachend. »Was besitzest Du denn? Einen Rock, zwei Hemden, zwei Strümpfe, eine Schürze, eine Jacke, ein Tuch und ein Paar Holzschuhe. Das ist Dein ganzer Reichthum.«

»Dummkopf! Muß man denn seinen Reichthum auf dem Leibe tragen?«

»Wo denn?«

»Den versteckt man.«

»Ah! Man gräbt ihn zum Beispiel ein?«

»Ja.«

»Dann wird es ein Schatz.«

»Ja, richtig, ein Schatz!«

»Aber man hat nichts davon.«

»Warum nicht?«

»Nun, wenn das Geld in der Erde steckt,
was soll es Einem da helfen?«

»Dummkopf! Man holt sich zuweilen so
viel, wie man grade braucht!«

»O, das wäre sehr gut! Wer es doch bereits
so weit gebracht hätte!«

»Ich, ich habe es so weit gebracht!« ertönte
es in stolz knurrendem Tone.

»Du? Du hättest Geld vergraben?«

»Ja.«

»Wo denn?«

»Das geht Dich jetzt noch nichts an. Das erfährst Du erst, wenn Du mein Mann bist.«

»Donnerwetter! Wenn das wahr wäre! Ist's wahr?«

»Dummkopf! Würde ich Dir es sagen, wenn es nicht wahr wäre!«

»Ja, das mag richtig sein. Wie viel ist es denn?«

»Rathe einmal!«

»Fünfzig Franken?«

»Viel mehr!«

»Hundert Franken?«

»O, viel mehr!«

»Tausend Franken?«

»Noch mehr!«

»Noch mehr? Das ist unglaublich! Woher solltest Du dies viele Geld haben?«

»Dummkopf! Das ist meine Sache! Rathe also immer weiter!«

»Fünftausend Franken?«

»Viel mehr!«

»Zehntausend?«

»Noch lange nicht genug!«

»Aber Du machst mich ja ganz stupid! Für zehntausend Franken kann ich mir doch ein schönes Haus oder gar ein Bauerngut kaufen!«

»Dummkopf! Du bist ja schon stupid! Was liegt mir an einem Hause oder an einem Bauerngut! Ein Schloß will ich haben, ein Schloß mit Thürmen und großen Fenstern!«

Es entstand eine Pause, welche jedenfalls durch ein Mienenspiel des ungeheuersten

Erstaunens ausgefüllt wurde. Dann ertönte die männliche Stimme wieder.

»Aber dazu gehören ja mehr als hunderttausend Franken!«

»Die habe ich ja!«

»Oder gar eine Million!«

»Auch diese habe ich.«

»Mädchen, Du bist verrückt!«

»Dummkopf! Ist man denn verrückt, wenn man mehr als eine Million hat?«

»O nein! Da ist man im Gegentheil sehr gescheidt. Aber wo hast Du das Geld?«

»Vergraben.«

»Und von wem hast Du es?«

»Von meinem Vater.«

»Der ist ganz arm, blutarm!«

»Hat er nicht erst vor zwei Wochen drin in der Gaststube achtzig Franken im Spiele verloren?«

»Ja, das ist wahr.«

»Nun, ist er arm?«

»Hm! Wo hat er das Geld her?«

»Das kann ich nicht sagen.«

»Warum nicht?«

»Weil Du noch nicht mein Mann bist.«

»Also, um Alles zu erfahren, muß ich erst Dein Mann sein?«

»Natürlich!«

»Hahahaha! Dann wäre ich in Wirklichkeit der Dummkopf, wie Du mich immer heißest!«

»Wieso?«

»Wenn Du dann meine Frau bist, dann hast Du nichts.«

»Ach, Du glaubst mir nicht?«

»Nein. Ich lasse mich nicht fangen. Jetzt lockst Du mich zum Heirathen; aber nach der Hochzeit hast Du keinen Franken, viel weniger eine Million.«

Wieder entstand eine Pause, nach welcher die weibliche Stimme fragte:

»Also Du magst mich nicht?«

»Mit leeren Versprechungen nicht.«

»Aber ich sage ja die Wahrheit!«

»Beweise es!«

»Wenn ich Dir jetzt Alles sage, so verräthst Du es und heirathest mich nicht!«

»Unsinn! Ich möchte gar so gern reich sein, und wenn ich es durch Dich werden kann, so werde ich es doch nicht verrathen!«

»Aber wenn nun ein Bischen Unrecht dabei wäre?«

»Das ist mir egal!«

»Wenn der Schatz einem anderen gehörte?«

»Das wäre ihm recht! Mag er nicht so dumm sein und sein Geld vergraben!«

»Er ist ja gar nicht so dumm gewesen. Es ist ihm genommen und dann vergraben worden.«

»Mag er es sich nicht nehmen lassen. Wer war es denn?«

»Kein Mann und keine Person, sondern der Staat.«

»Der Staat? Ach, dem können wir das Geld nehmen! Er hat es ja erst von uns! Es ist also wohl gar eine Kasse?«

»Ja.«

»Wer hat sie gestohlen? Wer hat sie ausgeleert?«

»Man hat sie nicht ausgeleert. Sie ist ganz vergraben worden, gleich mit dem Kasten.«

»Donnerwetter, eine Kriegskasse also?«

»Dummkopf! Brülle nicht so!«

»Wohl gar dieselbe, welche damals so gesucht wurde?«

»Ja.«

»Wo steckt sie?«

»Das erfährst Du jetzt noch nicht. Du weißt jetzt einstweilen genug.«

»Nein, ich weiß nicht genug. Das von der Kriegskasse kannst Du Dir erst ausgesonnen haben, um mich zu fangen; ich beiße aber an diese Angel nicht an.«

»Ja was willst Du denn noch wissen?«

»Wo sie liegt.«

»Droben in den Bergen.«

»In welchen Bergen?«

»Nicht weit von Bouillon.«

»Ah! Kennst Du den Ort?«

»Nein; aber mein Vater weiß ihn.«

»Woher weiß er ihn denn?«

»Dummkopf; weil er selbst die Kriegskasse dort vergraben hat!«

»Er selbst? Ach, so ist er es gewesen, der sie damals gestohlen hat?«

»Ja. Aber Du wirst ihn doch nicht verrathen?«

»Fällt mir gar nicht ein! Aber theilen muß er mit mir! Verstanden?«

»Das thut er auch, wenn Du mich zur Frau nimmst.«

»Aber ich setze den Fall, er thut es nicht, wenn ich dann Dein Mann bin?«

»So schlage ich ihn todt und nehme ihm das Geld ab. Ja, gewiß, das thue ich.«

»Donnerwetter! So hast Du mich also sehr lieb?«

»Dummkopf! Würde ich Dich sonst zum Manne haben wollen und Dir so viel Geld geben?«

»Ja, Du hast Recht. Aber woher weißt Du, daß sie bei Bouillon vergraben liegt?«

»Der Vater sagte es mir.«

»Aber wenn er Dich belogen hat?«

»Ich bin ihm nachgegangen, als er Geld holte; ich habe mich überzeugt.«

»So mußt Du doch den Ort gesehen haben!«

»Nein. Er lief mir zu schnell; ich verlor ihn aus den Augen. Ich mußte also umkehren. Aber als er dann nach Hause kam, hatte er alle Taschen voller Goldstücke.«

»Du bist ihm wirklich bis Bouillon nachgegangen?«

»Ja, noch weiter.«

»Wohin?«

»Bis über den Ort hinaus, am Wasser hin. Dann geht es links ab am Berg empor.«

»Weiter.«

»Man kommt im Wald an eine Hütte. Dort verlor ich ihn aus den Augen.«

»Hm! Man müßte ihm nachschleichen!«

»Das ist nicht nöthig. Er theilt ja mit Dir.«

»Wird er das wirklich thun?«

»Ganz sicher. Er wollte ja mit Fabier auch theilen. Aber diesen mag ich nicht. Ich kann ihn nicht leiden. Er ist klug und falsch; Du aber bist dumm und gut!«

»Ah, ich danke Dir! Daß er falsch mit Dir war, habe ich längst gewußt.«

»In wiefern?«

»Er läuft der Tochter in der Waldschänke nach.«

»Ah, das hast Du also auch gewußt? Ja, er hätte mir mein Geld abgenommen und es zu ihr hingetragen. Aber ich bin pfiffiger als er. Ich nehme mir einen Mann, den ich eher betrügen kann, als er mich. So muß man es machen.«

Fast hätte Königsau laut aufgelacht und sich dadurch kläglich verrathen. Doch wurde das Gelächter von der männlichen Stimme reichlich besorgt; dann sagte sie:

»Du meinst also, mich betrügen zu können?
Da muß ich außerordentlich vorsichtig zu
Werke gehen, um nicht zu sehr über das
Ohr gehauen zu werden!«

»Thue das immerhin! Deine Klugheit habe
ich nicht zu fürchten. Aber jetzt habe ich
nicht länger Zeit zu unnützen Gesprächen.
Gehe fort und komme lieber heut Abend
wieder, wenn meine Arbeit beendet ist.
Adieu.«

»Adieu!«

Königsau hörte das laute, klatschende
Geräusch eines schallenden Schmatzes und
dann eilig sich entfernende Schritte. Er trat
an eins der Laubengangfenster und blickte
hindurch. Er sah ein klein aber sehr
untersetzt gebautes Mädchen, schmutzig
gekleidet und mit wirr um den Kopf
hängenden Haaren, das Gesicht voller
Blatternarben und Sommersprossen. Das
Wesen sah eher einer Kretine als einem
normal gestalteten Menschen ähnlich und
der boshafte Blick des kleinen Auges

machte es noch abstoßender. Das also war Barchands Tochter, die Nebenbuhlerin der schönen Bertha Marmont! Welch ein Unterschied zwischen Beiden!

Der sich Entfernende war ein Mensch mit Säbelbeinen und einem ungeheuren Kopfe. Als er sich noch einmal umdrehte, um seiner Geliebten zuzulächeln, bildete dieses beabsichtigte Lächeln eine höchst verunglückte Fratze, welche sich wie eine tragische Larve um sein Gesicht legte.

Diese Beiden paßten allerdings zusammen wie selten zwei Andere.

Königsau zog es vor, auf das Gras für das Pferd zu verzichten, und lieber Brod für dasselbe geben zu lassen. Er wollte lieber von dem Mädchen gar nicht bemerkt sein. Im Laufe der belauschten Unterhaltung war es ihm fast bange um seine Kriegskasse geworden. Es hatte allen Anschein gehabt, als ob das Mädchen den Ort kenne, an welchem dieselbe versteckt lag. Als sich dann jedoch herausstellte, daß dies nicht

der Fall sei, fühlte er sich so erleichtert, daß er tief Athem holte.

Aber während er nach dem Gastzimmer zurückkehrte, kam ihm doch wieder ein beunruhigender Gedanke.

»Sollte sie den Ort dennoch wissen und sich gegen diesen Menschen nur verstellt haben?« fragte er sich. »Das wäre möglich, aber nicht wahrscheinlich. Sie hätte dann sicher nicht erzählt, daß sie ihrem Vater fruchtlos nachgelaufen sei.«

Damit beruhigte er sich. Er versorgte sein Pferd, bezahlte sodann seine geringe Zeche und ritt weiter.

Sein Aufenthalt in den beiden Schänken und die Belauschung der Marodeurs hatten doch mehr Zeit in Anspruch genommen, als von ihm beabsichtigt worden war. Der Tag neigte sich bereits seinem Ende zu, und als er wieder in die schmale, von hohen Bäumen eingefasste Waldstraße einritt, dämmerte es bereits in derselben.

Er gab seinem Pferde die Sporen, um rascher vorwärts zu kommen.

Es war so unheimlich still im Walde, eine Stille, ganz geeignet, den Gedanken und Befürchtungen eines besorgten Gemüthes Audienz zu geben.

Er malte sich die Scene aus, wenn die von Vouziers zurückkehrende Geliebte von Vagabunden überfallen würde. Seine Einbildungskraft war dabei so lebhaft beschäftigt, daß er seine Pistole zog und das Pferd zu größerer Eile trieb.

Die Schatten der Nacht neigten sich tiefer und tiefer herab. Es war nun vollständig dunkel geworden, so daß er den Weg nicht mehr zu erkennen vermochte. Er verließ sich ganz auf das Pferd, dessen Huftritte auf dem weichen Boden des Waldweges fast gar kein Geräusch hervorbrachten.

Da war es ihm, als ob sein immer vorauslauschendes Ohr das dumpfe Rollen vernommen hatte. Da vorn blitzte zu

gleicher Zeit ein Schuß auf, dem mehrere andere folgten, so daß die Echos derselben vervielfältigt durch den Wald erdröhnten. Weibliche Stimmen riefen um Hilfe.

Da spornte er sein Pferd zu größter Eile.

Jetzt tauchten vor ihm zwei dünne, schwache Lichter auf, sie kamen aus den beiden Laternen des überfallenen Wagens. Ein Gedanke kam ihm. Der Galopp seines Pferdes mußte ihn den Vagabunden verrathen. Er erhielt dann jedenfalls ihre Schüsse, ehe er in der Dunkelheit im Stande war, einen von ihnen zu erkennen und auf ihn zu schießen. Jetzt aber hatten sie sein Nahen jedenfalls noch nicht bemerkt.

Er hielt sein Pferd an, band es an den nächsten Baum und nahm die Pistolen des Barons aus den Satteltaschen, in denen sie stacken. Er steckte sie in die Außentaschen seines Rockes und nahm seine eigenen in die Hände. Dann eilte er vorwärts, indem er während des Laufens die Hähne aufzog.

Als er abstieg war er vielleicht zweihundert Schritte von dem Wagen entfernt. Er brauchte keine Minute, um diese Strecke zurückzulegen. Der weiche Boden dämpfte den Schall seiner Schritte. Als er nahe genug war, um die Scene zu erkennen, hielt er an und schlich sich im Dunkeln nun langsamer näher.

Er hörte die Stimme von Frau Richemonte, welche soeben versicherte:

»Aber wir haben in Wahrheit kein Geld mehr bei uns!«

»Vornehme Damen und kein Geld? Hahaha!« rief eine rauhe Stimme. »Steigt aus! Wir werden Alles durchsuchen, Euch auch und Eure Kleider. Ist eine halbwegs hübsche unter Euch, so wird sie für Euch Alle bezahlen, wenn Ihr kein Geld habt.«

Frau Richemonte wurde herausgezogen. Dann leuchtete der Kerl mit der einen Wagenlaterne abermals in das Innere des Wagens hinein.

»Alle Wetter!« rief er. »Die ist hübsch, die ist reizend! Ein solches Püppchen haben wir noch nicht gefunden. Heraus, mein Schatz! Heraus!«

Das eine Pferd lag erschossen am Boden; das andre stand schnaubend und zitternd daneben. Der Kutscher saß auf seinem Bock und rührte sich nicht, und um den Wagen herum standen neun dunkle, martialische Gestalten, welche neugierig versuchten, in den Wagen zu blicken.

»Ja, heraus mit ihr, wenn sie hübsch ist!« rief Einer, sich näher drängend. »Das giebt endlich einmal ein Vergnügen, wie es Unsereinem willkommen ist.«

Er langte in den Wagen hinein, um Margot mit herauszuziehen. Sie stieß einen Ruf des Entsetzens aus und versuchte, sich zu wehren.

»Das nützt Dir nichts, feines Liebchen!« lachte der Eine. »Heraus muß Du, dann

halten wir Hochzeit zwischen neun
Bräutigams und einer Braut.«

»Und ich gebe meinen Segen dazu, Ihr
Halunken!«

Mit diesen Worten Königsau's krachte auch
sein erster Schuß; der zweite folgte
augenblicklich. Die beiden Kerls, welche
dem Wagenschlage am Nächsten standen,
stürzten, zum Tode getroffen, zur Erde
nieder.

»Hugo, mein Hugo! Ist es möglich?«
jubelte Margot auf.

Sie hatte die Stimme des Geliebten erkannt,
obgleich es ihr unerklärlich sein mußte, ihn
grade hier gegenwärtig zu sehen.

»Ja, ich bin es, Margot. Keine Angst
weiter!« antwortete er.

Während dieser Worte schoß er zwei
Andere nieder, ließ die abgeschossenen
Pistolen fallen und zog die geladenen

hervor. Die Vagabunden waren von seinem Erscheinen so sehr überrascht, daß sie im ersten Augenblicke ganz vergaßen, sich zur Wehr zu setzen. Jetzt aber bemerkten sie, daß sie nur einen einzelnen Gegner vor sich hatten. Da erhob Einer sein Gewehr zum Kolbenschlage und rief:

»Hund, das sollst Du büßen. Deine Pistolen sind nun abgeschossen. Fahre zur Hölle!«

»Fühle, ob sie abgeschossen sind!«
antwortete Königsau.

Er hielt ihm, ehe der beabsichtigte Hieb herniedersausen konnte, den Lauf vor die Stirn und jagte ihm eine Kugel durch den Kopf.

Da erscholl aus dem Wagen ein schriller Angstschrei:

»Gott! Hugo, hinter Dir!«

Er drehte sich auf diesen Zuruf Margots blitzschnell um und hatte gerade noch Zeit,

sich auf die Seite zu werfen. Einer der Kerls hatte von hinten auf ihn angelegt, um ihn zu erschießen. Der Schuß krachte, aber die Kugel verfehlte ihr eigentliches Ziel und fuhr einem seiner Kameraden in die Brust, welcher sich soeben auf den Lieutenant hatte werfen wollen.

»Esel!« röchelte er noch zornig, ehe er zu Boden sank.

Zu gleicher Zeit aber schoß Königsau auch den ungeschickten Schützen nieder.

Jetzt bekam auch der Kutscher Muth. Er sprang vom Bock und faßte den Einen der beiden noch übrigen Marodeurs. Dieser wehrte sich verzweifelt, konnte sich aber von dem stämmigen Knechte nicht losringen.

»Ich werde Dir lehren, mir die Pferde zu erschießen!« zürnte dieser. »Jetzt bist Du daran, Hundsfott.«

Er riß ihn zur Erde nieder und knieete auf ihm.

Der Letzte suchte durch die Flucht zu entkommen, wurde aber noch zur rechten Zeit von der Kugel des Deutschen erreicht. Dieser trat nun rasch zum Kutscher, um diesem Beistand zu leisten.

»Ist nicht nöthig!« meinte dieser jedoch.
»Der Kerl ist todt. Ich habe ihm die Seele aus dem Leibe gequetscht.«

Königsau untersuchte den am Boden Liegenden und fand allerdings, daß er von dem Kutscher erwürgt worden war.

»Ja, er ist todt. Es war der Letzte von den Neun. Wir sind fertig!« sagte er.

»Ist es wahr, Hugo? Ist der Sieg vollständig?« klang es aus dem Wagen heraus.

»Ja,« antwortete er, zum Schlage tretend.

»O, wie danke ich, wie danken wir Dir.«

Sie stieg, nein, sie flog heraus und in seine Arme. Ihre Lippen legten sich wieder und immer wieder auf seinen Mund, bis sie, sich besinnend, plötzlich frug:

»Aber Mama? Wo ist Mama? Sie mußte aussteigen!«

Es war Alles so schnell gegangen, und Königsau hatte seine Aufmerksamkeit so sehr auf die Feinde zu richten gehabt, daß er gar keine Zeit gefunden hatte, des Weiteren auf die Mutter der Geliebten zu achten.

»Hier liegt sie!« antwortete der Kutscher, mit der noch brennenden Wagenlaterne zu Boden leuchtend.

Die andre war dem Räuber entfallen, als ihn Königsau's Kugel traf.

»Mein Gott, hier am Boden!« rief Margot.
»Sie ist doch nicht etwa von einer Kugel getroffen worden?«

Der Deutsche knieete nieder und untersuchte Madame Richemonte.

»Sie ist nur ohnmächtig, meine Margot,« sagte er. »Es hat nichts zu bedeuten. Aber war nicht die Frau Baronin bei Euch?«

»Ja. Dort im Wagen ist sie noch.«

Der Kutscher leuchtete hin, und so sah Königsau die Dame grad im Begriff, auszusteigen.

»Monsieur, wir haben Ihnen Vieles, vielleicht das Leben zu verdanken,« sagte sie. »Nehmen Sie einstweilen meine Hand, und sorgen Sie dann, daß wir diese Stelle verlassen können. Mir graut vor diesen Todten.«

Erst jetzt beachtete Margot, welche bei ihrer Mutter knieete, die umherliegenden Leichen.

»Gott, wie entsetzlich!« rief sie schauernd.
»So Viele waren gegen uns?«

»Neun Mann,« antwortete Königsau.

»Und die Alle hast Du besiegen müssen, Du Einziger?«

»Nicht Alle,« lächelte er. »Einen hat der Kutscher überwunden. Aber siehe, da erwacht Mama.«

Wirklich gab Frau Richemonte jetzt Lebenszeichen von sich. Nur die Angst um die Tochter, welche sie durch die bestialischen Menschen bedroht sah, hatte ihr das Bewußtsein geraubt. Jetzt erhob sie sich langsam in Margots Armen.

»Sind sie fort? Sind sie fort, diese Menschen?« fragte sie ängstlich.

»Sie sind nicht mehr zu fürchten,« antwortete Margot. »Hugo hat gesiegt.«

»Hugo? Ah, ja, ich besinne mich; er war da. Wo ist er?«

»Hier bin ich, Mama,« antwortete er.
»Wollen Sie nicht versuchen, wieder in den

Wagen zu steigen?«

»Ja, das will ich,« antwortete sie. »O, wie viel haben wir Ihnen zu danken, mein lieber Sohn. Sie erschienen uns wie ein Engel. Aber wie sind Sie an diesen Ort gekommen? Und gerade im Augenblicke der größten Gefahr?«

»Ich kam über Sedan nach Roncourt, um Sie zu besuchen. Dort hörte ich von dem Herrn Baron, daß Sie nach Vouziers gefahren seien und des Nachts zurückkehren würden, ohne eine schützende Bedeckung bei sich zu haben. Ich hatte von der Unsicherheit dieser Gegend gehört und ließ mir darum sogleich ein Pferd geben, um Ihnen entgegen zu reiten.«

»Welche Aufmerksamkeit, welche Courtoisie! Und welche Tapferkeit haben Sie hier bewiesen!« sagte die Baronin.
»Aber, meine liebe Margot, ich werde mich ganz gehörig mit Ihnen zanken müssen.«

»Warum?« fragte das schöne Mädchen.

»Ich bemerke jetzt, daß Herr von Königsau Ihnen näher steht, als Sie mich ahnen ließen. Sie hatten kein Vertrauen zu mir.«

»Verzeihung, meine Liebe!« sagte da an Margots Stelle ihre Mutter. »Ich allein trage die Schuld, daß Dir verschwiegen blieb, daß Margot die Verlobte des Herrn von Königsau ist. Ich bin überzeugt, daß Du meine Gründe billigen wirst, sobald ich sie Dir mitgetheilt habe.«

»Ich zürne Dir nicht, denn ich werde Deine Gründe anerkennen müssen. Aber, Monsieur, wie werde ich Sie jetzt in Roncourt zu nennen haben? Sie sind natürlich zu mir eingeladen.«

»Ich werde Sie bis nach Hause begleiten, Madame,« antwortete Königsau. »Wenn Jemand nach mir fragt, so nennen Sie mich einfach hm.«

»Ah, ich habe einen Verwandten meines Namens in Marseille. Der sollen Sie sein.«

»Was ist er?«

»Seecapitän.«

»Der Marine?«

»Nein, des Handels.«

»Gut, ich acceptire. Aber, was ist das? Das Sattelpferd stürzt auch.«

»Es muß auch eine Kugel erhalten haben,« meinte der Kutscher.

»So wollen wir nachsehen.«

Als er nach dem Thiere leuchtete, fand er es am Verenden. Es hatte eine Wunde in der Brust. Das andere war längst todt.

»Was ist da zu thun?« fragte die Baronin rathlos. »Wir müssen ja fort!«

»Mein Pferd befindet sich in der Nähe,« meinte Königsau. »Wir schirren es ein, nachdem wir die beiden todten Thiere entfernt haben. Es wird uns nach Hause bringen, wenn auch langsam. Im Nothfalle leihen wir uns in Le Chêne ein zweites. Wir sind ja gezwungen, dort einzukehren, um Anzeige zu machen.«

Er ging und brachte bald den Braunen herbei. Es machte sich bei der mangelhaften Beleuchtung schwer, die beiden getödteten Pferde aus dem Riemenzeuge zu bringen. Noch waren Königsau und der Kutscher damit beschäftigt, als sich das Rollen einiger herankommenden Wagen vernehmen ließ.

»Man kommt,« sagte der Kutscher. »Es kann hier Niemand vorüber; die Straße ist zu schmal. Diese Leute werden einige Minuten halten müssen.«

*